This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,031,382

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

7. 8.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1874.

21105

Schillers lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

I. Schiller als lyrischer Dichter.

Zweite neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1874.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Sphären,
Schwang ſich das ſchaffende Genie.

Herrn Prof. Dr. Joachim Meyer
in Nürnberg.

Wo es Verständniß und Kritik von Schillers Werken gilt, da gebührt Ihnen die erste Stimme. Denn keiner der Lebenden hat mit solcher gründlichen Gewissenhaftigkeit, verbunden mit reifem Urtheile und inniger Aneignung, sich diesen reichen Schätzen genaht, wie Sie, hochgeehrtester Freund, dessen bereiten Mittheilungen ich so manches verdanke. Möge nur bald ein günstiges Geschick Ihre große kritische Ausgabe des Dichters erscheinen lassen, dem Sie so viele Jahre, dem Sie auch Ihre äußere Stellung geopfert haben! Wie viel hier noch zu leisten, entgeht keinem Kundigen, wenn auch Unverstand, Anmaßung und böser Wille eine solche Thätigkeit herabzusetzen suchen.

Ihnen, dem vertrautesten Kenner, sei auch die Erläuterung von Schillers lyrischen Gedichten freundlich dargebracht! Sie werden am besten die Selbständigkeit und Bedeutung der Arbeit zu würdigen wissen; Ihnen wird auch die Wichtigkeit der vorangeschickten ausführlichen Darstellung Schillers als lyrischer Dichter nicht entgehn, welche die ganze Entwicklung seiner Lyrik in eingehender Berücksichtigung aller darauf bezüglichen Einflüsse und Umstände zu geben und gleichsam den Boden

Die zwei entgegengesetzten und doch innig zusammenhängenden Seiten deutschen Wesens, tiefes Gemüth und edles Sinnen, sprechen sich bedeutsam in den beiden Geistern aus, welche den Höhepunkt unserer neuern klassischen Dichtung bilden. Wie sie zu dieser Vollendung gelangt, ist eine so anziehende wie belehrende, in ihr innerstes Wesen einführende Betrachtung. Wenn bei Goethe die glühende Leidenschaft der Liebe als wichtigstes Bildungsmittel sich herausstellt, so rang Schiller mit der ganzen Kraft seiner auf das Sinnen gestellten Natur allmählich aus der ihn umnebelnden Tiefe sich zu jener Sonnenhöhe empor, auf welcher alle für dichterische Würde empfängliche Jahrhunderte ihn bewundern werden.

Keine hervorstechenden Spuren dichterischer Anlagen zeigten sich bei dem ernsten, fromm-sinnigen Knaben, den schon der Drang nach wirksamer Thätigkeit ergriffen hatte; denn dasjenige, was man bei Schiller darauf deuten zu dürfen glaubt, finden wir häufig genug auch bei solchen aufgeweckten Köpfen, denen die Muse ihre Gaben vorenthalten. Nur ein gewisser eindringlicher Ernst und das Streben, auf seine Weise die ihm von außen entgegengebrachten Formen nachzuahmen, leuchten uns aus seinen dichterischen Anfängen hervor. Wenn er in seinem zehnten Jahre als Schüler der untersten Klasse der lateinischen Schule seinen Eltern in gereimten Versen zum neuen Jahre Glück wünschte, so hatte er gewiß ähnliche längst gehört, und seine Kenntniß der geistlichen

Lieder des Gesangbuches gab ihm die äußere Form zu diesen Reimereien ganz gewöhnlichen Schlages, die in vierzeiligen jambischen Strophen mit wechselnden weiblichen und männlichen Reimen so unbehülflich einherschreiten, daß es schwer hält, darin eine Arbeit des Lehrers zu erkennen. Die Ehre der lateinischen Schule erforderte es, daß der Knabe sein Glückwünschchen auch in lateinische Prosa übersetzte, und so ist es nicht auffallend, daß er beide zugleich den Eltern übergab. Nicht bedeutender kann der feierliche Fluch und Segenspruch gewesen sein, die er in Folge seiner erregten Stimmung von einem Hügel über zwei Dörfer ergehn ließ. Der Knabe, der sich in Predigten versuchte, dem lateinische Verse so wohl flossen, daß er darin alle seine Mitschüler übertraf, konnte auch wohl aus dem Stegreife einige deutsche Verse hersagen, die seinen allein dabei gegenwärtigen Mitschülern gefallen mochten, ohne daß sie irgend von Bedeutung gewesen wären. Nicht anders können wir über das deutsche Gedicht urtheilen, welches er in seinem dreizehnten Jahre am Vorabend der Konfirmation hinwarf, um den Zweifel seiner Mutter zu beschwichtigen, ob er von der Würde der seiner wartenden heiligen Handlung ergriffen sei. Erst auf der herzoglichen Pflanzschule, in die er nach vollendetem dreizehntem Lebensjahre gelangte, und wahrscheinlich nicht gleich in der frühesten Zeit, scheint er die ersten Gesänge von Klopstocks Messias und dessen Oden kennen gelernt zu haben, letztere vielleicht zuerst nur in der Sammlung, welche sein unglücklicher Landsmann, der Dichter Schubart, herausgegeben hatte. Außer diesen scheinen Virgils Aeneis und der hohe Schwung der biblischen Dichter die bedeutendste Wirkung auf ihn geübt zu haben. In sein vierzehntes Jahr fällt ein Lied an die Sonne*), das

*) Vgl. Henneberger im deutschen Museum von Prutz 1859, 777 ff.

später überarbeitet in der Anthologie erschien. Ein episches Gedicht, in welchem er den israelitischen Gesetzgeber Moses zu verherrlichen gedachte, dürfte kaum weit gediehen sein. Im dritten Jahre seines Aufenthaltes auf der Karlsschule begann Schiller das Studium der Rechtswissenschaft, das ihm aufgenöthigt war, da er selbst sich sehnte, dem Vaterlande als Gottesgelehrter zu dienen, was er dem Herzog zu vertrauen nicht anstand. Je weniger er sich von den juristischen Vorlesungen über die in Deutschland geltenden Rechte und das Naturrecht, später über das römische Recht angezogen fühlte, um so mehr scheint er sich dem Lesen der Dichter gewidmet und sich auch in metrischen Nachbildungen versucht zu haben. In dieser Zeit wird ihn Gerstenbergs schon vor sieben Jahren erschienener Ugolino, auf den ein Freund ihn aufmerksam machte, durch die Gewalt der Sprache und die kräftige Darstellung der grausen, tiefste Rührung weckenden Handlung entflammt und zu dem Drama die Christen begeistert haben, worin die schreckliche Verfolgung und die heldenhafte Aufopferung der Blutzeugen des beseligend in die Welt getretenen neuen Glaubens seiner schwärmerischen Einbildung einen willkommenen Stoff boten.*)

Die Verlegung der zur Kriegsakademie erweiterten Pflanzschule nach Stuttgart war für den eben ins siebzehnte Jahr getretenen Schiller nicht allein durch die Versetzung aus der stillen Einsamkeit in die belebte Hauptstadt wie durch den nun gestatteten Uebertritt zur Arzneiwissenschaft von großer Wichtigkeit, son-

*) Es beruht wohl auf einem Irrthum, wenn Schillers Vater sagt, er habe sein erstes Trauerspiel die Christen in seinem dreizehnten Jahre geschrieben. Ja man darf auch zweifeln, ob er es wirklich vollendet, ob ihm nicht die Kraft zur Ausführung versagt habe. Von einem dramatischen Gedichte Absalon erinnerte sich Schiller später nur der ihm dabei vorschwebenden Ideen.

dern ganz besonders für seine dichterische Entwicklung durch die nähere Bekanntschaft, welche er mit dem als Professor an die Akademie getretenen acht Jahre ältern Balthasar Haug, dem Herausgeber des schwäbischen Magazins, machte. Dieser wurde auf Schillers dichterische Versuche aufmerksam, und er suchte den jungen Dichter, in welchem er einen neuen Schubart ahnte, auf seine Weise zu leiten; manche ihm noch unbekannte deutsche Dichter dürfte er ihm zugänglich gemacht haben. Unter den Lieblingsdichtern von Schillers Jugend finden wir Uz, Haller und Schubart genannt. Er selbst bemerkt zwanzig Jahre später in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, seine Bekanntschaft mit den neuern Dichtern der Franzosen und Deutschen habe ihn verleitet, in dem Werke zuerst den Dichter aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über jeden Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen; aber die Neigung hierzu lag tief in ihm, und jene Dichter kamen ihr nur entgegen. Haug ließ schon am Ende des Jahres 1776 unter der Chiffre Sch. ein Gedicht Schillers, der Abend, ein Seitenstück zu Hallers Morgengedanken, mit Verbesserung einiger Reimfehler, deren viele noch stehn geblieben, in seinem schwäbischen Magazin erscheinen.*) Das Gedicht habe einen Jüngling von sechszehn Jahren zum Verfasser, bemerkte er hierbei, der, wie ihm scheine, schon gute Autores gelesen habe und mit der Zeit os magna sonaturum bekommen werde. Es ist halb hallersche Naturschilderung, halb klopstockscher Hymnus; zur Odenform hat sich Schiller hier noch nicht erhoben; er bedient sich jam-

*) Von der Freiheit, welche sich Schiller, wie alle schwäbischen Dichter der Zeit, nach der gangbaren Aussprache gestattete, hat Goedeke in der kritischen Ausgabe Schillers I, 384 ff. eine übersichtliche Zusammenstellung gegeben.

bischer in der Länge und Reimfolge wechselnder Verse, von denen zuweilen drei aufeinander reimen. Die Reime sind häufig unrein, so daß sogar ä und ö auf i, o auf u reimt, und mehrfach tritt statt eines Reimes dasselbe Wort ein. Von einer Schilderung der sinkenden Sonne*) geht der Dichter zu der Bitte an Gott über, ihn jetzt zu begeistern, daß er den Abend und dessen Schöpfer preisen möge, „durchströmt von paradiesischem Gefühl", das den Königen und Großen versagt sei. Der in der Bewunderung der hehren Natur beseligte junge Dichter gönnt den Königen gern ihre Welten, für sich wünscht er nur die Kraft des Gesanges. Hierbei schwebt wohl Klopstocks, später die Stunden der Weihe überschriebene Ode vor, in welcher diese die Stunden grüßt, die der Abendstern still über sein Haupt zu Erfindungen im Messias bringe. Die schöne Abendbeleuchtung, worin die Königsstadt und fern die grüne Haide erglänzt, und die liebliche Ruhe des Abends führt er weiter aus, wobei der Sang des Schäfers und der Nachtigal hervorgehoben wird. Den Uebergang zum Preise der Gottheit bahnt er sich durch die Verse:

Ha! wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle Dich, Unendlicher, erheben,
Zerflossen in melodischem Gesang!

---

*) Wenn es hier heißt:

Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her,
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angesicht der Königin,

so schweben Hallers Verse im angeführten Liede vor:

Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

dern ganz besonders für seine dichterische Entwicklung durch die nähere Bekanntschaft, welche er mit dem als Professor an die Akademie getretenen acht Jahre ältern Balthasar Haug, dem Herausgeber des schwäbischen Magazins, machte. Dieser wurde auf Schillers dichterische Versuche aufmerksam, und er suchte den jungen Dichter, in welchem er einen neuen Schubart ahnte, auf seine Weise zu leiten; manche ihm noch unbekannte deutsche Dichter dürfte er ihm zugänglich gemacht haben. Unter den Lieblingsdichtern von Schillers Jugend finden wir Uz, Haller und Schubart genannt. Er selbst bemerkt zwanzig Jahre später in der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, seine Bekanntschaft mit den neuern Dichtern der Franzosen und Deutschen habe ihn verleitet, in dem Werke zuerst den Dichter aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über jeden Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen; aber die Neigung hierzu lag tief in ihm, und jene Dichter kamen ihr nur entgegen. Haug ließ schon am Ende des Jahres 1776 unter der Chiffre Sch. ein Gedicht Schillers, [illegible] Abend, ein Seitenstück zu Hallers Morgengedanken, mit [illegible] besserung einiger Reimfehler, deren viele noch [illegible] lieben, seinem schwäbischen Magazin erscheinen.* [illegible] einen Jüngling von sechszehn Jahren zum [illegible] hierbei, der, wie ihm scheine, schon gute A[illegible] mit der Zeit os magna sonaturum beko[illegible] hallersche Naturschilderung, halb klopsto[illegible] form hat sich Schiller hier noch nicht [illegible]

*) Von der Freiheit, welche sich Schill[illegible] Zeit, nach der gangbaren Aussprache ges[illegible] Ausgabe Schillers I, 384 ff. eine übersi[illegible]

bischer in der Länge und Reimfolge wechselnder Verse, von denen zuweilen drei aufeinander reimen. Die Reime sind häufig unrein, so daß sogar ä und ö auf i, o auf u reimt, und mehrfach tritt statt eines Reimes dasselbe Wort ein. Von einer Schilderung der sinkenden Sonne*) geht der Dichter zu der Bitte an Gott über, ihn jetzt zu begeistern, daß er den Abend und dessen Schöpfer preisen möge, „durchströmt von paradiesischem Gefühl", das den Königen und Großen versagt sei. Der in der Bewunderung der hehren Natur beseligte junge Dichter gönnt den Königen gern ihre Welten, für sich wünscht er nur die Kraft des Gesanges. Hierbei schwebt wohl Klopstocks, später die Stunden der Weihe überschriebene Ode vor, in welcher diese die Stunden grüßt, die der Abendstern still über sein Haupt zu Erfindungen im Messias bringe. Die schöne Abendbeleuchtung, worin die Königsstadt und fern die grüne Haide erglänzt, und die liebliche Ruhe des [illegible] ter aus, wobei der Sang des Schäfers und [illegible] ehoben wird. Den Uebergang zum Preise [illegible] sich durch die Verse:

[illegible] wärmt und lebt von tausend Leben,
[illegible] Unendlicher, erheben,
[illegible] melodischen [illegible] sang!

[illegible] Saaten,

[illegible] strahlet
[illegible] glühn,
[illegible] aar, das wallet

[illegible] de vor:
[illegible] litzendem Rubine
[illegible] Feld.

Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen, aber nonsense, Undeutlichkeit, übertriebene Methatheſen. Wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — (Haug wagt nicht den Namen des unglücklichen Schubart zu nennen) einnehmen und ſeinem Vaterlande Ehre machen.“ Auffallend iſt die gewählte Strophe; denn Schiller verbindet hier regelmäßig drei Strophen des ſo oft von Klopſtock angewandten vierten asklepiadeiſchen Maßes zu einem Ganzen — eine dem Weſen ſtrophiſcher Dichtung widerſprechende Verbindung, wobei es noch als beſonderer Fehler gelten muß, wenn der Gedanke erſt im Laufe der folgenden Strophe ſchließt. Schon der Stoff verräth den Nachahmer Klopſtocks, der nicht allein in der Ode Friedrich V. dieſen preiſt, daß der Eroberer, ſeit er kaum zu fühlen begonnen, für ihn viel zu klein geweſen, ſondern auch in einer andern (Für den König) ausruft:

Weh dem Erobrer
Welcher im Blut der Sterbenden geht,
Wenn die Roſſe der Schlacht gezähmter wüthen,
Als der ſchäumende Held nach Lorbern wiehert!
Stirb! ſo tief ſie auch wuchſen,
Fand ſie des Donnerers Auge doch auf!
Flüche folgen ihm nach!

Auch ſonſt gedenkt Klopſtock des Fluches, welchen das Volk dem Eroberer nachruft. Schiller beginnt mit dem Fluche „glühenden Rachedurſts“, den ſein aufſchwellender Buſen dem Eroberer fluche, den er ausſtoße, wenn im Traume ihm Bilder des entſetzlichen Krieges erſcheinen; und dieſer Fluch, fügt er hinzu dringt zu den Todten hinab. Wenn er ſagt, aus dem Traume wache er wüthend auf, ſtampfe gegen die Erde, ſchalle mit Sturmgeheul den Namen des Verworfenen, ſo zeichnet er hier die leidenſchaftliche Aufregung, welche ihn ſelbſt bei ſeinen Dichtungen er-

faßte; denn einer seiner Jugendgenossen berichtet uns, daß er diese unter Stampfen, Schnauben und Brausen niedergeschrieben. Daran schließt sich die durch emphatische Ausrufe über die Greuel unterbrochene Schilderung des „Blutganges" des Eroberers, die in den Gedanken ausläuft, sein höchster Wunsch sei, von einem hoch bis zum Himmel gethürmten Felsen auf die von ihm zerstörte Welt herniederzuschauen, nach des Dichters eigenem überspannten Ausdruck,

Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegesluft,
Auf die Trümmer der Welt, auf die Eroberungen
Hinzuschwindeln im Taumel
Dieses Anblicks hinweggeschaut.*)

Ironisch fügt er hinzu, niemand könne das Glück fühlen, welches für den Eroberer schon in diesem Gedanken allein liege, den er hier noch einmal in einer noch schwülstigern Weise ausführt. Mit der aus den Polen gerissenen Erde schwingt er sich zu den Sternen, zerstört diese auch und hebt sich dann zum Sitze Gottes, von wo er seinen Blick an den zerstörten Himmelswelten weidet. Nur dieses kann der Sinn der freilich höchst unklaren Verse sein:

*) Hinzuschwindeln im Sinne schwindelnd hinzuschauen, was näher bestimmt werden soll durch „im Taumel dieses Anblicks hinweggeschaut", wo hinweggeschaut das Erlöschen des taumelnden Blickes bezeichnen soll (durch das Schauen hinweg, außer sich). Boxberger vermuthet „hinweggeschau'rt", das er vom Wonneschauer versteht, der ihn sich selbst gleichsam entrücke. Jeep will verbinden „auf die Eroberungen hinweggeschaut", so daß der Imperativ hier eine kühnere Verbindung für „hinwegzuschauen" wäre, „hinzuschwindeln — Anblicks" den Zweck des Hinwegschauens bezeichnete. Wenn nur nicht das vorhergehende „hinzuschwindeln" ganz offenbar in derselben Verbindung zu fassen wäre wie vorher „zu bäumen" („Hoch — zu bäumen, dann — hinzuschwindeln"). Gödeke vermuthet: „Dieses Anblicks? Hinweggeschaut!", aber „Hinweggeschaut!" ist hier ganz fremdartig.

Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole, dann
Auszustoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
Sternen an*) sie zu rudern,
Auch der Sterne Monarch zu sein**),

Dann vom obersten Thron, dort, wo Jehovah stand,
Auf der Himmel eine***), auf die zertrümmerte
Sphären niederzutaumeln —
O das fühlt der Eroberer nur!

Den Uebergang zum Fluche, der den Eroberer verfolgt, bahnt er sich durch die Bemerkung, dieser möchte nur alles Glück zerstören, um sich durch diese Zerstörung unsterblichen Ruhm zu erwerben.

Wenn die blühendste Flur, jugendlich Eden gleich,
Ueberschüttet vom Fall stürzender Felsen traurt†),
Wenn am Himmel die Sterne
Blassen, Flammen der Königsstadt,

---

*) An die Sterne, sternenwärts, wie himmelan. Sternen statt Sterne nach schwäbischem Gebrauche.

**) Der Gedanke, daß er es auf den Sternen eben so mache, wie auf Erden, wird kaum angedeutet.

***) Eine müßte hier einen Jambus bilden, eine Freiheit, der sonst in unserer Ode nichts Gleiches an die Seite zu stellen ist. Man erwartet statt eine ein die Zerstörung bezeichnendes Wort; unzweifelhaft schrieb Schiller der Himmel Ruin. Meyer billigte diese Vermuthung, die auch Gödeke aufnahm, ohne aber meiner zu gedenken, indem er bemerkte, Schiller habe Ruin wohl mit kleinen lateinischen Buchstaben geschrieben. Ganz verfehlt ist die Vermuthung aus dem Himmel herab.

†) Dieser erste Fall wird im weiter unten folgenden Nachsatz nicht berücksichtigt. Das Ueberschütten der Fruchtfelder mit stürzenden Felsen wird hier gleichfalls dem Eroberer zugeschrieben, ohne daß man sieht, was eigentlich damit gemeint sei. Der Gigantenkampf paßt hier gar nicht.

Aufgegeißelt vom Sturm, gegen die Wolken wehn,
Tanzt dein trunkener Blick über die Flammen hin.*)
Ruhm nur hast du gedürstet —
Kauf ihn, Welt!**) — und Unsterblichkeit.

In eigenthümlicher Wendung sichert der Dichter dem Eroberer Unsterblichkeit zu, nicht auf Erden, sondern im Jenseits, wo ewige Qualen seiner harren werden. Der Greis, dem er den Sohn, die Wittwe und die Waise, denen er den Gatten, den Vater geraubt***), fluchen ihm, daß er ewig für seine Schuld büßen möge. Sodann wendet er sich zum Gedanken, daß alles den Eroberer an seine Schuld mahnen muß, der Himmel, zu dem der letzte Hauch der durch ihn in der Schlacht Umgekommenen gedrungen, die Erde, auf welcher so viele ihm zum Opfer gefallen Dazwischen drängt sich des Dichters leidenschaftlicher

*) Es scheint dem Dichter der Brand Roms vorzuschweben, den Nero zu seiner Ergetzung veranstaltete. Die Königsstadt, ein klopstockischer Ausdruck, fanden wir schon im ersten Gedichte. Diese Deutung wird keineswegs dadurch widerlegt, daß Nero kein Eroberer war. Der Dichter nimmt eben nur diesen Zug zum Bilde seines Eroberers. In Fiesko sagt Gianettino (II, 12): „So steh' ich wie Nero auf dem Berge und sehe dem possierlichen Brande zu." Jeep will nach Boxberger an Persepolis denken, dessen Königsburg Alexander im Rausche auf den Wunsch der atheniſchen Buhlerin Thais verbrannte. Aber hier ist von der Königsstadt die Rede. Trunken steht bildlich, wie oben „trunken von Siegesluft". Von einem Sturme ist weder beim Brande von Rom, noch bei dem von Persepolis die Rede; denn an das Wehen der Flammen selbst ist kaum zu denken.

**) Mit scharfer Ironie; nicht er, der nach ihm verlangt, kauft ihn, sondern die Welt muß deshalb leiden, damit er seines Ruhmes sich freue.

***) In der Ode Friedrich V. sagt Klopstock, die Unsterblichkeit werde viel zu theuer „durchs Blut blühender Jünglinge Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft". Einen sterbenden Greis läßt er in der Ode für den König den Besten der Könige segnen. Den Gegensatz hierzu bildet Schiller's: „Röchelnd hofft es der Greis, du wirst unsterblich sein."

ihn nicht allzuoft auch bei Schiller selbst in solchen wilden Ausbrüchen leidenschaftlich gespannter Einbildungskraft finden.

Die beiden von Haug mitgetheilten Gedichte Schillers standen nicht vereinzelt da; wenn dieser auch nicht in leichtem Flusse, wie Goethe, sich ergoß, sondern, wie einer seiner Jugendgenossen sich ausdrückt, eines wahren Pressens und Herauspumpens bedurfte, so drängte es ihn doch allen ihn mächtig erregenden Gefühlen dichterischen Ausdruck zu geben, und es fehlte ihm nicht an gleichstrebenden Genossen, durch die er reichste Anregung erhielt, wie sie selbst durch ihn zu ähnlichen Versuchen getrieben wurden. Seine Freundschaft mit dem ein Jahr ältern Elsasser G. Fr. Scharffenstein entlockte ihm mehrere glühende Oden. In einem Gedichte, das die Freundschaft zwischen Selim und Sangir feierte, fand sich die unendlich matte Strophe:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
Wie Du mich, mein lieber Scharffenstein;
Selim liebte seinen Sangir zärtlich,
Wie ich Dich, mein lieber Scharffenstein.

Eine andere Ode, welche Scharffensteins mannhaftes Betragen gegen den ihm widerwärtigen Intendanten, den Obersten Seeger, besang, welches ihm eigentlich sein Herz gewonnen hatte, hielt Schiller selbst für sein Meisterstück. Auch hier war ohne Zweifel Klopstock sein Vorbild. Aber neben diesem hatten sich andere mächtigere Geister bereits seiner Seele bemächtigt. Shakespeares Riesengestalt war ihm aufgegangen, und wenn er sich auch empfindlich verletzt fühlte durch die Kälte, die Unempfindlichkeit, womit dieser im höchsten Pathos scherzen, herzzerschneidende Auftritte durch einen Narren stören könne, so riß ihn doch seine gewaltige Darstellungskraft zu höchster Bewunderung hin. Goethes Götz, Werther und Clavigo ergriffen ihn gewaltig und man-

ches aus diesen Dichtungen, das sich unauslöschlich ihm einprägte, riß ihn hin, ja Siegwart machte ihn zum Schwärmer. Auch Klingers wilde Dramen wirkten auf ihn. Noch inniger fühlte er sich durch den Julius von Tarent berührt, der Ostern 1776 ohne den Namen des bisher ganz unbekannten Dichters Leisewitz erschien; ja dieses Drama, das er beinahe wörtlich auswendig konnte, trieb ihn zu dramatischer Gestaltung. Zunächst versuchte er sich an einem wertherschen Stoffe; er schrieb, auf Veranlassung einer Zeitungsnachricht vom Selbstmorde eines Studenten, einen Studenten von Nassau, den er aber selbst vernichtete. Bald darauf unternahm er ein in der Handlung dem Julius von Tarent ähnliches Drama aus der Geschichte der Mediceer, die Verschwörung der Pazzi; doch auch dieser Versuch entsprach seinen Forderungen nicht, und er vernichtete ihn. Aber bald ergriff ihn ein neuer Stoff, er faßte den Plan zu den Räubern; indeß blieben diese über den seine Thätigkeit immer dringender fordernden Studien der Arzneikunde zunächst liegen. Hatten die dramatischen Versuche die lyrische Dichtung in den Hintergrund gedrängt, so trat diese jetzt wieder mehr hervor, da sie nicht eine so andauernde Beschäftigung wie ein die ganze, volle Seele anspannendes Drama in Anspruch nahm. Seine dramatischen Versuche hatten seine dichterische Bildung wesentlich gefördert, sein Urtheil geschärft, wenn auch nicht ganz gereinigt. Daß es ihm nicht an einem Gegengewicht gegen sein dichterisches Selbstgefühl fehle, sollte er seinem feurig geliebten Scharffenstein danken, dessen Unglaube an seinem Talente ihn freilich bitter verdroß, so daß es darüber zum Bruche kam. Dieser warf ihm vor, es sei bloß Prahlerei, Phantasie gewesen, daß er ihn zum Freunde gewählt, er habe nur einen haben wollen, um ihn anzusingen. In dem erhaltenen Briefe, in welchem Schiller nach dem Bruche ihm sein

Unrecht vorhält, schreibt er: „Wie oft hab' ichs hören müssen von Dir und dem Boigeol (einem andern, die Mathematik besonders eifrig treibenden Mitschüler), bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sei, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung, von Gott, Religion, Freundschaft ꝛc. Phantasie, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen. — Erinnerst Du Dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder so was, z. E. Amynt von Kleist, was Du da sagtest? Es sei freilich kein Schwung darin, keine Bilder, aber Gefühl, anderes Gefühl als in meinen Gedichten; es sei nichts ausgericht mit meiner Malerei, Herz sollt' ich haben oder dergleichen." Er kommt weiter auf den Vorwurf zurück, es mangle ihm das Wesentliche der Freundschaft, ein volles Herz; sein Gefühl liege nur in der Feder oder in Erinnerungen aus Klopstock. Freilich habe er Klopstock viel zu danken, aber es habe sich tief in seine Seele gesenkt und sei zu seinem wahren Gefühl, zum Eigenthum geworden, was wahr sei, was ihn trösten könne im Tode. Wie bitter ihn auch Scharffensteins Unglaube und der endliche Verlust seines Selim traf, der dann Ende 1778 die Karlsschule verließ, jedenfalls war sie ein kräftiges Mittel gegen Selbstüberhebung und eitles Gebaren mit errungener Dichtergröße, in welcher so manche Halbtalente oder bloße Wortdichter sich gefallen. Das Gefühl, daß wahres Dichterfeuer in seinen Adern glühe, konnte ihm nichts rauben.*)

*) Anfangs April kam Kaiser Joseph unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Stuttgart, von wo aus er am 7. der Karlsakademie einen Besuch machte. Eine nach der Ueberschrift auf die Ankunft in Stuttgart gedichtete Ode in den gangbaren sechsversigen jambischen Strophen, in welchen der dritte und sechste Vers männlich, die beiden ersten und der vierte und fünfte weiblich reimen (von Schillers Gedichten ist das Hochzeitsgedicht von 1783 das erste darin geschriebene), brachte das schwäbische Magazin bald darauf

Schon in den beiden Glückwünschen, die Schiller im Namen der Akademie und der in naher Verbindung damit stehenden Ecole des Demoiselles auf den Namenstag der Reichsgräfin von Hohenheim zu machen veranlaßt wurde*), zeigt sich ein ruhigerer

---

ohne Unterschrift mit der Bemerkung: „Dieses kleine Gedicht ist, wie es scheint, von einem jungen Menschen. Es hat zwar keinen förmlichen Plan; doch von der Ode sowohl die Größe als auch den Zuschnitt, nur daß es nicht immer gleich erhaben ist. Wir halten zwar nicht dafür, daß man jugendliche Arbeiten zu strenge beurtheilen soll; die Gesetze sind gleichsam ein Blei an die Flügel junger Dichter. Doch muß man denen, aus denen etwas werden kann, nachhelfen, und hier ist der Fall.“ Sechs der elf Strophen werden als nicht übel bezeichnet. Gödeke schreibt mit Boxbergers Zustimmung die Ode Schiller zu, aber sie scheint nicht einmal von einem Schüler der Akademie verfaßt, was Gödeke aus Strophe 8 schließen will:

Dir, Karl, verdanken diese Szene
Dein Hof, Dein Volk und Deine Söhne,
Dir, Karl, und Deinem Teckathen.
Du zog'st, nach weisenden Aeonen,
In unsern Hain aus fernen Zonen
Den Vater von Teutonien.

„Unser Hain“ bezeichnet die Anlagen von Hohenheim. Wäre der Dichter ein Zögling der Karlsakademie gewesen, so würde er sich als einen der Söhne Karls eingeführt haben. Ueberhaupt würde ein solcher eben den Besuch der Akademie vor allem gefeiert haben.

*) Hoffmeister setzt sie in das Jahr 1778, aber sie könnten auch in das folgende fallen, in welchem Schiller auf Befehl des Herzogs die Rede zum Geburtsfeste der Reichsgräfin von Hohenheim hielt. Der Namenstag der Reichsgräfin Franzisca fällt auf den 9. März. Von Hoffmeister bis Gödeke, der das Jahr 1777 vermuthet, hat man hier allgemein Geburtstag (10. Januar) und Namenstag mit einander verwechselt. In einer Rede Schillers zu einem andern Namenstag der Reichsgräfin stehen die Verse

Selig ist der Freundschaft heilig Band,
Sympathie, die Seelen Seelen traut,
Eine Thräne, wenn die Hand die Hand bethaut,
Und ein Auge, das das Auge schaut.

Ton, aber freilich auch, besonders im Glückwunsch der Akademie, eine Ungewandtheit der Darstellung, die fast wie eine Ermattung der Kraft aussieht, die sich theils aus jenem Uebergange, theils aus einer gewissen Befangenheit erklären dürfte, welche ihn der Reichsgräfin gegenüber befallen mochte. Der Glückwunsch der Akademie ist in vierzeiligen Strophen von fünffüßigen, abwechselnd weiblich und männlich reimenden jambischen Versen gedichtet, der natürlicher fließende Spruch der Ecole des Demoiselles dagegen in vier zehnzeiligen Strophen von wechselnder Reimform und Länge der Verse. Reime, wie Grazien und stehn, strömt und schwemmt, Empfindung und Wendung, Empfinden und könnten, fehlen nicht. Eine Uebersetzung des Sturmes im ersten Buche der Aeneis unter der Ueberschrift: „Der Sturm auf dem tyrrhener Meere", in Hexametern nahm Haug am Ende des Jahres 1780 in sein schwäbisches Magazin auf, mit der Anmerkung: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer." Der Dichter erstrebte hier mehr eine freie, schwungvolle Nachbildung als eine wortgetreue Wiedergabe. Der Vers ist freilich noch kunstlos, da der Dichter mit dem Ausdruck zu ringen und keine strengern Gesetze nach genauerer Beachtung des Gewichtes der Silben und feiner Beobachtung sich gebildet hatte.

Wie Schiller die einseitige Verehrung Klopstocks aufgegeben, so hatte er sich auch in seinen lyrischen Dichtungen mehr der heitern oder spottenden Ansicht des Lebens zugewandt, während er den ganzen bittern Ernst und die leidenschaftliche Glut für seine Räuber aufsparte, die ihm immer im Sinne lagen, wenn er auch

---

Auch soll Schiller zum Geburtstag des Herzogs ein kleines Vorspiel, das Jahrmarktfest, geschrieb.n haben, das er mit den andern Schülern der Akademie aufführte.

von dauernder Beschäftigung damit lange Zeit zurückgehalten war. Zur Wendung seiner Stimmung trug ein genaueres Verhältniß mit dem mehr als ein Jahr jüngern Sohne Haugs wesentlich bei, der an Scharffensteins Stelle in den dichterischen Bund trat, zu welchem Schillers ältere Freunde Petersen und Hoven gehörten; denn Haug, der schon damals durch seinen Hang zu witzigen Einfällen den scharfen Epigrammatiker verrieth, riß seine Genossen zu epigrammatischen und witzigen Dichtungen hin. Manches damals entstandene Gedicht Schillers ging später in die Anthologie über.*) Doch bei diesen heitern, scherzhaften Dichtungen, wozu auch eine als Preisaufgabe vom Bunde gesetzte Rosalinde im Bade gehört haben wird, blieben die Freunde nicht stehn. Herders Volkslieder (1778 und 1779) und Bürgers Gedichte (1778) regten die Behandlung von Sagen an. Aber auch dem höhern klopstockischen Tone entsagte der Dichter nicht ganz. Von einem Gedichte die Gruft der Könige ist uns nur der erste Vers erhalten:

Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte.

Hier schwebten dem Dichter wohl die Stellen aus Klopstocks Elegie Rothschilds Gräber vor:

Ernst, in Sterbegedanken, umwandl' ich die Gräber (der Könige) und lese
Ihren Marmor, und seh' Schrift wie Flammen daran. —
Furchtbar schimmert die himmlische Schrift: Dort sind sie gewogen,
Wo die Krone des Lohns, keine vergängliche, strahlt. —
Heiliger kann kein Tempel dir sein als dieser voll Gräber
Deiner Ahnen, und nichts mehr Dir Erinnerung sein,
Daß es alles Eitelkeit ist und Thaten der Tugend
Dann nur bleiben, wenn Gott auch von dem Throne Dich ruft.**)

*) Die Schiller zugeschriebene Schilderung des menschlichen Lebens gehört seinem Freunde Armbruster an.

**) Schubarts berühmte Fürstengruft war freilich schon 1779 gedichtet.

Auch im Anfange der Ode Kaiser Heinrich spricht Klopstock ähnlich von den Marmorsärgen der Fürsten. Ein Triumphgesang der Hölle, in welchem Schiller den Satan alle Erfindungen aufzählen ließ, die er zum Verderben des Menschengeschlechts gemacht, soll regellos, unförmlich, aber voll grauenhafter Schönheit gewesen sein. Die jungen Dichter hatten eine ziemliche Zahl von Gedichten zusammengebracht, deren Herausgabe nur deshalb unterblieb, weil man keinen Verleger fand, der eine namenlose Sammlung von Gedichten zu bringen bereit gewesen wäre.

Eine traurige Veranlassung zur Begeisterung bot dem Dichter der am 13. Juni 1780 erfolgte Tod eines der hoffnungsvollsten Zöglinge der Akademie, Christoph August von Hoven (des jüngern Bruders seines liebsten Freundes Wilhelm von Hoven), den er selbst mit dem Tode hatte ringen sehn. Die damals gedichtete Leichenphantasie spricht in schauerlichen Tönen die ganze Herbe des Geschickes aus, welche der Verlust des hoffnungsvollen, lebensfrohen Jünglings für den Vater und seine jungen Freunde in sich trug. Die Komposition hat etwas Eigenthümliches, die Rhythmen sind mit besonderer Kraft und Freiheit zum lebendigsten Ausdruck verwandt. In demselben Jahre 1780 vollendete Schiller die Räuber. Stammt auch das Stück wohl

---

aber erst 1783 erschien sie gedruckt, und mit derselben zu wetteifern hätte Schiller kaum einfallen können. Der Gegenstand lag gleichsam in der Luft, so daß mehrere Dichter darauf fallen konnten. Schubart hatte denselben schon viele Jahre, noch vor seiner Gefangenschaft, im Sinne gehabt. Die Nachricht, daß Schubarts Fürstengruft zu Schillers Zeit auf der Akademie eine große Aufregung hervorgebracht, scheint ebenso grundlos als die entgegenstehende, Schubart sei durch jenes Gedicht Schillers zu seiner Fürstengruft veranlaßt worden.

großentheils schon aus den frühern Jahren, so dürfte es doch die Gestalt, in welcher es zuerst erschien, ganz diesem Jahre verdanken. Auch die beiden Lieder, welche Amalia hier singt (sie sind später als Hektors Abschied und Amalia in die lyrischen Gedichte übergegangen), möchten ins Jahr 1780 gehören. Sie sind in trochäischen Strophen von sechs und vier Versen gedichtet; Form und Ausdruck lassen noch manches zu wünschen übrig, so daß sie rasch hingeworfen scheinen. Dasselbe gilt von dem Gespräche zwischen Brutus und dem Schatten Cäsars, das Karl Moor zur Laute singt, und in noch höherm Grade von den Räuberliedern.

Eben hatte Schiller die Akademie verlassen*) und war als Regimentsmedikus eingetreten, als ein neuer Verlust seine Trauermuse weckte. Es galt den Mitte Januar 1781 erfolgten Tod eines liebgewonnenen akademischen Genossen, Johann Christian Weckerlin aus Stuttgart, der vor fünf Jahren in die Akademie getreten war. Um dessen Andenken zu ehren und den Eltern einen Trost zu bereiten, beschlossen die Freunde, diesen ein Gedicht auf den Frühentrissenen mit ihren Unterschriften zuzusenden, dessen Abfassung Schiller übernahm. Der Dichter sucht hier alle Empfindungen, welche der Tod eines Jünglings weckt, in ergreifender Weise sich aussprechen zu lassen, den dumpfen Schmerz, die bittere Verzweiflung, den Zweifel an einem zukünftigen Wiedersehen, die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, das

*) Unter den Stammblättern ist eines eine Parodie von Klopstocks Preis der Freiheit in der Ode: Das neue Jahrhundert. Sie lautete:

O Knechtschaft,
Donnerton dem Ohre,
Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl.

gläubige Vertrauen auf die Auferstehung der Todten. Energische Kraft läßt sich dem Gedichte nicht absprechen, aber auch hier, und am wenigsten in der ursprünglichen Fassung, weiß er noch nicht Maß zu halten und er verirrt sich oft ins Unschöne. Die Strophen, mit Ausnahme der ganz abweichenden, die heitere Lebenslust des Entschlafenen schildernden dritten, bestehen aus der dreimal wiederholten vierzeiligen trochäischen Strophe, deren sich Schiller schon in andern Gedichten bedient hat. Seine scharfen Aeußerungen über die Niederträchtigkeit der Welt und die Zweifel über das Jenseits erregten in Stuttgart und in der Umgegend viel Anstoß, so daß sein Name, wie er scherzhaft einem Freunde äußerte, so berüchtigt ward, wie der desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Eine freudigere Veranlassung, seine Muse zu beleben, bot ihm die am 6. März erfolgende Rückkehr des Herzogs von einer Reise nach den norddeutschen Höfen, auf welcher er auch Goethe in Weimar wiedersah. Schiller feierte sie mit folgender Ode:

Dein Fürst ist da! — Laß rundherum erschallen
Des frohen Jubels lauten Silberton! *)
Komm, Wirtemberg, mit deinen Bürgern allen
Laut dankend vor des Wiedergebers Thron!

Groß zog er hin! — Die Schätze fremder Weisen
Zurückzubringen, die der laute Ruf versprach.
Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heißen,
Und diese Kunst der Gottheit ahmt er nach.

Der Fürst ist da! — Sagt, Thäler, es den Hügeln,
Ruf's, Erde, ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinenflügeln,
Zieht er itzt ein in unser Freudenthor!

Er kommt zurück, bringt Glück für Seine Kinder
Von Völkern mit, die Er gesegnet sah.

) Ein klopstockischer Ausdruck. Vgl. S. 29.)

Der Frühling fliegt voran, Sein herrlicher Verkünder;
Jauchzt, Bürger, jauchzt! — Karl und der Lenz ist da!

Sag, Ausland, schielst du nicht mit neidschen Blicken
Auf Wirtembergs glückselge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Sprecht, Nachbarn! sprecht! Ihr habt Ihn selbst gesehen —
Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?
Er ist gerecht — ihr selbst müßt es gestehen! —
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds!

Diese Jubelode, die der Zensor, weil er eine Beleidigung fremder Fürsten darin sah, beanstandete, war weniger durch glühende Verehrung des Herzogs erzeugt als durch die Nothwendigkeit, in den von Schiller um jene Zeit zweimal wöchentlich herausgegebenen Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen ein so wichtiges Ereigniß nicht unbesungen zu lassen.*) Von der schwärmerischen Verehrung Klopstocks war er jetzt so weit zurückgekommen, daß er, wenn er auch noch manche seiner Oden äußerst werth hielt, doch gegen andere eine herbe Kritik übte. In seinem Exemplare hatte er die Genesung, nebst manchen anderen, ganz durchstrichen, da er dieses Gedicht für eine leere Ausschmückung eines einfachen Gedankens hielt, und von den 18 Strophen der Ode an mein Vaterland behielt er nur die fünf ersten bei. Als ein Freund voll Theilnahme seines Gedichtes der Eroberer gedachte, rief er ablehnend: „O, damals war ich noch eine Sklave Klopstocks!"

Kurz vor oder nach den zuerst im Sommer 1781 erschienenen Räubern ließ Schiller das die Wollust scharf strafende Gedicht

*) Dort fehlt die zweite Strophe, die wohl der Zensor strich.

der Venuswagen, eine Nachahmung von Bürgers Gedicht Fortunas Pranger (1778) und in demselben Versmaß, gleich den Räubern, ohne seinen Namen erscheinen. Wir haben hier einen etwas ungeschlachten Erguß seines leidenschaftlichen Eifers gegen die so verderbliche als leicht sich einschmeichelnde Wollust, dessen beredte Breite und derber Spott nicht zum Ernste der Sache, „der Weisheit ernster Leier", stimmen, wie auch die Einkleidung als leichtfertige Spielerei erscheint. Triumphirend ruft ein Richter alle Welt mit Geklingel zusammen, alle Alter und Geschlechter, alle Stände, wobei er hervorhebt, wie alle diese der Wollust fröhnen; zuletzt fügt er in weiter Ausführung hinzu, die noch ganz unschuldigen Kinder, die heranreifenden Jünglinge, die schon von der Wollust Verstrickten, und auch die, welche bereits von ihr zu Grunde gerichtet sind, sollen erscheinen, um gegen die Verklagte zu zeugen, obgleich bisher noch nicht ausgesprochen ist, wer hier redend eingeführt wird und worum es sich handelt, wenn auch der Pfeile Cupidos und der „Göttin in den Ambradüften" schon gedacht ist. Jetzt erst deutet der von neuem zusammenläutende Dichter (das beginnende „Klingklang! Klingklang!" wird hier wiederholt) auf die vor den Venuswagen gespannte wollüstige Liebesgöttin, „die feile Cypria". Offenbar denkt er sich, daß sowohl die reine als die wilde Liebesgöttin auf dem Venuswagen fährt. Nachdem er sie arg angefahren, läßt er ihr den Rücken entblößen und für alle ihre seit Beginn der Welt begangenen Verbrechen sie mit Schlägen und Geißelhieben büßen, worauf dann das Protokoll verlesen wird von allem, was sie beim Verhöre geleugnet, später aber, als man sie deshalb geißelte, gestanden hat. Statt aber nun einfach das Protokoll zu verlesen, führt er zuerst in schärfster Weise aus, wie schmählich und verderblich sie auf die Fürsten wirke, die sie entnervt und zu Sklaven eines

gierigen Weibes macht (Str. 16—25). Selbst einen Alexander hat sie im Siegeslauf aufgehalten (Str. 26—28). Die kräftigsten, vom Drange nach Ruhm erfüllten Naturen hat sie zu Grunde gerichtet (Str. 29—31). Den Uebergang zu der Darstellung, wie Tugend und Geist von ihr gebrochen werden, macht der Dichter mit einer ernsten Mahnung an die Jünglinge (Str. 32—35). Ja auch Greise wurden von ihr geneckt und um so rascher ins Grab gebracht (Str. 36—40). Wie sie ärgsten Unfug unter den Nonnen anrichte, wird in schonungsloser Weise, mit ärgstem Spott auf die Klöster im Sinne der Zeit dargestellt, wobei sich Schiller auf Zimmermanns Schrift über die Einsamkeit (in der ersten Ausgabe) beruft (Str. 41—48). Auch in der Justiz und beim Klerus richtet sie manches Unheil an (Str. 49—53), wobei bitter angedeutet wird, daß man beim letztern die Sache zu vertuschen suche. Sodann spottet er nach einem nicht glücklichen Uebergange auf diejenigen, welche, wenn die Wollust sie unkräftig gemacht hat, sich frommer Beschaulichkeit weihen (Str. 54—57). Nachdem schließlich noch der unnatürlichen Wollust gedacht ist, läßt der zu höchstem Unwillen fortgerissene Richter die Verklagte fortführen, damit der Erzbetrügerin das Wort Tod zur Bezeichnung ihres Treibens als Brandmal auf die Stirn gedrückt werde. Das Ganze endet mit einem wenig angebrachten scherzhaften Schlusse: der Richter, den er eben vorgeführt habe, sei nicht in der bewohnten Welt zu finden, sondern wohne nur auf der fabelhaften Insel Atlantis. So löst er muthwillig die Wirkung des Strafgerichts auf, welche schon durch den leichtfertigen, nichts schonenden kalten Spott beeinträchtigt ist. Das Ganze ist mehr ein rhetorisches als ein dichterisches Erzeugniß, voll roher, übermüthiger Kraft, wahrscheinlich aus dem Anfange des Jahres 1781, wenn es nicht noch von der Akademie sich herschreibt.

Schiller wohnte bei der Wittwe eines vor zwei Jahren verstorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters, bei der im dreißigsten Lebensjahre stehenden Luise Dorothea Vischer, einer geborenen Stuttgarterin. Die magere Blondine, mit blauen schwimmenden Augen, hatte, wenn sie auch nichts weniger als schön war, für junge Männer durch eine gewisse Treuherzigkeit etwas Anziehendes; sie spielte auch ein wenig Klavier. Ihre beiden Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, hingen liebevoll an dem jungen Dichter, der, wenn er Abends zurückkehrte, mit ihnen schäkerte. Je näher er der jungen offenen Wittwe trat, an deren Schmerz und Sorgen er doch wohl Antheil nehmen mußte, um so näher lag es ihm, sich wenigstens dichterisch in sie zu verlieben und sie als Geliebte anzusingen, wie früher Scharffenstein als Freund. Frau Vischer ließ sich die überspannten Lauraoden gefallen, in welchen der junge Dichter seine schwärmerische, nicht aus dem Gemüthe, sondern aus überspannter Einbildung stammende Liebesglut ergoß. Es war nur ein vertrauliches, keineswegs leidenschaftliches, von sinnlicher oder geistiger Gluth geschürtes Verhältniß. Die Frau galt damals für ganz anständig.*) Schiller fuhr mit ihr und Frau von Wolzogen aus Bauerbach zur ersten Aufführung seiner Räuber nach Mannheim. Vor seiner Flucht ließ er sich durch seine Schwester Christophine auch „der Vischerin" empfehlen. Ehe er Mannheim verließ, bat er seine Eltern um eine Zusammenkunft in Bretten, wohin sie auch die Vischerin und die Wolzogen mitbringen möchten; letztere werde er jetzt vielleicht

*) Im März 1785 ließ sie sich von einem jungen von Braun aus Wien, der auf der Karlsakademie studirte, entführen, ward aber in Tuttlingen ertappt, wo ihr Schwager wohnte. Sie überlebte den Dichter elf Jahre; nach Stuttgart scheint sie nicht zurückgekehrt, sondern bei ihrem Schwager geblieben zu sein.

zum letztenmal sprechen. Das Verhältniß kann hiernach weder etwas Leidenschaftliches noch etwas Anstößiges gehabt haben. Von Bauerbach aus schrieb Schiller an sie, doch brach er mit ihr ab, weil sie seine Briefe andern mittheilte. Im September 1783 schreibt die Schwester Christophine dem Dichter: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischer wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder; es ist nicht recht, daß Du so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnehmung nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, sie hat Dir doch viel Freundschaft erwiesen." Schiller sandte ihr darauf durch einen Freund ein Marktgeschenk nebst seiner Silhouette. Einige Gedichte an Laura gab er mit ein paar andern an den ein Jahr ältern Gotthold Friedrich Stäudlin, den Herausgeber des schwäbischen Musenalmanachs, in welchem aber nur die Entzückung, und zwar verstümmelt, erschien. Sechs ausdrücklich an Laura gerichtete Lieder sind uns erhalten, aber auch in drei andern, der Triumph der Liebe, an die Parzen und meine Blumen, wird Lauras gedacht. In den eigentlichen Lauraliedern tritt schwärmerisches Gefühl in schwungvoller, meist sich überspannender Darstellung hervor. Der Dichter schweift, statt dem Glücke seiner Liebe wonnevollen Ausdruck zu geben, von der Gegenwart zu allgemeinen Gedanken, zu Ahnungen oder trüben Betrachtungen ab. Hat der Ausdruck sich auch zu höherer Würde erhoben, so fehlt es doch nicht an Grellem und Unschönem.*)

*) In der Anzeige der Anthologie, die Schiller in das württemberger Repertorium schrieb, sagt er: „Acht (Gedichte) an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch

Welch ein Unterschied zwischen diesen hochfliegenden, volltönenden, aber nicht ins Herz klingenden Liedern und Goethes so anmuthigen, gemüthvollen, die Seele ergreifenden Liebesgedichten. Den Namen Laura nahm der Dichter aus Klopstocks Oden die künftige Geliebte und Laura und Petrarch, obgleich auch schon andere Dichter nach Klopstock den Namen Laura für die Geliebte gebraucht hatten.*)

Alle diese Liebeslieder mit manchen andern erschienen am Anfange des Jahres 1782 in der von Schiller und seinen Freunden**) herausgegebenen, mit einem Kupfer des Apoll gezierten Anthologie für das Jahr 1782, durch die er den schwäbischen Musenalmanach von Stäudlin zu „zermalmen" gedachte. Der damals im väterlichen Hause lebende Stäudlin hatte bereits 1779 ein Gedicht Albrecht von Haller geschrieben, worauf er Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten folgen ließ. Schillers Unwillen hatte er dadurch erregt, daß er von den ihm mitgetheilten Gedichten nur eines, und zwar mit Auslassungen, aufgenommen, auch wohl sonst nicht besonders anerkennend sich

---

eine schlüpferig-sinnliche Stelle, in platonischen Schwulst verschleiert." In der Beurtheilung von Stäudlins Musenalmanach hatte er „Laura, vom Verfasser der Räuber", unter denjenigen Gedichten genannt, die den besten ihrer Art an der Seite zu stehn verdienten.

*) Die Vermuthung von F. A. Haakh, unter Schillers Laura sei ein junges Mädchen, eine Verwandte der Frau Vischer, zu verstehn, bestätigt sich nicht, wie sie an sich unwahrscheinlich ist. Schillers Freunde berichten von einem Verhältniß Schillers zu der Frau Vischer, eben weil sie einen Haltpunkt für die Lauraoden suchten und sonst keine Spur einer Liebesneigung Schillers zu dieser Zeit fanden.

**) Fr. W. von Hoven, Petersen, Haug. Die Angabe bei Döring, auch F. F. Pfeifer aus Pfullingen und ein Graf Zuccato hätten mitgearbeitet, verdient keinen Glauben. Aber vielleicht gehörte auch von Gemmingen zu den Mitarbeitern.

gegen ihn gezeigt hatte.*) Die satirische Widmung an den Tod verräth den Mediziner; auf sie folgt ein aus Tobolsko vom 2. Februar datirter Brief. Schillers Beiträge zur Anthologie (die Gesammtzahl der Gedichte beträgt 83) fallen großentheils in die Zeit seines Besuches der Akademie. Findet sich hier ja sogar sein im vierzehnten Jahre gedichtetes Lied an die Sonne, etwas verändert. Schillers Vater erwiedert im Jahre 1790 auf den Wunsch Schillers, seine frühern Versuche zu erhalten, seine meisten Gedichte ständen in der Anthologie, nur den Hymnus an Gott habe er unter seinen Papieren gefunden; da er diesen aber nicht mitsendet, so müssen wir auch diesen in der Anthologie suchen. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist ist hier die Hymne an den Unendlichen gemeint, die unter der Hauptchiffre Schillers in der Anthologie steht, welche freilich auch, aber unter einer fremden Chiffre, eine Ode an Gott enthält. Wie Schiller später im Musenalmanach Herder unter verschiedenen Chiffern auftreten ließ, um scheinbar die Zahl der Mitarbeiter zn vermehren, so erschien er selbst hier unter mehreren Chiffern. Da kaum anzunehmen, was freilich Adolf Schöll zu thun nicht ansteht, daß Schiller dieselbe Chiffer verschiedenen Dichtern beigelegt, so ergeben sich unzweifelhaft außer Y) (mit 21 Stücken) noch folgende Chiffern als Schillers Zeichen, M., O., v. R., R., W. und W. D., da unter diesen Chiffern Gedichte sich finden, die unzweifelhaft Schiller angehören. Dazu kommt nach anderm Zeugniß höchst wahrschein-

*) Schiller zeigte den Musenalmanach spöttisch im württemberger Repertorium an: „Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequake der Reimer", heißt es hier, „hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der „Melpomene," und er rühmt sodann die meisten Gedichte von Thill, Stäudlins Schwermuth, seine Laura, Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von . . . g. (Haug), O. (Hoven) und Arnsberger.

lich die Chiffre P.*) Auch ein mit † bezeichnetes gehört ihm höchst wahrscheinlich, wogegen man bei einigen andern Chiffern die Sache zweifelhaft lassen muß. Schiller nahm manches Unbedeutende auf, um nur Masse zu machen, wie er es selbst in der Beurtheilung der Anthologie ausspricht.

Unter seinen eigenen Beiträgen heben wir zunächst das Gedicht die Freundschaft hervor, welches das Glück der Freundschaft in ähnlicher Weise feiert, wie der Triumph der Liebe diese; es wird als einem ungedruckten Roman Briefe von Julius an Raphael angehörend bezeichnet. Seine Bewunderung Rousseaus, des großen Dulders, der blindem Hasse erlegen, spricht sich in dem seinen Namen tragenden grellen und schwülstigen Gedichte aus. Die schon oben angeführte Hymne der Triumph der Liebe war, wie Schiller in der Anzeige der Anthologie selbst andeutet, wohl auf Veranlassung von Bürgers Nachtfeier der Venus geschrieben. An sie knüpft auch das Gedicht die schlimmen Monarchen an, das mit den Versen beginnt:

Euren Preis erklimme meine Leier,
Erdengötter, die der süßen Feier
Anadyomenens sanft nur klang.

Hier weht die schärfste Bitterkeit und der ärgste Hohn, der sich besonders da ausspricht, wo er die Fürsten an den ihrer harrenden Tod mahnt, indem er sie an ihre Grüfte führt. Vielleicht ist das oben S. 27 erwähnte Gedicht, dessen erhaltener Anfang zum Versmaße unseres Gedichtes stimmt, zum Theil in die schlimmen Monarchen übergegangen. Zum Schlusse droht er:

*) Als die metzlersche Buchhandlung in Stuttgart 1798 die Anthologie mit einem neuen Titelblatte herausgab, bemerkte sie, vorzüglich die mit M., P. W. D. und Y bezeichneten Gedichte seien von Schiller.

Berget immer die erhabne Schande
Mit des Majestätsrechts Nachtgewande*);
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt!
Aber zittert vor des Liedes Sprache;
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache**)
Fürstenherzen kalt.

Das Gefühl seiner Mannheit spricht sich in übermüthiger Derbheit in dem Gedichte Männer und Kastraten aus, dessen „stolzes" Wort": „Ich bin ein Mann!" wohl aus Bürgers Männerkeuschheit (1778) stammt. In den als Fragment bezeichneten Versen an einen Moralisten spottet er darüber, daß die Alten, welchen der Genuß der Liebe versagt ist, nun der Jugend Moral predigen, während sie selbst die Wollust des Lebens aus vollem Becher gekostet, und er nimmt den frischen Sinnengenuß als ein dem Menschen zustehendes Recht in Anspruch. Das Gefühl betrogener Liebe erhält in dem Gedichte an Minna einen anmuthigen, innigen Ausdruck; noch lieblicher duftet das Lied an den Frühling, worin man Schiller kaum erkennt. Man sieht, dieser leichte, spielende Ton stand ihm auch zu Gebote, aber er liebte es sich zu überspannen. Welch ein Abstand von diesem uns anheimelnden Liede zu der Hymne an den Unendlichen und der Größe der Welt! In diesen beiden Oden hat der Dichter sich eines von Klopstock mehrfach gebrauchten Metrums bedient, aber nach dem zweiten Verse einen kurzen Vers eingeschoben und den letzten Vers verdoppelt, dazu auch in der erstern ein paarmal, in der letztern mit einmaliger Ausnahme je zwei

*) Wie in einem Hauskleide finden sie sich behaglich, indem sie in ihr Majestätsrecht sich hüllen.

**) Der Vers hat einen überzähligen Fuß.

aufeinander folgende Verse gereimt. Beide stammen wohl aus früherer Zeit; das zweite nahm Schiller später verändert auf, das erstere, für dessen ältern Ursprung ein Zeugniß vorliegt (oben S. 37), lautete also:

Zwischen Himmel und Erd' hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke Dich, Ewiger!

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünft'gen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt! — Den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben*)
Mit dem Griffel des Blitzes:
„Kreaturen, erkennt ihr mich?"
Schone, Herr, wir erkennen dich!

Wie mußte sich der junge Dichter freuen, Klopstock so überboten zu haben! Wenn Klopstock in der Frühlingsfeier im Gewittersturm das sichtbare Nahen des Unendlichen erkennt, der sich immer herrlicher offenbart, je näher das Gewitter kommt, wenn er in dem Blitze, dem „fliegenden Strahl", einen „neuen Zeugen des Nahen", sieht, und als dieser den Wald getroffen, ihn bittet, an ihrer Hütte vorüberzugehn, so klettert unser Dichter auf einen hohen Felsen, und da er unter ihm den Sturm sich sam-

*) Hat er, der Orkan.

meln sieht, bittet er den Ewigen, nun einen gewaltigen Orkan zu erheben, damit er, „der Endliche", der „vernünftige Wurm", darin die ganze Größe Gottes erkenne; aber als Gott durch den Blitz an die Kreaturen die Frage thut, ob sie ihn erkennen, sieht er, doch ja seine verderbliche Macht inne zu halten, indem er im Namen der Kreaturen ausspricht, daß sie ihn erkennen. Ueberall erkennt man hier den überspannten Nachahmer Klopstocks, der in der obern Luft eine Wiege des Sturms, im Sturm eine Orgel Gottes sieht. Das schone steht hier im andern Sinne als das klopstockische (Ode, 2, 6, 8. 81, 17), dem Horaz nachgeahmte schone mein!

Die Begrüßung eines schönen Morgens von einem verzweiflungsvoll Fliehenden, der entschlossen ist, noch an diesem Tage die Last des Lebens abzuschütteln, enthält die Morgenphantasie (jetzt der Flüchtling überschrieben), worin gerade der Gegensatz der herrlich prangenden Natur zum tiefen Seelenelend des Flüchtigen den Dichter anzog. Ein Gegenstück hierzu bildet die mit † bezeichnete Winternacht, wo in der stillen, öden Mondnacht der Dichter sich mit Behagen seiner überstandenen Jugendjahre erinnert, und, wenn auch so mancher Traum seines Glückes verflogen ist, doch muthig in die Zukunft schaut, die zum Lohne für seine Gesänge ihm einen deutschen Lorbeerkranz reichen werde. Des Dichters Vorname und seine Stellung beim Regiment werden erwähnt. Das Gedicht ist rasch in gutem Humor hingeworfen, so daß es nur an mancher Stelle der Feile bedürfte. Der Gedanke, daß die Weisheit des Glückes nicht bedürfe, ohne welches die geistige Nichtigkeit nicht zu bestehn vermag, wird in dem allegorischen Gedicht das Glück und die Weisheit in knapper, einfacher Form glücklich dargestellt. Der Spott auf das leere Reimgeklingel im schwäbischen Musenalmanach, zu welchem

Schiller selbst und seine Freunde Beiträge geliefert, ist launig in der Rache der Musen eingekleidet, einer „Anekdote vom Helikon", die sich freilich nicht zu einem schönen Ganzen abrundet. Aehnlich ist der Spott auf die dintenkleckſenden Zeitungsschreiber in dem Gedichte die Journalisten und Minos in einen launigen Traum eingekleidet. Das Gedicht trägt die Jahreszahl 1781 und die Unterschrift Y. Beschreibender Art sind Tartarus und Elysium, letzteres in Form einer Kantate; es ist zwischen den Chor und fünf einzelne Stimmen vertheilt. Zu den gelungensten Stücken der Anthologie gehört die durch den Wechsel des Rhythmus glücklich malende Beschreibung einer Schlacht, in einer Bataille von einem Offizier. Dagegen ist die Pest, eine Phantasie, ein mißlungener Versuch, das Gräßliche derselben zu einem ergreifenden Bilde zu gestalten, wobei dem Dichter weder die Beschreibung Ovids Met. VII, 521—586, noch die des Lukrez am Ende des sechsten Buches vorgeschwebt zu haben scheint.*) In der Kindesmörderin läßt Schiller die Schuld des Verführers durch die Unglückliche, deren wilde Verzweiflung sie zu der blutigen That hingerissen hat, ergreifend schildern, was im gräßlichen Fluche geschieht, den sie ihm nachsendet; doch vergibt sie ihm endlich, weiht nur seine Briefe dem Untergang, und sie schließt nicht mit dem Fluche des Verführers, sondern ihrer Reize, die sie so weit gebracht. Fehlt es auch der

*) Wenn es am Schlusse heißt:

Leichenschweigen, Kirchhofstille
Wechseln mit dem Lustgebrülle,
Schrecklich preiset Gott die Pest,

so ist unter dem Lustgebrülle das der Pest selbst zu verstehn, nicht, wie man seltsam mißverstanden hat, das der Menschen. Beginnt ja auch das Gedicht: „Gräßlich preisen Gottes Kraft Pestilenzen, wüthende Seuchen."

dichterischen Sprache nicht an Wahrheit und Feuer, sind auch die Gefühle meist ergreifend dargestellt, ist auch alles vermieden, was den reinen Sinn verletzen kann, so tritt doch der äußere Rahmen der Handlung nicht klar genug hervor, ja erweist sich als fehlerhaft, und einzelne Ausdrücke überschreiten das Maß. In Graf Eberhard der Greiner von Württemberg, das als Kriegslied bezeichnet wird, ist der frische Ton des Volkslieds mit Glück angeschlagen. Nicht Bürger scheint dem Dichter hier vorgeschwebt zu haben, sondern Klopstocks Heinrich der Vogler. Das Versmaß ist auch dasselbe, nur besteht die Strophe hier aus fünf Versen, indem der dritte wiederholt wird. Dieselbe Chiffer mit dieser Romanze tragen Bacchus im Triller, worin der in das Trillhäuschen gesetzte Bacchus seiner bösen Folgen wegen getrillt, und so ähnlich bestraft wird, wie Cypria im Venuswagen, und ein in gewöhnlichster Volksweise sich bewegendes Bauernständchen. Unter der Chiffre P. findet sich eine Romanze in drei Büchern, der hypochondrische Pluto, ganz im drolligen Ton, den Bürger in der Behandlung der Sage von Europa angeschlagen hatte. Da der erkrankte Pluto weder dem Rathe seines Leibarztes, noch dem des „himmlischen Barbiers" Apollo folgen will, die ihm durch Latwerge oder eine Reise helfen wollen, so wird ein irdischer Arzt gerufen, der ihm ein Weibchen oder Nieswurz verordnet. In einem andern Gedichte der Satyr und meine Muse führt er launig aus, wie seine Muse ihm die Geißel des Satyrs gebracht, womit er die Narren peitschen wolle. In einem dritten, der einfältige Bauer, spottet er über Klopstock, der, wie sein Messias zeige, den Himmel sich ganz genau besehen habe und „hautganz durch die Hölle geloffen sei". Auch einer vierzeiligen Grabschrift auf einen guten Mann, der für Journalisten, die von ihm viel zu preisen hatten, zu spät gestorben sei, ist P. unter-

zeichnet.*) Schwache, gedankenarme Rednerei sind die drei mit W. bezeichneten Oden an die Sonne (aus Schillers vierzehntem Jahre), die Herrlichkeit der Schöpfung, ein Vater an seinen Sohn. Ein paar lose Spottgedichte Vergleichung und Aktäon stehen unter derselben Chiffer, wie Männer und Kastraten.

In freien, nur ausnahmsweise ein paarmal auf dasselbe Wort reimenden Versen ist das Monument Moors des Räubers gedichtet, welches die, wie Moor, von feurigem Geiste beseelten Jünglinge auffordert, sich nicht durch Bewunderung desselben zur Nachahmung reizen zu lassen, ähnlich wie Goethe seinem Werther in der zweiten Ausgabe ein paar Verse vorgesetzt hatte, welche die lieben Seelen, die den Unglücklichen beweinen, ermahnt, ihm nicht nachzufolgen. Das Gedicht leidet an Ueberspanntheit und manchen Unklarheiten, auch in der Komposition. So wird Karl Moor seltsam als „seines Geschlechts Beginner und Ender" bezeichnet, was bezeichnen soll, er habe sein Geschlecht zu hohem Ruhme zu erheben gewähnt. Vom Hochgericht heißt es, „es steige dem Throne gegenüber (den man zu erreichen strebe) als heißer Sehnsucht furchtbare Schranke". Am Anfange sagt er, Moor verstiebe in der „Wiege des offenen Himmels" d. h. am Galgen (vgl. S. 41); dann ist von Moors „schauernden Grabe" mit einem „steinernen Herold", einem Denkstein, die Rede, an

) Gödeke sagt von den mit P. unterzeichneten Gedichten, sie seien schwerlich Schillers erweisliches Eigenthum. Freilich spricht dafür nur die Angabe der metzlerschen Buchhandlung (S. 38), aber Kuno Fischer und Boxberger erklären sich mit Recht für Schiller, auf den besonders der hypochondrische Pluto deute. Zur Bezeichnung des Pluto als schwarzer Kaiser verweist Boxberger auf den Triumph der Liebe, wo ähnlich der schwarze König stehe.

welchem ein Mädchen seine Thaten gelesen und ihr Mitgefühl ihm geweiht, und der Dichter, der sie sieht, ruft ihr Amalia zu, indem er sie mit Moors Geliebter vergleicht, die auch vom Räuber nicht gelassen habe. Zuletzt mahnt er den Jüngling, der auf die Frage, ob ihn das Mal seines Räubers (der „steinerne Herold" am Hochgericht) reize, lächelnd vorübergeht:

Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn den Räuber findest du nicht.
Steh und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Das kann doch nur heißen sollen, der Räuber Karl Moor sei bloß eine Erdichtung,*) wodurch die ganze frühere Erwähnung des Hochgerichts mit seinem Denkstein als eine leere Einbildung schwindet.

Wir übergehen manches Zweifelhafte und Unbedeutende, und gedenken nur noch einiger Epigramme und der zwei dramatischen Szenen. Das Epigramm die Messiade:

Religion beschenkte dies Gedicht?
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht!

deutet entschieden darauf hin, daß die heilige Geschichte durch diese dichterische Ausschmückung nichts weniger als erbaulicher geworden. Von Spinoza heißt es:

Hier liegt ein Eichbaum umgerissen,
Sein Wipfel thät die Wolken küssen,
Er liegt am Grund. Warum?

*) Seine Sünde, seine Schande lebt, insofern andere in gleicher Weise sich wirklich zu Grunde gerichtet. Nur der Räuber Moor, auf dessen Namen die Sünde, die Schande vom Dichter übertragen ist, die Person lebt nicht in der Geschichte, hat nicht gelebt.

Die Bauern hatten, hör' ich reden,
Sein schönes Holz zum Baun vonnöthen,
Und rissen ihn deswegen um.

Hier wird darauf hingedeutet, daß die vermeinte Widerlegung und Verabscheuung gerade den gewöhnlichen Weisen und den Frommen erwünschten Stoff bot, sich in ihrer Art zu zeigen.*) Schiller gehört auch das Epigramm die Zuversicht der Unsterblichkeit:

Zum neuen Leben ist der Todte hier erstanden,
Das weiß und glaub' ich festiglich.
Mich lehrens schon die Weisen ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

Mit ähnlicher Laune wird in der Grabschrift eines gewissen Physiognomen die Physiognomik bespottet. Die Semele, eine lyrische Operette von zwei Szenen (zwei Strophen sind als Arie bezeichnet), ist ganz nach Ovids Darstellung Met. III., 253—315 ausgeführt mit lebhafter Schilderung von Junos Eifersucht, Semeles inniger Liebe und Jupiters Leidenschaft. Da die wirkliche Erscheinung von Semeles Tod durch den als Donnergott ihr nahenden Gott nicht gegeben werden sollte, läßt der Dichter, um einen wirksamen Schluß zu gewinnen, den Zeus im Augenblick höchsten Glückes durch Merkur einen Schäfer wieder ins Leben rufen, dessen Geliebte er auf seinem Grabe weinen gesehen; als aber dieser mit der Nachricht von der Vollziehung des Befehls zurückkommt, hat sich das Unglück entschieden, und so fordert er diesen auf, das eben geschaffene Glück sofort wieder zu zerstören. Oberons Aufträge an Puck in Shakespeares Sommernachtstraum schwebten hier wohl vor. Das

*) Umgekehrt hatte Herder 1774 im wandsbecker Boten und im göttinger Musenalmanach Luther als unerschüttert stehenden Eichbaum dargestellt, von dem der Sturm nur dürre arme Aeste darniedersause.

Gedicht fällt in die Zeit der Akademie. Der Dichter hat es selbst mit seiner Schwester Christophine aufgeführt.

Schillers Anthologie, die auch die schon einzeln gedruckte Elegie auf den Tod eines Jünglings und die Leichenphantasie brachte, ging außerhalb Württembergs unbeachtet vorüber; die Kritik blieb ganz stumm, nur Schiller selbst schrieb eine wohl berechnete Anzeige für das württemberger Repertorium. Stäudlin, gegen den sich die Anthologie besonders gerichtet hatte, unterließ nicht, sich in der gleich darauf erscheinenden Sammlung seiner Gedichte (vermischte poetische Stücke) an Schiller durch das Spottgedicht das Kraftgenie zu rächen, in welchem er ihm vorwirft, daß er im Rausche seiner Kraft Sittlichkeit und Geschmack entweihe und jeden geißle, der nicht mit ihm die Grenzen überfliege. In seinem folgenden Almanach setzte er den Kampf fort. Hoch erfreut aber wurde Schiller durch die begeisterte Aufnahme von Seiten Schubarts, der in einer feurigen Ode ihm für die Wonne dankte, die für ihn seinem Gesang entquollen, und Gott selbst durch einen Engel ihm seinen Dank und Gruß aussprechen und ihm befehlen ließ „den Aetherstrahl des Genius zu brauchen für Gott! für den Gesalbten Gottes! fürs Vaterland! zu stählen seiner Brüder milchzerfloßnen Muth! zu sprechen jenes Lebens Hoffnung ins Herz des Leidenden! die frömmere Thräne zu wecken in des Jünglings Blick! zu schleudern siebenfach gezackten Blitz, wenn Laster, Wahn, Unglaube, Christuslästerung aus aller Macht die Drachenhäupter heben!“ Mit besonderer Auszeichnung gedachte er der Lauraoden, der Hymne an den Unendlichen, der Gedichte die schlimmen Monarchen und Kastraten und Männer. „Gott gab ihm Sonnenblick, und Cherubs Donnerflug, und starken Arm zu schnellen Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen“, verkündet der Engel.

Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten
War Dein Stolz auf Erden hie.

Zu seinem eigentlichen Gegenstande bildet sich nun der Dichter den Uebergang durch die Verse:

Rang und Macht, die lächerlichen Flitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab, wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist nichts!

Aehnlich weist Klopstock die Könige häufig darauf hin, daß nur ihre Thaten sie ins Jenseits begleiten. Vgl. den Schluß der Oden an Bernstorff und Moltke, Friedensburg, für den König und die Elegie Rothschilds Gräber. Alle alten Krieger seines Herzogs ruft er an Riegers Bahre, aus welcher der Tod die ernste Mahnung spreche, daß im Jenseits Fürstengunst, Adel und Macht nichts gelten, nur Sittlichkeit Werth habe. Sodann kehrt er zu Rieger zurück, der sich auf Erden Schätze für jene Welt gesammelt habe, wodurch ihm jetzt ewige Seligkeit und vollste Erkenntniß zu Theil geworden,

Und die Wahrheit, leuchtend wie die Sonne,
Ihm aus tausend Röhren schäumt.*)

Das Gedicht schließt mit dem abschwächenden Ausruf:

Dorten sehn wir — jauchzet, Brüder! —
Dorten unsern Rieger wieder!

Dem Dichter galt es nur, den edlen Fürstendiener im Gegensatz zu den niederträchtigen Seelen zu schildern, welche ihre hohe Stellung zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihres Machtschwindels freventlich mißbrauchen. Manche in der Umgebung

*) Vgl. dazu Ged. 11, Str. 8, 9 ff.

des Herzogs mußten sich dadurch getroffen fühlen, und der Herzog selbst sich auf dieser Wage zu leicht finden, da auch er, den Schiller freilich noch vor einem Jahre als Beglücker seines Volks gepriesen hatte, nicht bloß gegen Rieger mit despotischer Willkür verfahren war, er nicht Recht und Förderung des Glückes seiner Unterthanen, sondern seine Machtvollkommenheit sich als Höchstes vorgesetzt hatte. So hatte der Dichter der Räuber auch hier seine freie Gesinnung auf eine Weise ausgesprochen, die den Herzog verletzen mußte. Die Hinweisung auf die ewige Seligkeit, auf das Umschlingen von Seraphinen, die Hervorhebung von Riegers Christenthum*) war nur ein dichterisches, von Klopstock erborgtes Kleid, da Schiller schon längst den Glauben an die Wahrheit des Christenthums abgestreift hatte. Auch hatte er das Lob Riegers übertrieben, dem das Leben nicht gerade zur „Folterbank" geworden war, wie es Schiller bezeichnete, und der selbst den armen Schubart genug gequält hatte; dazu war er von der lächerlichsten Eitelkeit erfüllt gewesen. Zwei Monate vor unserm Gedichte hatte Goethe die herrliche Feier auf Miedings Tod geschrieben, die aber erst einige Jahre später allgemein zugänglich ward. Goethe läßt in ähnlicher Weise ganz Weimar an den offenen Sarg des stillverdienten, ganz seiner Kunst lebenden Mannes treten, der ein so schweres Geschäft, wie der Staatsmann, mit eifrigster Sorge und bestem Geschick betrieben, wobei er auf seine Thätigkeit näher eingeht, und endlich den verdienten Kranz durch eine edle Künstlerin, als Vertreterin der Musen, ihm weihen läßt. Wenn in Schillers Gedicht leidenschaftlicher Grimm gegen die Niederträchtigkeit der Hofschranzen athmet, die sich nur in

*) In dem Krieger betete der Christ.
So hatte Klopstock von König Friedrich V. gesungen:
Ist ein Christ! und belohnt redliche Thaten erst!

das Gewand rührender Verehrung des edlen freien Mannes und Christen hüllt, so tritt bei Goethe die reinste Anerkennung bescheidenen, aber ehrenvollen Wirkens in ernster Ruhe herrlich hervor und versetzt uns ganz auf den Boden edler Menschlichkeit, die in tüchtiger, ernster Thätigkeit den Beruf und das Glück des Menschen sieht und nur hiernach jeden würdigt. Goethes Gedicht ist in fünffüßigen unmittelbar aufeinander reimenden jambischen Versen geschrieben, während Schiller in seinen gereimten trochäischen Versen sowohl in der Länge derselben als in der Reimform sich die möglichste Freiheit gestattet. Die Reime sind auch hier noch zum Theil sehr unrein, so daß selbst Seraphinen mit Harfentönen, bis dahin mit Segnenden reimt. Auch der Ausdruck erscheint häufig genug überspannt*), wogegen er zuweilen erlahmt.

In dieselbe Zeit mit der Ode auf Rieger fällt vielleicht ein Gedicht auf einen Hauptmann L. von Wildmeister, das uns verloren gegangen ist, wie manche andere Gelegenheitsgedichte, die besonders gedruckt wurden. In Stuttgart oder während seines ersten mannheimer Aufenthaltes muß auch ein längeres Gedicht Teufel Amor entstanden sein, in welchem die Verse vorkamen:

Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug.

Streicher, Schillers Gefährte auf der Reise nach Frankfurt, berichtet uns, der Dichter sei mit diesem durch Schönheit der Bilder, Ausdruck und Harmonie der Sprache ausgezeichneten Gedichte, was ihm selten begegnet, ganz zufrieden gewesen und habe

*) So soll die Redeweise, „die Riesenrüstung stolzer Größe zerdrückt manches große Heldenherz", nichts anderes heißen als die Ehrfurcht übertöne die Stimme des Herzens.

ihn mehrmals durch Vorlesung desselben erfreut. Der frankfurter Buchhändler, dem Schiller den Verlag desselben für 25 Gulden angeboten hatte, wollte nur 18 geben, und so zerschlug sich die Sache. Das Gedicht blieb ungedruckt, und ist uns so verloren gegangen. Wahrscheinlich schilderte es die Qualen der Liebe in heiterm Tone. Wir erinnern hierbei an die für den Faust bestimmte Szene Goethes zwischen zwei Teufelchen und Amor.

Im Dezember 1782 kam Schiller nach Bauerbach, wo er bei Frau von Wolzogen eine Zufluchtsstätte fand. Diese befand sich damals mit ihrer Tochter Charlotte in Stuttgart. Auf der Rückreise wohnte sie der Vermählung ihrer jungen unglücklichen Verwandten Eleonore von Ostheim auf dem Gute Nordheim bei Meiningen bei. Man hatte diese aus äußern Rücksichten gezwungen, dem weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb ihre Hand zu geben. Bei der Hochzeit erschienen die Braut und ihre Schwester, auch die Verwandten, in Trauerkleidern wegen des Todes ihres einzigen Bruders Fritz von Ostheim. Schiller, der davon Kunde erhielt, dichtete darauf die Verse:

O seh' ich sie, die Trauernden —
Ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien.
Drei sind es ja! — Und eine noch! — Wie nenn' ich sie!
Psyche! von ihnen so ersehnt.

Er hatte damals eben Wielands Grazien gelesen, wo Psyche, von den Grazien ersehnt, nur mit diesen wandeln will. Psyche sollte auf Frau von Wolzogen deuten, die drei Grazien auf die Braut, ihre Schwester und Charlotte von Wolzogen, von deren Neigung Schiller, der sie in Stuttgart gesehen, sich überzeugt hielt. Vor Neujahr kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter auf einige Tage nach Bauerbach, wo aber keine nähere Erklärung Schillers möglich war, weil Charlotte ihm mit offener Freund-

lichkeit entgegentrat, ohne irgend eine Herzensneigung zu verrathen. Am 3. Januar begaben sich beide Damen nach einem Gute des Kammerherrn Marschall von Ostheim. Hier und in Meiningen kam Schiller mehrfach mit ihnen zusammen. Um diese Zeit schrieb er auf eine Pflegetochter der Frau von Wolzogen, Henriette Sturm*), seinem dieser gegebenen Versprechen gemäß, ein durch Herzlichkeit und Frische ansprechendes Hochzeitsgedicht, das uns glücklich erhalten ist. Es ist in den damals beliebten jambischen Strophen von sechs Versen gedichtet, von denen der dritte und sechste Vers männlich aufeinander reimen, die übrigen unmittelbar nacheinander weiblich. Daß er lange nicht mehr gedichtet, spricht der Anfang aus.

Zum erstenmal, nach langer Muße,
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße,
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder,
Von Herzen strömen warme Lieder
Ins brachgelegne Saitenspiel.

Ernste Weisheit, beginnt er, wolle er heute der Braut singen, da ja die Weisheit nicht der Freude feindlich sei, sondern sie fester knüpfe. Aehnlich läßt Klopstock in der Ode die Braut sich von der Muse Urania mahnen, nur Freundschaft und Tugend zu singen. Tugendhafte glücklich zu sehn ist meine Lust, fährt er fort, aber leider jubelt nur zu oft das Laster. Du bist ein Mädchen von bestem Herzen; davon habe ich mich durch Deinen Antheil an anderer Schmerzen und Freuden überzeugt. Du brauchst dieses Lobes wegen nicht zu erröthen; denn ich weiß es und pflege keinem zu schmeicheln. Die eingeschobenen Worte: Frag

*) Sie war am 23. Juni 1752 geboren, vermählte sich mit dem Verwalter Schmidt in Waldorf bei Meiningen. Ganz verarmt starb sie am 3. Februar 1816.

nach oben! deuten auf die Machthaber hin (des „gekrönten Lasters“ hat er eben gedacht), und schwebt dem Dichter wohl zunächst das ihm so sehr verdachte Gedicht auf Rieger vor. Auch Klopstock hebt in den Oden Stintenburg und Fürstenlob mit großem Selbstbewußtsein hervor, daß seine Leier sich nie zur Schmeichelei erniedrigt habe. Hohe Abkunft und Würden erdrücken meist die Stimme des Herzens; ich liebe ein Herz, dem reines Gefühl wahren Adel gibt, wie es bei Dir der Fall ist.*) Der Dichter geht hierauf zu ihrer Pflegemutter Frau von Wolzogen über, welche sie aus niedern Verhältnissen herausgerissen, sie bewahrt und zu allem Edlen angeleitet habe, wobei er diese auf das höchste feiert. Ihr Leben sei ein schönerer Adelsbrief als der ihrer Geburt, der ihm verhaßt sei. Auch hier tritt wieder der Freiheitssinn des Dichters entschieden hervor, dem der Geburtsadel ein Greuel war, wie er denn schon eben seine Freude an einer Seele ausgesprochen hat, „der die Empfindung Ahnen gab“. Doch ist diese Aeußerung hier wohl nicht ohne Absicht; durch die versteckte Andeutung, wie wenig die adlige Geburt ein Hinderniß einer Verbindung sein könne, wollte er auf Charlotten wirken, welcher das Gedicht nicht unbekannt bleiben konnte. Nachdem er in einer besonderen Strophe zur Verbindung herzlich Glück gewünscht, das, weil sie ein Herz für Liebe und das Bewußtsein ihrer Pflichten habe, nicht fehlen könne, führt er die Luft der Liebe aus, die uns auf ewig an den Schöpfer knüpfe, indem sie das Herz erhebe. Auch bei dieser nicht besonders glücklichen Schilderung war es wohl auf Charlotten abgesehen, welche daraus

*) Wenn der Dichter sagt, kein Neid habe noch ihr Herz getadelt, so deutet er auf ihre bescheidene Verborgenheit, welche dem Neide, der das Edle zu verunstalten pflegt, noch keine Gelegenheit geboten.

entnehmen sollte, wie sehr sein Herz für Liebe schlage. Darauf schildert er, wie sie ihre Pflichten als Gattin musterhaft erfüllen werde. Hieran schließt sich eine Hinweisung auf die Mutterfreuden an, die er vergebens zu malen suche;*) der Jüngling vermöge dies nicht, er müsse seinen Pinsel wegwerfen. Frau von Wolzogen, der Mütter beste, werde ihr dies Glück schildern**), das er dann im einzelnen ausführt. Er schließt diese Ausführung mit dem Gedanken, eine Mutter würde die Freude an ihrem Kinde nicht um eine Krone tauschen. Nachdem er der Braut dies Glück verkündet, tritt etwas störend der Wunsch ein, sie möge dies Glück nie entweihen und ihre Pflegemutter nie vergessen, ihre Kinder mit innigstem Danke gegen diese erfüllen, welcher sie die gute Mutter verdanken. Der Ausdruck ist in den beiden letzten Strophen etwas gezwungen und unklar. Wenn ihre Kinder sich um sie im Spielen üben, so soll sie diese Frau von Wolzogen zuführen, daß sie ihr zu Füßen fallen und danken. Wie hängt das Spielen mit dem Zuführen zusammen, oder soll es gar ein bestimmtes Alter der Kinder bezeichnen? Ergießt sich auch das Gedicht in seinen 25 Strophen im ganzen leicht und anmuthig, so fehlt es doch auch nicht an Gezwungenem und die geschwätzige Breite wirkt erkältend. Am wenigsten dürfte die Komposition zu billigen sein. Doch dem Dichter war es vor allem darum zu thun, durch die Schilderung des ehelichen Glückes auf die Tochter der Frau von Wolzogen zu wirken, die daraus sein für dieses empfängliche Herz erkennen und für ihn gestimmt werden möge,

*) Das Wonnewort, die Mutter eines Kindes zu sein, schließe alles ein bemerkt er, was droben und auf Erden süß sei, also alles Glück, selbst das des Himmels.

**) „Was einer Mutterfreude glich?“ im Sinne, „daß nichts der Mutterfreude gleicht“.

und jene selbst, die er so gern seine Mutter nennen möchte, würdig zu feiern.

In Meiningen hatte der Herzog ihm den Plan zu einem Spottgedicht auf die militärischen Anstalten angegeben, welche der koburger Hof während seiner Krankheit gemacht hatte, um rasch vom Lande Besitz zu ergreifen. Dasselbe erschien, sehr verkürzt und von seinem Freunde Reinwald vielfach verändert, schon am 1. Februar im meininger Wochenblatt. Es führt den Titel: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib*), König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Ding wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronica gezogen und in schnakische Reimlein bracht von Simon Krebsauge, Baccalaur". Das mit gutem Humor in denselben Strophen wie das Hochzeitlied geschriebene Gedicht ist eine Parodie auf die Geschichte von Sanherib, wie sie im zweiten Buche der Könige 19, 32—36 berichtet wird. Dort heißt es: „Darum spricht der Herr vom Könige zu Assyrien also: Er soll nicht in diese Stadt kommen und keinen Pfeil drein schießen und kein Schild davor kommen, und soll keinen Wall darum schütten, sondern er soll den Weg wiederum ziehen, den er kommen ist, und soll in diese Stadt nicht kommen; der Herr sagts. Und ich will diese Stadt beschirmen, daß ich ihr helfe um meinetwillen und um Davids, meines Knechts, willen. Und in derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn, und schlug im Lager von Assyrien hundert und fünfundachtzig tausend Mann. Und da sie sich des Morgens frühe aufmachten, siehe, da lags alles eitel todte Leichname. Also brach Sanherib, der König von Assyrien, auf und zog weg, und kehret um, und bleibet zu Niniweh."

*) Der christliche Vorname Hugo soll wohl durch den Klang des Namens das Bild des Grimmigen hervorrufen.

Die wirklichen Verhältnisse sind auf das geschickteste benutzt und launig ausgeführt. Der Dichter setzt die Krankheit des Königs kurz vor dessen Vermählung, der aber sich bereits sein Weibchen aus dem Chaldäerlande mitgebracht. Herzog Georg hatte sich am 27. November 1782 mit Luise Eleonore, Tochter des Fürsten Christian Albert Ludwig von Hohenlohe-Langeburg, vermählt. Er erkrankte kurze Zeit darauf nach einer bei Römhild angestellten Jagd. In Koburg kam die Nachricht von seiner lebensgefährlichen Erkrankung sehr erwünscht, da Meiningen im Todesfalle an die koburgische Linie fiel. Nun war der Herzog von Koburg in solche Schulden verwickelt, daß der Kaiser schon vor mehrern Jahren eine Debit- und Administrationskommission eingesetzt hatte. Sofort wurden, wie man sagte, besonders auf Betreiben der Herzogin Sophie Antoinette, einer Tochter des Herzogs Ferdinand Albert zu Braunschweig-Lüneburg, kriegerische Anstalten getroffen, die Milizen aufgerufen und am neustädter Thore aufgestellt, und jedermann, der von Meiningen kam, begierig ausgefragt, da man baldmöglichst die Todeskunde zu erhalten wünschte. Den Herzog von Meiningen stellt Schiller als König Josaphat von Juda dar, der, wie das zweite Buch der Chronik berichtet, mächtig wider Israel ward und fünfundzwanzig Jahre wohlgefällig vor dem Herrn und glücklich in Jerusalem regierte. Die Ausdehnung des Reiches „von Dan bis Berseba" nimmt er vom Reiche Salomos her, der über Juda und Israel herrschte. Hebron gibt er dem Könige Josaphat als Residenz, obgleich schon David Jerusalem dazu erhob. Auffallend ist, daß in Folge der erwarteten Todeskunde an den Thoren der Stadt des Königs von Assur die ankommenden Reisenden ihre Pässe (Patente) zeigen und sich durchsuchen lassen müssen. Auch ist die Verweisung der nicht durch Pässe als sicher nachgewiesenen

Personen ins Narrenhaus ein wunderlicher Zug. Das Gedicht fließt sonst ungemein leicht in bürgerscher, fast blumauerscher Laune, welche die neuen Verhältnisse unbedenklich in das hohe Alterthum verlegt und nach allen Seiten neckisch ausschlägt. So heißt es hier:

Ein großer Herre, wie man weißt (sic),
Ist nicht wie unser einer.
Wenn unsre Seele weiter reist,
Drob kümmert sich wohl keiner;
Ein Schnuppen, den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

Drum nimmt Frau Fama*), nimmer faul,
Das Hifthorn von dem Nacken
(Man kennt ja schon ihr großes Maul
Und ihre dicken Backen):
„Fürst Josaphat liegt todtkrank da!"
Posaunt sie durch ganz Asia.

Bald darauf konnte er es nicht umgehn, einen Prolog zu einem von Kindern gespielten Stücke zur Feier der Wiederherstellung des Herzogs von Meiningen zu schreiben, die an dessen Geburtstag, am 4. Februar, im ganzen Lande begangen wurde. Bei Uebersendung desselben am 29. Januar schreibt er an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen: „Sie glauben nicht, wie wunderlich es mir vorkommt, aus zwei Schauspielen großen Inhalts (Maria Stuart und Imhoff) herauszutreten und Prologen für Kinderstücke zu machen." Einen Epilog habe er nicht machen können, da er das Stück nicht kenne, und ein solcher sich immer auf das Stück beziehen müsse. Das Gedicht umschreibt zuerst in 24 Versen die Schauspielkunst nach ihren Wirkungen; diese habe

*) Fama wird, als Verkündigerin aller Neuigkeiten, häufig auf dem Titel von geschichtlichen Nachrichten in dieser Weise dargestellt.

sich heute zu den spielenden Kindern herabgesenkt, um des Herzogs Wiegenfest zu schmücken, den er bittet, das Geschenk ihrer Dankbarkeit nicht zu verschmähen; er habe sie ja zum Silberquell der Musen geführt, das Gefühl in ihren Busen gegossen. Der Prolog beginnt mit einer und schließt mit drei sechsversigen Strophen, in welchen die beiden zuletzt erwähnten Gedichte geschrieben sind; zwischen ihnen stehen drei vierversige Strophen, in welchen der erste und dritte Vers weiblich, die beiden andern männlich reimen. Schiller schrieb an Reinwald, die Verse hätten keinen Werth als den guten Willen ihres Verfassers. Der Prolog ist wirklich ohne alles dichterische Leben, nur mühevoll zusammengearbeitet; die lyrische Muse hatte ihn verlassen.

Auch die Seelenspannung, worein die Neigung zu Charlotte den Dichter versetzte, trieb keine lyrischen Blüten, da er es nicht wagte, das Geheimniß seiner Brust der Geliebten zu eröffnen, und die glühe Flamme wahrer Liebe ihn nicht ergriffen hatte, sondern er nur in Charlotten die Erfüllung seines sehnsüchtigen Dranges nach häuslichem Glücke geahnt hatte. Die Nachricht, daß ein Schiller bekannter Hofjunker und Offizier von Winckelmann mit Frau von Wolzogen nach Meiningen kommen werde, erschreckte ihn, da er in diesem einen gefährlichen Nebenbuhler bei Charlotten fürchtete, auf so arge Weise, daß er in diesem Falle Bauerbach verlassen zu müssen erklärte. Freilich unterblieb dies und Schiller wurde wieder so heiter, daß er der heimkehrenden mütterlichen Freundin einen festlichen Empfang bereiten konnte. Doch bald nach der Rückkehr vertraute ihm Frau von Wolzogen, daß ihre Tochter jenen Herrn von Winckelmann wirklich liebe und daß die Thränen Charlottens in Stuttgart, welche der Dichter auf sich beziehen zu dürfen geglaubt hatte, diesem gegolten. Von Charlottens Bruder wegen des Charakters des Geliebten seiner

Schwester befragt, sprach er die Ueberzeugung aus, daß dieser seiner Schwester nicht unwerth sei. „Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie, wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum erstenmal liebt!“ Da Wolzogen seine Schwester Schiller anempfohlen hatte, dankte er ihm für diese große Probe seiner Liebe. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths, so kenn' ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist.“ Die Herzogin von Gotha hatte für Charlottens Erziehung jährlich hundert Thaler nach ihrer Verwendung ausgesetzt, war aber durch die ohne ihre Erlaubniß unternommene Reise derselben nach Stuttgart beleidigt. Frau von Wolzogen reiste nach Meiningen, um sich mit der Herzogin deshalb zu verständigen. Schiller wünschte nichts sehnlicher, als daß die Mutter sich von der Herzogin frei mache und die Tochter zu sich nehme. „Denken Sie daran“, schreibt er, „daß Sie nichts als elende hundert Thaler daran setzen, aber für Sich und die Lotte und auch für mich alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen Trauerspiel für die Lotte.“ Dabei sendet er Blumen an Lotten. Diese war unterdessen zu einer Frau Amtmännin gegangen, um dort die Wirthschaft kennen zu lernen. Zwei Tage später äußert er gegen Frau von Wolzogen: „Ich weiß nichts als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich

selbst in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann. Sehr gern schrieb ich an Ihre Lotte, aber ich scheue das Schicksal meines vorigen Briefs, und solche Briefe, als die Amtmännin lesen darf, muß mich ein anderer schreiben lehren." Wiederum spricht er das Verlangen aus, daß es mit der Herzogin zum Bruche komme. „Ich wollte Gott danken für Ihre Lotte; denn auf diese Art würden Sie, meine Freundin, ein Uebriges thun. Es bleibt dabei, ich schreibe eine Tragödie mehr, sobald die Herzogin ihre Pension zurücknimmt, und die Lotte soll die Pränumeration davon haben." An seinem Namen und am dichterischen Lorbeer liege ihm nichts mehr. „Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben. — Mit meinen vorigen Plänen ist es aus, beste Freundin, und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten soll. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. — Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie oder nicht, leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuersten Hinderniß, und ich weiß es, ich überwinde sie." Deutlicher brauchte sich Schiller nicht zu erklären, aber noch entschiedener thut er es am Schlusse des Briefes. Er hat vernommen, ein stuttgarter Herr habe Frau von Wolzogen in Meiningen sprechen wollen; sein Verdacht fällt auf einen Herrn von Pfaffenrath, mit dem ein Gerücht früher Lotten verlobt hatte, und auf Winckelmann. Sollte der letztere es sein, so möge Frau von Wolzogen es ihm sogleich mittheilen; er werde dann sofort nach Weimar gehn. Vor Pfingsten kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter nach Bauerbach. Um diese Zeit hatte das Verhältniß Winckelmanns zu Lotten durch eine von nichts weniger als von dessen inniger Liebe

zeugende Aeußerung, welche durch den Musiklehrer Weber ihrem Bruder zugekommen war, einen starken Stoß erlitten. Schiller, der sich einer längern Anwesenheit Lottens erfreute, schreibt darauf an den Bruder; „Wir haben Ihre liebe Schwester beinahe 14 Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint. Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eigenen Besorgnisse, die ich nicht anders als billigen muß, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand setze, dem gewissenhaften W., der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wohl wissen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Impertinenz jenes Herren, der das Herz Ihrer Schwester noch erst verdienen lernen müßte, eingeflößt hat. — Ich erwarte mit Ungeduld eine Antwort von Ihnen, und wünsche aus Gründen, die ich Ihnen ein andermal schreiben will, daß ich Ihren nächsten Brief an mich die Lotte schon sehn lassen dürfte.“ So hatte Schiller sich dem Bruder gegenüber nicht weniger unzweideutig verrathen wie der Mutter. Aber beide konnten sein Gefühl nur schonen, ihm keine Hoffnung bieten, da sie es für gewissenlos hielten, Charlottens Loos an sein unsicheres Schicksal zu knüpfen, auch Charlotte ihm keine wahre Herzensneigung, nur Verehrung und Wohlwollen weihen konnte. Der Dichter versank darüber in düstere Schwermuth, welcher er sich endlich unter freundlicher Zusprache seiner Gönnerin entriß, die er jetzt so gern als seine Mutter begrüßte, und so sehen wir ihn am 20. Juli, von Frau von Wolzogen nach Kräften ausgestattet, die Reise über Frankfurt

nach Mannheim antreten, um sich Aussichten für seine dramatischen Werke zu verschaffen. In kurzer Zeit dachte er nach Bauerbach zurückzukehren, das er nie verlassen wollte, wenn es ihm nur gelänge, jährlich 400 Gulden zu ziehen; bloß entfernt möglich schien ihm die Nothwendigkeit, den Winter in Mannheim zuzubringen. Noch am 11. August, wo Dalberg ihm schon die freundlichsten Zusicherungen gemacht, schreibt er, nichts solle ihn zu Mannheim fesseln. Mit schwärmerischer Verehrung spricht er von seiner mütterlichen Freundin und mit herzlicher Liebe von Lotten. Die Mutter solle ihr sagen, daß er einen Brief an sie angefangen, aber wieder zerrissen habe, weil er unmöglich kalt schreiben und die Amtmännin keine warmen Briefe sehn könne. Dalbergs Anerbieten war ihm aber zu lockend, und die Nachricht, daß Winckelmann zwei Monate in Bauerbach zubringen wolle, verschloß ihm zunächst diese Zuflucht, so daß er bis zum folgenden Mai mit Dalberg abschloß. Der Brief, worin Schiller dies nach Bauerbach mittheilt, zeigt die schwärmerischste Verehrung seiner Gönnerin, in welcher man deutlich die durch die Hinderniſſe glühend angefachte Liebe erkennt, die er in seinem idealen Schwunge jetzt für Lotten fühlt, dieser aber nicht mittheilen darf. „Der guten Lotte empfehlen Sie mich milliontausendmal", äußert er. „Wär' ich doch nur jetzt einen Tag bei Ihnen beiden — wie gern wollt' ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! Aber ein Zeitraum von acht Monaten ist im ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man diese nicht aus! Dann haben Sie mich wieder, meine Theuerste, und wenn der Himmel will, besser und glücklicher. Freuen Sie sich mit mir nicht auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegenfliegen? Sehen Sie, diese Hoffnung macht mich auch schon in der Ferne froh, und ich genieße diese freudige Zukunft schon jetzt." Eine Nach-

schrift verräth seine Eifersucht auf Winckelmann. Die Mutter soll ja Lotten sagen, daß er ihr im nächsten Briefe gewiß schreiben werde, und sie seiner ewigen Freundschaft versichern; doch Winckelmann sei jetzt wohl bei ihnen, und an den armen entfernten Schiller werde kaum gedacht. Aber noch am 13. November hat Lotte keinen Brief von ihm, und er kann bloß die Versicherung geben, daß er sich plötzlich einmal einstellen werde. Wie wenig sich der Dichter es auch gestehn mochte, das mannheimer Leben gegen das stille Bauerbach zu vertauschen wäre ihm jetzt eine Unmöglichkeit gewesen; seine Sehnsucht danach war nur eine Schwärmerei seines Herzens, Lotte nur ein Bild seines häuslichen Glückes gewesen, das sich ihm jetzt schon anders malte.

Viel näher schien sich ihm ein solches in der Verbindung mit der schönen, lebhaften und gebildeten siebzehnjährigen Tochter des angesehenen und wohlhabenden Buchhändlers Hofkammerrath Schwan darzubieten, in dessen Haus er frei aus und ein ging. Margaretha Schwan war häufig zugegen, wenn er ihrem Vater das Neueste, was er gedichtet, vorlas, und er glaubte ihres Antheils sicher zu sein. An Frau von Wolzogen schreibt er von ihr, sie sei beinahe die einzige vortreffliche Person unter den dortigen Frauenzimmern, eine Schauspielerin ausgenommen; unter letzterer meint er die Tochter des Hofkammerraths Ziegler, die 1781 die Bühne betreten und sich jetzt mit dem Schauspieler Beck verlobt hatte. Freilich zu einem entschiedenen Schritte kam es noch nicht, aber die im Februar 1784 bestätigte Aufnahme Schillers in die kurfürstliche deutsche Gesellschaft bestimmte sein Bleiben zu Mannheim, und schien ihn seinem Zwecke näher zu bringen, wenn er sich selbst auch keineswegs gestehn wollte, daß er Charlotten schon aufgegeben hatte. Bereits im Juni 1784 geht ihm der Zweifel auf, ob jene Reise nach Mannheim nicht vielleicht

für sein ganzes Leben entschieden habe. „Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft", schreibt er an Frau von Wolzogen. „Ich kann nicht einen Augenblick sagen, wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauern wird. Gegenwärtig wenigstens könnte ich ihn unmöglich abreißen, da mich mancherlei Fäden binden und meine Verfassung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewisse Zeit zu kontrahiren. Daß ich aber früher oder später eine Reise zu Ihnen machen werde, bin ich vollkommen gewiß und überzeugt." In demselben Briefe gesteht er, daß er sich bereits längere Zeit mit dem Gedanken trage, sich zu verheiraten. „Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftslose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch ein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde ich freilich Ihre Lotte nicht machen — aber gewiß glücklich." Es ist dies offenbar nur ein ehrenvoller Rückzug, alle Schwärmerei ist verflogen und mit ihr die Liebe; deshalb ist ihm auch Winckelmann jetzt nicht mehr zuwider, ja er würde sich herzlich freuen, könnte dieser bei ihm einige Tage zubringen. Seine noch

immer mißlichen Geldverhältnisse mußten bei Frau von Wolzogen jeden Gedanken an seine Verbindung mit ihrer Lotte verscheuchen; konnte dieser doch noch immer nicht dazu kommen, ihr das Geliehene zurückzuerstatten.

Als er jenen Brief schrieb, hatte er bereits die Bekanntschaft mit der fast zwei Jahre jüngern Charlotte von Kalb gemacht, die mit ihrem Gatten, dem aus Amerika zurückgekehrten Major Heinrich von Kalb, Mannheim besucht hatte. Wie sehr diese schon bei dem ersten kurzen Beisammensein auf ihn gewirkt hatte, verräth er Frau von Wolzogen nicht, der er nur schreibt, Frau von Kalb habe viel Geist und gehöre nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Bald darauf kam sie auf längere Zeit nach Mannheim, wo Schiller in das vertrauteste Verhältniß zu ihr trat, da die heftig reizbare Frau mit aller feurigen Glut ihrer durch Leiden gequälten, mit tiefsinnigem Ernst und leidenschaftlicher Erregtheit die Welt erfassenden Seele ihn an sich heranzog. Aber auch während dieses geistigen Verhältnisses gab Schiller andere Aussichten nicht auf. Die nähere Verbindung mit Margaretha Schwan, die von manchen Seiten schon als seine Verlobte bezeichnet ward, löste sich, da ihre Gefallsucht ihn eifersüchtig machte, allmählich auf, statt sich fester zu knüpfen. Schiller wandte seinen Blick sodann auf ein anderes Mädchen, dessen Vater ihm aber entgegen war, und so ließ er sich bald wieder von Margarethen anziehen. Aber auch von einer so reizenden wie begabten Schauspielerin wurde er gefesselt, von Katharina Baumann, die an die Stelle von Karolina Beck trat und besonders als Amalia in den Räubern allgemein bewundert wurde. Und doch trieb keines dieser Verhältnisse irgend eine lyrische Blüte, wie sie fast aus allen Liebesverhältnissen Goethes in solcher gemüthvollen Anmuth uns erhalten sind. Nur auf den Tod von

Karolina Ziegler, die sich im Januar 1784 mit Beck vermählt hatte, aber nach mehrmonatlicher Kränklichkeit am 24. Juli hingeschieden war, schrieb Schiller ein uns verlorenes Trostgedicht an ihren Gatten, welches in rührender Wendung des Hündchens gedachte, das die Künstlerin nach der Vorstellung mit frohem Bellen zu Hause zu empfangen pflegte. Auch Iffland und Gotter feierten das Andenken der durch ihre Kunst und ihre schöne Seele gleich ausgezeichneten Frau.*)

Aus den düstern Betrachtungen, worein ihn seine immer mißlicher werdenden Verhältnisse versetzten, und aus der leidenschaftlichen Aufregung, welche Frau von Kalb in ihm entzündete, ging das Gedicht Resignation hervor, welches den Glauben, daß für den hier versagten Genuß uns im Jenseits reicher Ersatz zu Theil werde, als einen freilich beglückenden Wahn darstellt, und denjenigen, der genießen will, auf sofortigen Genuß des Lebens hinweist. Charlotte von Kalb gedenkt eines im Herbste 1784 gehaltenen heitern Mahles, woran außer ihr und Schiller ihr Gatte und Major Hugo Theil nahmen. Der letztere brachte ein Hoch auf die ewige Jugend des Dichters aus, indem er an den Vers der Resignation anknüpfte: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“ Als darauf jeder ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer erzählen sollte, theilte Schiller die Geschichte seiner Neigung zu Charlotte von Wolzogen mit, wobei er die Bekenntnisse derselben aus ihrem Tagebuch vorgelesen haben soll, die ihn überzeugt hätten, daß ihre Liebe einem andern gegolten. Bald darauf faßte er den Entschluß, seine Stellung beim Theater aufzugeben. Charlotte wurde durch die Mittheilung desselben tief bewegt, da sie von dem Manne, an welchem die Glut

*) Vgl. Briefe über Mannheim von Sophie La Roche S. 18 ff.

ihres Herzens sich neu entzündet hatte, getrennt zu werden fluchtete. Es kam zu den leidenschaftlichsten Erklärungen. Charlottens Bekenntniß, daß das Leben erst durch Schiller ihr reizend geworden, erwiederte dieser in ähnlicher Weise, deutete aber zugleich seine Furcht vor der Zukunft an, auf welcher, da andere Bande sie fesselten, Trug und Zweifel lasteten. Sie aber warf ihm vor, daß er den Bund der Wahrheit durch seine Entfernung trennen, dem Ruhme den Frieden seines Herzens opfern wolle. Das Du, welches Schillers weitern vertraulichsten Geständnissen sich entrang, wurde mit leidenschaftlicher Wonne von der Freundin erwiedert, die, ohne auf seine angeregten Zweifel und Bedenken einzugehn, ihm das Wort abnahm, sich nicht zu übereilen, wenigstens Mannheim nicht zu verlassen. Diese Enthüllungen scheinen dem Dichter, der, wie er selbst sagte, gleich alles zu vergrößern suchte, die Freigeisterei der Leidenschaft eingegeben zu haben, worin er den Gedanken ausführt, daß zwei durch die Natur für einander bestimmte Seelen nicht durch einen vor dem Altare beschworenen Bund getrennt werden dürfen, daß der Schwur, der uns an eine unserer Natur fremde Seele binde, ein Verbrechen sei, das nur durch dessen Bruch gesühnt werden könne. Es schwebte ihm hierbei wohl Klopstocks Ode an Gott vor, der dem Ewigen klagt, daß er die ganz für ihn bestimmte Seele, seine Fanny, von ihm trenne, da sie seine Liebe nicht erwiedere: der fromme Dichter beruhigt sich augenblicklich, indem er das hohe, für uns unerforschte Schicksal anbetet, aber da blitzt die Hoffnung in seiner Seele auf, Gott werde ihm doch noch Fannys Liebe zuwenden und ihn so ganz beglücken. Leidenschaftliche Glut belebt Schillers Gedicht, das aber an großer Ueberfülle und Ueberspannung des Ausdrucks leidet. Es ist in vierfüßigen, abwechselnd weiblich und männlich reimenden jambischen Strophen ge-

schrieben, in welchen nicht allein der zweite Vers häufig statt fünf bloß drei Füße hat, sondern auch einmal der vierte und zuweilen der erste und zweite nicht aus sechs, sondern nur aus fünf Füßen bestehen. Eine ähnliche Ungleichheit findet sich auch in der Resignation, welche in fünffüßigen Versen, ähnlich wie Graf Eberhard, geschrieben ist.

Schiller kam der Aufkündigung Dalbergs zuvor, er gab seine Stelle auf. Seine ganze Hoffnung gründete er auf eine Zeitschrift, die unter dem Namen Thalia in sechs jährlichen Heften erscheinen sollte. Von den acht Abtheilungen derselben war eine für „Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken" bestimmt. Ein Lichtblick in seine düstern und gespannten Verhältnisse war die Vorlesung des Anfangs des Don Carlos am darmstädter Hofe und die gewünschte Ernennung zum Rathe von Seiten des Herzogs von Weimar, des Freundes von Goethe. Doch auch dieses Glück und die daran sich knüpfenden Aussichten entlockten seiner Leier keinen Klang. Schon Mitte Februar 1785 waren ihm seine Verhältnisse so unleidlich geworden, daß er über dem Entschlusse brütete, Mannheim zu verlassen. Mit dem Theater war er zerfallen, der gesellschaftliche Umgang fast nur auf Charlotten beschränkt, deren Leidenschaft ihn beängstete, statt ihn zu erheitern und zu heben, keine Aussicht, aus seinen drückenden Schulden zu gelangen — was blieb ihm übrig als seine Hoffnung auf einen neuen Lebenspunkt zu richten? Und wo fand sich dieser als in Weimar, wohin er schon von Bauerbach sich hatte begeben wollen, noch ehe er dem Herzoge bekannt war! Doch durfte er nicht versäumen, vorher die leipziger Freunde zu erfreuen, welche ihm, dem persönlich Unbekannten, als einem großen Manne, als dem Wohlthäter ihrer Seelen in einem begeisterten Briefe gedankt und gehuldigt und ihn später zu sich eingeladen, welche die Hoff-

nung, seinen Kummer lindern zu können, ausgesprochen und ihm die höchste dichterische Bestimmung zugewiesen hatten. Diesen schreibt er denn am 22. Februar in einer „unnennbaren Bedrängniß" seines Herzen, daß er nicht mehr in Mannheim bleiben könne. „Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehn", schreibt er in wertherschem Tone. „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht theuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation." Man hat die letztere Aeußerung irrig auf Charlotten bezogen, von welcher er ja keineswegs geschieden war, noch „aus Konvenienz und Situation" das Verhältniß zu lösen brauchte. Es ist die Schauspielerin Katharina Baumann gemeint, welcher er, als er sie am 18. Januar nach der Vorstellung von Kabale und Liebe nach Hause begleitete, sein Miniaturbild in die Hand gedrückt hatte. Eine Verbindnng mit einer Schauspielerin schien ihm schon der Seinen wegen unmöglich, wären auch nicht Dalberg und die Schauspieler gerade damals so sehr gegen ihn aufgeregt gewesen, daß jedes nähere Verhältniß zu dieser ihm abgeschnitten war. Der Abschied von Charlotten mußte freilich bei der schwärmerischen Glut dieser titanischen Seele höchst ergreifend sein, aber sein Herz zerriß er nicht, da ihm die ewige Spannung, worin sie ihn gehalten, schon lange drückend sein mußte, er auch an ihrer Brust nicht Ruhe und Erheiterung fühlte, deren er so sehr bedurfte. Schwerer empfand sein Herz den Abschied von Margaretha Schwan, die in aller Liebenswürdigkeit und voll innigster Rührung vor dem Scheidenden stand, den sie nicht ohne ein schönes Andenken entlassen konnte; wie gern wäre er jetzt geblieben! Allein die Trennung von ihr und allem,

was ihm in Mannheim doch immer theuer blieb, weckte kein Lieb in des Dichters Bruſt.

Am 17. April 1785 kam er nach Leipzig, und ſchon am 24. hielt er bei Schwan um die Hand ſeiner Tochter an, dem er zugleich ſeinen Entſchluß mittheilte, unvermerkt, indem er an Don Carlos und der Thalia fortarbeite, zum Studium der Arzneikunde zurückzukehren. Schon ein Jahr lang habe der Gedanke an die Verbindung mit der liebenswürdigen Margaretha ſeine Seele beſchäftigt, aber er habe mit ſeiner Leidenſchaft gerungen. Schwans Ablehnung gründete ſich darauf, daß der Charakter ſeiner Tochter nicht für Schiller paſſe. Der Dichter, der die Antwort in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit in dem bei Leipzig gelegenen Dorfe Gohlis empfing, verſchmerzte das Zerrinnen dieſes Traumes in dem Genuſſe reinſter und innigſter Freundſchaft. „Verbrüderung der Geiſter iſt der unfehlbarſte Schlüſſel zur Weisheit", dieſer Gedanke ging ihm hell auf, da ihm eine ſolche edle Verbrüderung in Körner und Huber zu Theil geworden war. Tief empfand er jetzt, daß er die Vergangenheit durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbraucht habe, und er faßte den heldenmüthigen Entſchluß, dieſe nachzuholen und den edlen Wettkampf zum höchſten Ziele von vorn anzufangen, wie er am 3. Juli an Körner ſchrieb. Zu Körners am vorigen Tage gefeierten Geburtstage wünſchte er dieſem in einem eigenen Gedichte Glück, in welchem er den Genius des Geburtstags ſelbſt redend einführt, der ſich rühmte dieſen Edlen der Welt geſchenkt zu haben, und auf das nahe Glück der Vermählung hindeutet. Das etwas überſpannte Gedicht kommt zu keiner rechten Klarheit und zu keinem friſchen Fluſſe. Die Reim- und Versform iſt ziemlich regellos. Die auf den 7. Auguſt feſtgeſetzte Vermählung Körners mit ſeiner langjährigen Verlobten, Schillers inniger Freundin, begeiſterte des

Dichters lyrische Muse. In diesem Hochzeitsliede, welches Körners edle, tüchtige Natur und die liebevolle, reine Hingabe seiner Gattin feiert, beiden das schönste Glück weissagt, das nur die Liebe zu gewähren vermag, tritt uns der Dichter zum erstenmal mit jubelnder Freude und herzlichstem, aus der Seele quellendem Gefühl entgegen, wenn auch der Strom seiner Dichtung in einem zu breiten Bette sich ergießt, er nicht von aller Ueberspannung sich frei halten kann, zuweilen in das rhetorische Pathos seiner Jugendzeit sich verliert und der Ausdruck oft die Spuren der Reimnoth verräth. Nach der Schilderung, welche Gattin sich der Freund wünsche und in Minna gefunden habe, fährt er fort:

Sie allein ist Dir genug,
Welten kannst Du missen;
Wunden, die das Schicksal schlug,
Heilet sie mit Küssen!
Deine Wonne sendet sie
Mit dem Engelsblicke
Schwesterlicher Sympathie
Wuchernd Dir zurücke.

Aber damit nicht zufrieden, überspannt er sich zu den unnöthigen, ja störenden Strophen:

Wenn die ernste Männerpflicht
Deinen Geist ermüdet,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Finster auf Dir brütet,
Falsche Freunde von Dir fliehn,
Feinde Dich verhöhnen,
Wetter Dir entgegenziehn,
Donner um Dich dröhnen;

Wenn Dein ganzer Himmel fällt,
Wenn Dein Engel weichet,
Wenn um Dich die ganze Welt,
Einen Kampf gleichet:

O dann wird ihr sanfter Blick
Dir Erquickung fächeln,
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln!

Er verspricht dem Bunde viele ihrer würdige Kinder, „Töchter, lieblich, sanft und gut, nach der Mutter Bilde, Söhne, von des Vaters Blut, edel, treu und milde", die endlich des Vaters Todesbett liebevoll umstehn werden. Daran schließt sich ganz unverbunden der Preis der Liebe an, mit deren Glück nichts anders zu vergleichen:

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüste würgen im Genuß,
Ehre speist mit Schatten;
Weisheit tödtet oft die Glut
Unsrer schönsten Triebe;
Tugend kämpft mit heißem Blut:
Glücklich macht nur Liebe.
Preist den armen Weisen nicht,
Der sie nie empfunden,
Dem des Lebens Traumgesicht
Ohne sie verschwunden,
Dessen rauhe Seele nie
In der Gattin Armen
Schmolz in süßer Sympathie:
Weinet um den Armen!
Der die Wonne nie gekannt,
Nie der Liebe Gaben,
Den man Vater nie genannt,
Kinderlos begraben,
Wer in Amors süßen Bann,
Nie sich hingegeben:
Was verspricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Nachdem er so dem, welcher nie der Liebe genossen, sogar die

Seligkeit im andern Leben abgesprochen, bemerkt er, ein solcher werde, selbst wenn er ein Weiser oder Held gewesen, schnell vergessen sein — eine scherzhafte Uebertreibung, die kaum zu dem sonstigen Ernste des Gedichtes paßt, der freilich auch durch die Anspielung der fünften Strophe auf die Szene mit den Kästchen in Shakespeares Kaufmann von Venedig verletzt scheint:

Weiberherzen sind so gern
Kästchen zum Vexiren.
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren!
Hundert werden aufgethan,
Neun und neunzig trügen;
Aber nur in einer kann
Die Juwele liegen!

Am Morgen des Hochzeitstages sprach er brieflich den Wunsch aus, daß das glückliche Paar, wenn das Wonnegefühl, sich zu besitzen, seine ganze Seele fülle, auch der Freundschaft einen Seitenblick schenke, und diese Vereinigung der Freundschaft mit der Liebe deutete er in einer nicht ganz glücklich erfundenen allegorischen Dichtung in Prosa an, wo Zeus den Streit, ob Freundschaft, Liebe oder Tugend mehr beglücke, also schlichtet: „Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren, und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen Euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes.“ Es schwebten bei dieser Dichtung Herders Paramythien vor.

In Körners Exemplar der Anthologie schrieb er, wir wissen nicht bestimmt, zu welcher Zeit, die Verse welche bezeichnen, wie geringen Werth er auf diese Gedichte lege.

Ihr waret nur für wenige gesungen,
Und wenige verstanden euch.

Heil euch! ihr habt das schönste Band geschlungen,
Mein schönster Lorbeer ist durch euch errungen —
Die Ewigkeit vergesse euch.

In der freudigen Stimmung, worein er sich durch des Freundes Glück versetzt fühlte, der eben auf eine so edelmüthige, ihn zu Thränen rührende Weise ein Jahr lang ihn aller Nahrungssorgen überhoben hatte, dichtete er auch das schwungreiche Lied an die Freude, das wohl zunächst zu einer Aufführung am Hochzeitstage bestimmt war, aber aus äußern Gründen nicht dazu gelangte. Der Dichter, den die reinste Freude mit dem feurigsten Danke für diese Wendung seines Schicksals erfüllt hatte, feierte die Freude als eine die ganze Welt durchdringende Macht, die den Menschen nicht allein beglücke, sondern ihn auch zu den edelsten, seiner würdigsten Entschlüssen treibe. So war die trübe, wilde, wirre Stimmung der Freigeisterei der Leidenschaft wie der Resignation überwunden, und neubelebt wendete sich der Dichter wieder seiner hohen Bestimmung zu. Läßt die künstlerische Vollendung dieses Hymnus auch alles zu wünschen übrig, da der Dichter von einem Gedanken willkürlich zum andern überspringt, was auch ihm in reifern Jahren nicht entging, so weht doch ein echt dichterischer Geist durch das Ganze. Alle drei Gedichte erschienen im zweiten Hefte der Thalia (es war das erste des Jahres 1785). Wenn er zur Ueberschrift Freigeisterei hinzufügte: „Als Laura vermählt war im Jahre 1782", und sie mit derselben Chiffer Y abdrucken ließ, welche die Lauraoden der Anthologie tragen, so war dieß bloß darauf berechnet, die Ansicht abzuweisen, es gelte das Gedicht einer wirklich bestehenden Leidenschaft. In wunderlichen Widerspruch tritt damit die eben dort gemachte Aeußerung, der Liebhaber sei hier nicht der Dichter selbst, sondern erdichtet, da doch die Jahreszahl 1782 auf etwas

Wirkliches hindeuten muß. Beide sich widersprechende Behauptungen dienten demselben Zweck.

Bald darauf ging Schiller nach Dresden, wo er, wie auf dem Gute Körners in Loschwitz, die seligsten Tage im Genusse der Freundschaft und in freiem, edlem, geistigem Austausche und Schaffen verlebte. Zu Loschwitz gab ihm der beste Humor die Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körnersche weibliche Waschdeputation ein, welche die Störung schildert, die dem am Don Carlos arbeitenden Dichter die vor seiner Thüre gehaltene Wäsche bereitete.

Der Henker soll die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen!

Als zu Ostern 1786 Körner und Huber sich nach Leipzig begaben, blieb Schiller in Dresden zurück, um sich geschichtlichen und philosophischen Studien zu widmen, auch am Don Carlos fortzuarbeiten. Doch bei der Abwesenheit der Freunde war es ihm unmöglich, die zur Fortdichtung nöthige Wärme und Laune bei sich hervorzurufen, er fühlte sich trostlos einsam. „Alles lebt und webt hier", schreibt er, „und fliegt aus und liebt und paart sich, und ich, mein Zustand ist trostlos,

Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein,
Blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
Will mich keine hören?"

Als bald darauf Schwan seine und seiner beiden Töchter Ankunft ihm meldete, empfing er diese zu Meißen und begleitete sie dort, wie zu Dresden, auf freundlichste Weise. Das Verhältniß zu Margarethen war nicht allein durch des Vaters Ablehnung

unmöglich geworden, sondern auch durch das, was er von einer andern Liebschaft derselben vernommen hatte oder vielleicht erst jetzt hörte. Unterdessen hatte aber die Verbindung mit Charlotte von Kalb nicht aufgehört. Diese verrieth ihm jetzt ihre ernste Absicht, wieder in seiner Nähe zu leben und ihn zunächst in Dresden zu besuchen. Dankbarkeit und Neigung fesselten ihn an die unglückliche Freundin, deren Glut ihm freilich oft unbequem genug gefallen war. Doch nichts lag ihm ferner als eine Verbindung mit ihr fürs Leben, hätten auch die äußern Verhältnisse weniger einer solchen entgegengestanden. Er wünschte sich eine heitere, nicht seine ganze Seele aufregende Gattin, wie er denn zu harmlosen Scherzen sehr hinneigte, wovon auch einige Possen und scherzhafte Zeichnungen jener Zeit zeugen. Zunächst lag ihm eine günstige Gestaltung seiner äußern Stellung im Sinne, da er nicht länger des Freundes Unterstützung in Anspruch nehmen wollte, besonders weil dieser durch ein langes Siechthum seiner Gattin in äußerste Sorgen versetzt wurde. Als Charlotte sich im Oktober 1786 in Weimar befand, zeigte Schiller keinen Drang, sie dort zu begrüßen. Freilich machte er der Freundin am Ende des Jahres den Vorschlag, sie in ihrer traurigen Einsamkeit zu Kalbsrieth zu besuchen, aber es war dies nur ein freundliches Anerbieten, weshalb er sich auch beruhigte, als Charlotte ihn auf ihren Sommeraufenthalt in Weimar verwies.

Stammbuchverse an einen H. von T. setzt Gödeke in den Aufenthalt zu Dresden. Sie sind in trochäischen abwechselnd männlich und weiblich reimenden Strophen von vier Versen geschrieben, den Schluß bildet eine fünfversige Strophe. Der Freund, den er nur kurze Zeit gekannt, hat ihn um ein Stammblatt zur Erinnerung ersucht.

Hier, wo Deine Freundschaft guten Menschen
Ihre bessern Schätze aufgehäuft,
Wenn der Geiz mit nimmersatten Wünschen,
Durstigen Blicken todtes Gold durchschweift,
Hier willst Du ein Bürgerrecht mir geben?
Haben wir uns denn gekannt?
Knüpft ein flüchtiges Vorüberschweben
Der Empfindung ewig festes Band?
Schnell verfliegt der Morgentraum des Lebens,
Ach, und eines Menschen Herz ist klein,
Und wir sammeln für den Traum des Lebens
Geizig wie für ein Jahrtausend ein.
Diese Habsucht, würdig schöner Seelen,
Nie auf dieser Welt wird sie gestillt.
So viel Schätze können wir nicht zählen,
Einen nur hieß uns der Himmel wählen,
Unser Ebenbild.

Das Ganze ist zu keiner rechten Klarheit gediehen, wenn auch Ausdruck und Gedanke sich oft glücklich heben.

Noch immer schwankend in Betreff seines weitern Lebensplanes, macht er auf einem Maskenballe die Bekanntschaft einer wundervollen Schönheit. Henriette Elisabeth von Arnim, die mittlere von drei Töchtern einer Offizierswittwe, der Gouvernanten der Hofdamen, riß ihn ganz hin. Häufig fand er Gelegenheit, sie im Hause der ihm sehr befreundeten ausgezeichneten Schauspielerin Sophie Albrecht zu sehn; bald ward ihm auch der Eintritt in das arnimsche Haus gestattet, da der Mutter die Huldigung des berühmten Dichters sehr gelegen kam, den Preis ihrer Tochter, von deren Vermählung sie die Verbesserung ihrer eigenen Verhältnisse erwartete, in den Augen anderer Bewerber zu steigern. Man trieb mit dem Dichter des Geisterſehers ein loses Spiel, das ihm Zeit, Geld und Herzensruhe raubte. Vergebens war jeder Zuspruch der Freunde; ein Lächeln von Henriettens Auge verscheuchte alle Eifersucht, alle Betrachtungen, die

ihm zeigen mußten, daß man seine leidenschaftliche Hingabe nur mißbrauche. Als die Familie Arnim im Frühjahr die Stadt auf einige Zeit verließ, kann er es in Dresden bei seinen Freunden nicht mehr aushalten; er zieht sich am 17. April nach Tharandt zurück. Schon drei Tage später sendet er einen Einschluß für Arnims an Körners Schwägerin zur „schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichst gütigen Besorgung"; die Botenfrau soll ihm jedenfalls Antwort mitbringen, wenn Arnims zurück sind. Obwohl er sich bei der brieflichen Verbindung mit der reizenden Schönen eines „sündlichen Zeitaufwandes" bewußt war, konnte er sich doch nicht zurückhalten. Am 2. Mai schrieb er in das Stammbuch der Geliebten ein Gedicht, welches freilich nur einen Platz in ihrem Herzen beansprucht, aber das leidenschaftliche Feuer besonders im Schlusse verräth:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen;
„Der", rufen wir, „der muß es sein!"
Wir hoffen es — und es ist — Stein!

Den edlen Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinander hängt,
Der uns bei fremden Leiden auszuquälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt,
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter sich*) das Paradies entbehrt,
Den edlen Trieb — Du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist Dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast Du gesucht — Du hast gefunden
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen,
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein!
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben,
Dein Herz bleibt mir, wenn Du das meine kennst.

Das Gedicht ist keineswegs der reine Ausfluß freiströmenden Gefühls, aber der Dichter fühlte sich gerade durch die Bestimmung des Blattes gehemmt, da das Stammbuch in die Hände Vieler zu kommen bestimmt war. Auch hat er es mit der Form nicht gar genau genommen; die Reimfolge hat er sich sehr bequem gemacht, indem er sich ganz dem Zufall überließ, den Reim kennst auf Verdienst nicht gescheut und auf treffenden Ausdruck und anmuthigen Fluß der Sprache kein Gewicht gelegt. Wie wenig streng damals sein Geschmack in der lyrischen Dichtung war, er-

*) Nicht „leichter selbst", nach anderer Abschrift. Vgl. Boxberger in Goſches Archiv für Literaturgeschichte II, 260 f., wo auch die sonstige Abweichungen der verschiedenen Abschriften erwähnt sind.

gibt sich daraus, daß er gleich von Weimar aus Gotters Gedichte, deren erster Band eben erschienen war, als lesenswerth Körner empfahl, und unter diesen die Flucht der Jugend vortrefflich fand. Glücklicherweise wurde jenes durch sinnliche Reize, jugendliche Heiterkeit und gesellschaftliche Gewandtheit entflammte Verhältniß, das auch keine echte dichterische Blüte trieb, durch das unabläßige Mahnen der Freunde, die Einladung Charlottens nach Weimar, die dort sich eröffnenden Aussichten, durch Schröders dringende Briefe, auch wohl durch immer offenere Zurücksetzung endlich gelöst.*)

Den Karlos hatte er unterdessen nicht allein für den Druck, sondern auch in zwei Bearbeitungen für die Bühne, einer jambischen und einer prosaischen, vollendet, auch, wie er launig an Huber schreibt, um schmieren zu lernen, zwei Arien und ein Terzett für eine Operette gemacht.**) Am 20. Juli verließ er Dresden; den folgenden Abend kam er in Weimar an, wo er sofort

---

*) Henriette rühmte sich des fortgesetzten Briefwechsels mit Schiller. Vgl. Charlotte Schiller und ihre Freunde II, 165 f. Sie heiratete einen Grafen von Kuhnheim, darauf einen Oheim desselben, einen alten Mann desselben Namens, mit welchem sie eine nicht glückliche Ehe auf einem Gute bei Friedland in Preußen verlebte. In Folge des Krieges kam das Gut herunter. Sie starb 1847 zu Dresden in beschränkten Verhältnissen.

**) Die beiden Arien scheinen erhalten zu sein. Die eine, der Ausdruck herzlicher Freude eines Mädchens, daß es endlich Liebe fühle, worum die Natur sie beneiden solle, in Strophen von vier vierfüßigen jambischen Versen, von denen die ungeraden männlich, die geraden weiblich reimen, fließt anmuthig leicht; die andere, in ungleichen Strophen gedichtet, die aber statt des Jambus meist den Anapästen mit Ausnahme des ersten Fußes haben, wird von einem oder einer Liebenden gesungen, während von ferne die Hörner herüberklingen. Die erstere, im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809 zuerst erschienen, hat Grein 1824 in das Jahr 1787 versetzt; Schiller habe es zu einem Singspiel aus dem Stegreife gedichtet.

Charlotten sah, bei welcher er den ganzen nächsten Tag zubrachte. Von einer Trennung ihrer Ehe war keine Rede, doch hoffte sie, während ihr Gatte durch seine Geschäfte fern gehalten werde, über ihren Aufenthalt verfügen und mit Schiller und seinen Freunden in Dresden wohnen zu können. Nur unerschütterliche Freundschaft und engsten Anschluß an Körner und seinen nächsten Kreis erwartete er von ihr. „Es gibt für mich kein gewisseres und kein höheres Glück in der Welt mehr", schreibt er dem dresdener Freunde, „als der vollständige Genuß unserer Freundschaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unseres Daseins, unserer Freuden und Leiden. Wir haben dieses Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir sollen es noch erreichen." Diesem innigsten Freundschaftsbunde stand Schillers eheliche Verbindung so wenig im Wege, daß der volle Genuß derselben durch jene bedingt schien. Körner hatte ihm die Tochter des geheimen Assistenzrathes Schmidt, des Freundes von Klopstock, des Bruders seiner Fanny, als vortheilhafte Partie vorgeschlagen, doch Schiller war keineswegs neugierig, sie kennen zu lernen. Zufällig machte er auf einem Konzerte ihre Bekanntschaft. „Es ist eine kostbare Demoiselle", schreibt er, „gegen die ich nie etwas fühlen könnte. Ihre Schönheit besteht in einem ungemein weißen und feinen Teint und überaus schönen lichtblonden Haaren. Aber ihre Züge taugen wenig und würden ohne diese Gesichtsfarbe und Haare schwerlich bemerkt werden. Gegen mich war sie sehr aufmerksam und artig; überhaupt mag sie es wohl leiden können, bewundert zu werden. Man hält sie hier für eine gute Partie, aber ihre Gefühle in der Liebe stehen unter dem eisernen Zepter der Vernunft. Man will behaupten, daß sie den Dreißigen nahe wäre." Am 3. Oktober hören wir, daß er eine Whistpartie mit Mademoiselle Schmidt, der Schröter, Riedel und Hufeland geschaffen habe, die auch in der

vor zwei Tagen eröffneten bürgerlichen Mittwochsgesellschaft zusammenspiele. „Die Mademoiselle Schmidt ist gar sehr artig gegen mich. Ihr Vater invitirte mich neulich zu sich, und ich werde vielleicht wohl hingehn — des Whists wegen.“ Den 14. schreibt er, daß er mit ihr schon bekannter sei. „Das berühmte Whist ist vorigen Mittwoch vor sich gegangen, wo wir sehr lustig waren. — Bei Tische saß ich zwischen der Schröter und Schmidt, und fand, daß man sich just auf so viel Zeit recht angenehm dabei haben kann. Doch schwerlich länger. Beide haben bei Tische einige englische Lieder gesungen (es waren Engländer da), die ungemein schön sind. Ich will mir sie von der Schmidt geben lassen und Euch schicken.“ Wahrscheinlich schenkte er ihr dafür ein Exemplar seines Karlos, in welches er folgende, in Form und Inhalt unbedeutende Verse schrieb, die man ihm nach den mitgetheilten Aeußerungen nicht zutrauen sollte:*)

Kein Lebender und keine Lebende
Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandnen Welten
Entlehnte es — ich kannte Dich noch nicht —
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In Deinem Herzen mächtig wiederklingt,
Aus Deinem Auge schöne Thränen zwingt,
Wenn es in stillen, schwärmerischen Stunden

*) Schon am 2. Oktober hatte er ein Exemplar des Karlos an die Schröter gesandt, mit folgendem Schreiben: „Wenn Ihnen der Karlos gefällt, von dem Sie gestern die Güte hatten mir zu versichern, daß er Ihnen so viel Vergnügen gegeben hat, so können Sie mich nicht schöner dafür belohnen, als wenn Sie ihn zu meinem Andenken behalten. Es ist der kleinste Beweis der Ergebenheit und Achtung, mit welcher ich gern sein möchte ꝛc.“ Welch ein Abstand gegen die Verse an die Schmidt!

Zu sanfter Rührung Dich erweicht:
So weißt Du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das Deinem, Karoline, gleicht.

Für eine bloße Galanterie scheinen diese Verse, welche sie mit dem vertrauten Du anreden, doch etwas zu stark, und sie mußten jedenfalls Gefühle wecken, denen Schiller, müßten wir seinen Aeußerungen gegen Körner ganz trauen, nicht entsprechen konnte. Zwei Jahre später, als Körner von neuem auf eine Verbindung mit ihr zurückkam, gestand er, daß sie ihm zu Weimar immer am besten gefallen habe, und nicht ihm allein sei es so gegangen, aber die Eltern und sie selbst sähen vorzüglich aufs Geld; wenn sie ihm auch wohl wolle, so habe sie doch nicht Elastizität des Charakters genug, sich nach ihrem Geschmack zu bestimmen, würde auch vielleicht als Frau nicht das für ihn bleiben, was sie ihm jetzt zu sein scheine.

Schiller konnte sich der Bitte, einen Prolog zur Wiedereröffnung der Bühne (die bellomosche Gesellschaft spielte seit mehrern Jahren in Weimar) nicht entziehen. Derselbe wurde von der neunjährigen Christiane Neumann, die später Goethes Liebling wurde, am 8. November gesprochen. Der Prolog in jambischen Versen, die anfangs in wechselnden Reimformen sich bewegen, später den Reim ganz fallen lassen, ist leicht hingeworfen, verleugnet aber trotz manches Unfertigen nicht Schillers Gedankenreichthum und bezeichnende Kraft des Ausdrucks.

Mit Wieland kam er in genaueste Verbindung, so daß dieser ihm einen Antheil am Merkur anbot. „Vor wenigen Tagen", vertraut er Körner, „kam ich mit Wieland in ein weitläufiges Gespräch über seine Familie, darüber es Nacht wurde; ich blieb also ganz da bis 11 Uhr, und fand mich unter diese Menschen,

als wenn ich unter sie gehörte. Und doch, mein Lieber, ich gehöre nicht zu diesen Menschen, das fühle ich bei mir selbst. Ich bin wirklich zu sehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrener Natur sind. Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter, nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. — Ich sage Dir, ich glaube, daß mich ein Geschöpf wie dieses glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehn soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich bei diesem Falle mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus, aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief empfindet und sich innig attachiren kann, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen ist, äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit hat.“ Wieland selbst versprach er eine Bearbeitung des Oberon als Oper, welche der aus Italien zurückerwartete Konzertmeister Kranz setzen sollte, doch kam es nur zu einem unvollendeten Entwurfe und einer Arie Scherasmins in den beliebten Strophen aus sechs dreifüßigen jambischen Versen, in welchen der dritte und sechste männlich, der erste und zweite, der vierte und fünfte weiblich reimen. Körner war durch das, was Schiller über Wielands Tochter be-

merkt hatte, keineswegs überzeugt, daß diese ein Fund für ihn sei; er müsse erst entscheidende Beweise von Gehalt haben. Was Schillers sonstige Bekenntnisse betreffe, so habe er sich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegeneinander abzuwiegen, und er glaube zuweilen Unvereinbares miteinander vereinen zu können. „Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint Dir oft kleinliche Aengstlichkeit. Du bist Dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber Du willst sie auf die Zeit aufsparen, da Du ihrer bedarfst. Unterdessen ist Dein Geist nur geschäftig, den Gegenstand Deiner Liebe zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden." Erst wenn längere Erfahrungen ihm mehr Mißtrauen gegen seine Phantasie, mehr Sorgfalt in Abwägung zusammenstoßender Vortheile gebracht, werde er eine Verbindung eingehn dürfen.

Aber sein Schicksal hatte anders bestimmt. Frau von Wolzogen hatte den Dichter dringend zu sich eingeladen, da ihr Sohn und ihre Tochter Charlotte nebst Bräutigam augenblicklich bei ihr seien. Und nicht weniger ernstlich erbat sich seine an Reinwald in Meiningen verheiratete Schwester seinen Besuch. Auf der Rückreise sollten die beiden Töchter der Frau von Lengefeld in Rudolstadt, von denen die jüngere noch frei war, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machen, den er Körner nicht ganz gestand, wenn er bemerkte, beide Geschöpfe seien nicht schön, aber anziehend, und sie gefielen ihm sehr. Bei der Rückkehr fand er Charlotten mit ihrem Manne wieder in Weimar, aber seine Seele war jetzt ganz von dem Gedanken an eine Verbindung für das Leben erfüllt. Zwar schreibt er an Körner, er habe eigentlich keine Neigung mehr zur Heirat, und nach seinem dreißigsten Jahre werde

er nicht heiraten: aber aus dieſer Aeußerung ſpricht nur der Unmuth, daß ihm noch kein beglückendes Verhältniß zu Theil geworden, und ſo hören wir ihn denn auch am 7. Januar 1788 entſchieden ausſprechen, daß er heiraten werde, weshalb er ſorgen müſſe, daß er eine Frau ernähre. „Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen, wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenutzt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den innern Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann. — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz, und das iſt das einzige, was ich noch hoffe.“ Körner hielt ihm vergebens vor, daß er bei ſeinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückſeligkeit von den Vortheilen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Exiſtenz viel aufopfern müſſe, was er vielleicht zu ſpät bereuen würde. Auch reiche ſein Verdienſt zur Gründung des Wohlſtandes einer Familie nicht hin, und fände er ein Mädchen mit Geld, ſo frage ſich, ob die Vortheile des Ueberfluſſes ihm erſetzen würden, was er dann vielleicht an häuslichen Freuden entbehre. Schiller meinte, nur die Ruhe des Familien-

lebens, die Uebung des Gefühles in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen könne ihm innere gleiche und sanfte Empfänglichkeit geben.

Während er mit großer Anstrengung am Abfall der Niederlande fortarbeitete, unterließ er es nicht, die wöchentlichen Redouten zu besuchen. Man bat ihn, da Goethe, der sonst die Maskenzüge dichterisch ausgestattet hatte, in Italien war, für einen Maskenzug der Sonnenpriesterinnen des Tempels zu Quito in Neugranada, welcher bei der den Geburtstag der Herzogin (den 30. Januar) nach Gewohnheit feiernden Redoute dieser huldigen sollte, das Weihegedicht zu schreiben. Eine Ablehnung schien ihm unmöglich. Der Inhalt war folgender. Die Göttin der Sonne erscheint an dem Tage, wo ihr Dienst in Quito endet, ihr Altar und Tempel einstürzt, vor ihren Priesterinnen, welche sie auffordert, sich durch Land und Meer zu zerstreuen und ihre Gottheit in Zukunft in keinem Tempel, sondern in schönen Seelen zu finden.

Seht ihr in einer Fürstin Brust
Für fremde Leiden, fremde Lust
Ein Herz empfindend schlagen;
Seht ihr der Seele Wiederschein
In schönen Blicken leuchten,
Und Thränen süßer Sympathie,
Entlockt durch süße Harmonie,
Ihr sprechend Aug' befeuchten;*)
Darf sich zu ihrem weichen Ohr
Die kühne Wahrheit wagen,
Und ist sie stolzer, Mensch zu sein,
Mit Menschen menschlich sich zu freun,
Als über sie zu ragen;

*) Nach anderer Ueberlieferung „Auge feuchten."

Noch groß, wenn statt dem Purpurkleid
Ein Hirtenkleid sie deckte,
Noch liebenswerth durch sich allein,
Wenn ihrer Hoheit Zauberschein
Auch Schmeichler nie erweckte;
Durchbebt in ihrer Gegenwart
Euch nie gefühlte Wonne:
Da, Priesterinnen, betet an,
Da zündet eure Fackeln an!
Da findet ihr die Sonne!

Nach langem Irren sehen sie die mit den Grazien vereinigten Musen, deren Fluge sie folgen; diese lassen sich in Hainen nieder, indem sie entzückt ausrufen, sie wollten „zwei Fürstentöchter, sanft und gut, in ihrem Busen Götterglut, mit ihrem Kranze schmücken", worauf denn auch die Priesterinnen das Zeichen ihrer Göttin erfüllt sehen und vor der Sonne schönem Bild ihren Dienst erneuern. Außer der regierenden Herzogin ist hier die Herzogin Mutter gemeint. Ob Schiller auch den Inhalt des Maskenzuges, wie Goethe zu thun pflegte, mit seiner phantastischen Beziehung auf den Inkatempel zu Quito angegeben, wissen wir nicht.

Gleich darauf kam Lotte Lengefeld, der sich sein Herz entgegensehnte, nach Weimar. Er sah sie zuerst auf der nächsten Redoute, fand aber bald Gelegenheit, sie öfter zu treffen, wenn auch weniger, als er wünschte. Er sorgte für Bücher und, wenn er ihr Tom Jones von Fielding sandte, so geschah es nicht ohne Hoffnung, durch das holde Bild der in ihm so wundervoll geschilderten Sophie Western auf sie zu wirken. Bald durfte er ihr gestehn, daß ihm nur die Tage schön seien, wo er sie sehe, daß schon die Aussicht auf einen solchen ihm einen traurigen ertragen helfe. Freilich schreibt er noch den 6. März an Körner, von einem wirklichen Schritte zu einer Verbindung sei er noch so entfernt als nur jemals in Dresden, aber er gesteht doch, daß

eine Neigung in ihm sich bilde, die aber so tief in seiner Seele schlafe, daß selbst Charlotte, die ihn so fein durchsehe und bewache, noch gar nichts davon ahne. In Lottens Stammbuch schrieb Schiller am 3. April das liebliche Gedicht, das die bezaubernde Anmuth, die engelgleiche Güte, Unschuld und Tugend ihrer Seele und den mächtigen Eindruck ihres Wesens mit ergreifender Innigkeit darstellt. In der ursprünglichen Fassung lautet es leidenschaftlicher als in der Sammlung der Gedichte.

Kurz vorher fallen die Götter Griechenlands. Wieland verlangte im März von ihm dringend nach früherer Verabredung einen Aufsatz für das Heft des Merkur. Schiller fand sich in großer Verlegenheit, da die Fortsetzung des Geisterſehers ihn nicht anzog; doch faßte er sich ein Herz und, weil Körner ihn so eindringlich gemahnt hatte, ja die Dichtkunst nicht aufzugeben, ließ er einige Tage seine geschichtliche Arbeit ruhn und versuchte wieder einmal den dichterischen Flug. „Bei dieser Gelegenheit habe ich die Entdeckung gemacht", schreibt er den 17. März an Körner, „daß, ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung meine Muse noch nicht mit mir schmollt." Es sei ziemlich das Beste, fügt er hinzu, was er neuerdings hervorgebracht habe, und die horazische Korrektheit, welche Wieland ganz betroffen habe, werde ihm ganz neu daran sein; die darin athmende gemäßigte Begeisterung und die edle Anmuth, untermischt mit einer Farbe von Wehmuth, gefiel ihm selbst gar sehr daran. Die Götter Griechenlands stellen in elegischem Schwunge den für die Einbildungskraft und die Empfindung des Herzens erfreulichen griechischen Götterglauben, die so reizende dichterische Naturreligion im Gegensatze zur ernsten, strengen, kalten christlichen Anschauung, tief empfunden dar, freilich in einseitiger, aber durch die dichterische Stimmung vollkommen berechtigter Weise. Das rhetorische

Pathos ist glücklich überwunden und zu vollströmender Empfindung geworden, wenn auch nicht überall die Beseelung des prosaischen Gedankens gelungen ist. Auch in der äußern Form ist das Gedicht ein entschiedener Fortschritt zu klarer Mäßigung bei aller gespannten Empfindung und allem Glanz des reich sich entfaltenden Ausdrucks.

Als Lotte Weimar verließ, machte Schillers Versprechen, die schöne Jahreszeit in ihrer Nähe zuzubringen, ihr den Abschied leichter. „Lassen Sie das kleine Saatkorn (unserer Freundschaft) nur aufgehn", schrieb ihr Schiller; „wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehn, was daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken miteinander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein." Schon am 18. Mai traf Schiller in Rudolstadt ein, wo sich bald das innigste, vertraulichste Verhältniß mit dem lengefeldschen Hause, besonders mit Lotten und ihrer Schwester, bildete; der Wunsch, Lotten sich ganz anzueignen, ward immer lebhafter in ihm, wie sehr er auch bemüht war, ihn nicht vorzeitig zu verrathen. In der ersten Zeit dieses Aufenthaltes wird Schiller das Gedicht die berühmte

Frau geschrieben haben. Schon am 12. Juni meldete er Körner, daß es in Göschens „Pandora, Taschenbuch des Luxus und der Moden auf das Jahr 1789" kommen werde. Das wirkliche Erscheinen des Gedichtes, das sich sehr gut für die Pandora schicke, zeigt er erst am 20. Oktober an. In dieser „Epistel eines Ehemanns an einen andern" drückt der Dichter in launiger Einkleidung seinen Abscheu gegen gelehrte Frauen aus, welche durch eitle Ruhmsucht und schales Gebaren ihre wahre Bestimmung versäumen, und statt dem Manne, der ihnen sein Herz gewidmet, treu zur Seite zu stehn, ihm den höchsten Genuß des Lebens zu bereiten, ihn grenzenlos unglücklich machen. Auch aus dieser in göckingkischem Geschmack gedichteten Epistel konnte und sollte die Geliebte entnehmen, welche Ansicht vom wahren Glücke der Ehe er habe, die er schon vor drei Jahren im Hochzeitsliede an Körner so bezeichnend ausgesprochen hatte. Auch eine der bedeutungsvollsten Ausstrahlungen des schillerschen Geistes, die Künstler, die freilich nicht zu dichterischer Vollendung gelangten, wurde in diesem Sommer begonnen.*)

Nach Beendigung des ersten Theiles des Abfalls der Niederlande wandte sich Schiller wieder der Dichtung zu, doch meinte er, die Beschäftigung mit der Geschichte habe viel Dichterkraft in ihm verdorben. Seinen Menschenfeind mußte er bald liegen lassen, wie er am 20. August schreibt. „Ein anderes Sujet", fährt er fort, „habe ich schon seit einem halben Jahre im Kopfe, das weit einfacher ist und durch eine feine Behandlung äußerst

*) Die beiden Verse, welche Schiller in diesem Sommer in das Fremdenbuch der Schwarzburg geschrieben haben soll:

Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich, freundliche Natur, ja Dich!

sind untergeschoben.

viel gewinnen kann. An dieses mache ich mich jetzt; versteht sich, daß ich es einige Monate erst bei mir kochen lasse. Es ist einer griechischen Manier fähig, und ich werde es auch in keiner andern ausführen." Die Malteser waren es, zu denen er den Plan gefaßt. Zu gleicher Zeit versenkte sich Schiller in den Homer. Die Odyssee las er in der vossischen Uebersetzung, aus deren Sprache ihm, wenn er von dem ihm verleideten Hexameter absah, ein herzlicher Geist entgegenwehte; die Ilias lag ihm in einer prosaischen Uebersetzung vor. In den nächsten zwei Jahren wollte er keinen neuern Schriftsteller mehr lesen, da alle ihn von sich selbst abführten, während die Alten ihm jetzt wahre Genüsse boten: er bedürfe ihrer im höchsten Grade, meinte er, um seinen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei von der wahren Einfachheit zu entfernen anfange; der vertraute Umgang mit den Alten werde ihm wohl thun, vielleicht Klassizität geben. Auch war der Aufenthalt bei und in Rudolstadt, wie er wohl fühlte, von den wohlthätigsten Folgen für ihn, besonders merkte er, daß er von kleinen Leidenschaften sich erhebe. Selbst die Bekanntschaft des endlich aus Italien zurückgekehrten Goethe hatte ihn nicht niedergedrückt, sondern er fühlte sich neben ihm, wie wenig ihm auch die Vorzüge seines Geistes und seiner Bildung entgingen. Im Oktober dichtete er den Hymnus an die Natur, welcher er sich und seinen Sang dankbar weiht:

Daß Du mein Auge weckteſt zu dieſem goldnen Lichte,
Daß mich Dein Aether umfließt,
Daß ich zu Deinem Aether hinauf den Menſchenblick richte,
Der ihn edler*) genießt,

*) Der Komparativ in klopstockischer Weise verstärkend oder im Gegensatz zu den Thieren.

Daß Du einen unsterblichen Geist, der Dich, Göttliche, denket,*)
Und in die schlagende Brust,
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geschenket,
Und die belohnende Lust,**)
Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
Mir ein Saitenspiel gabst,***)
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen,
Mir ein Saitenspiel gabst,
Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeistrung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt,
Heller die Dämmernde strahlt,†)
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle Dir lodern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich Dein Preis, erhabene Bildnerin, fließen,
Soll dieser denkende Geist

---

*) Klopstock in der Ode an Gott singt:

Denn die Unsterbliche,
Die Du mir, Gott, gabst, gabst Du zur Ewigkeit,
Ihr hauchtest Du, Dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh' und Glück ein.

**) Der Schmerz über einen Irrthum, einen Fehltritt soll uns von Wiederholung desselben abmahnen, wogegen die Freude über das Gelungene uns ein Antrieb zu gleichem Wirken wird.

***) Schon in seinem frühesten Gedicht der Abend freut er sich, daß Gott ihm die Natur gegeben habe, und bittet ihn nur um Gesänge.

†) Hier spricht sich das entschiedene Bewußtsein aus, daß die Dichtung auch Ideen darzustellen berufen sei, indem sie, wie Humboldt sagt, sie erzeuge, sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck umkleide. Wir erinnern hierbei an Humboldts Aeußerung über Schillers philosophische Gedichte, der Leser überzeuge sich, daß die sich ihm darbietende Idee jenseit einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermöge. — Zu Krystall vgl. Ged. 309 Str. 10, 8.

An Dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
Bis der Tod sie zerreißt.

Wir erinnern hierbei an die Aeußerung gegen Körner am 1. September: „Ich habe einige recht heitere Tage in diesem Sommer genossen, ich habe manchmal mein Herz an der Natur erwärmt — aber das sollte ich Dir nicht sagen; Du verachtest ja die Mutter ihrer geputzten Tochter wegen.“ Das Versmaß ist dasselbe, dessen sich Klopstock mehrfach nach dem Vorgang von Horaz bedient hat, freilich ohne Anwendung des Reims. Man vergleiche mit unserm Gedichte Bürgers Danklied.*)

Schiller übertrug zu jener Zeit des Euripides Iphigenie in Aulis nach der lateinischen Uebersetzung von Barnes in Jamben. „Die Arbeit übt meine dramatische Feder“, schreibt er, „führt mich in den Geist der Griechen hinein, gibt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre Manier.“ Bei genauerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken dachte er endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus zu abstrahiren und mit Weglassung des Mangelhaften sich ein gewisses Ideal daraus zu bilden, wodurch er sein eigenes verbessere und vollends runde. Die Chöre übersetzte er in Reimen, indem er sich ganz seiner eigenen Weise überließ, so daß dieselben zwischen Uebersetzung und eigener Dichtung in der Mitte stehen. „Es ist nicht bloß eine Uebertragung in eine andere Sprache“, bemerkt Humboldt von dem Chorgesange des vierten Aktes, „sondern ist eine andere Art von Dichtung. Der

*) Daß das Gedicht Schiller angehöre, hat J. Meyer schlagend bewiesen, wogegen Gödeke aus gar nicht zutreffenden Gründen es dem Leutenant Gustav Schilling zuschreibt, obgleich es mit Schillers Chiffre S. unterzeichnet ist, jener zur Unterscheidung sein G. S. erhalten haben würde, wie bei seiner in die Thalia eingerückten Ode an Gott. Vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner II, 98. 106. Trömels Schiller-Bibliothek S. 44. Boxberger stimmt Gödeke bei.

Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den seinem Werk beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird." Schiller selbst schreibt an Körner, er habe dazu einen großen Grad eigener Begeisterung nöthig gehabt und sehr von dem Seinigen zusetzen müssen.

Aber er hatte damals auch eines seiner gehaltreichsten Gedichte, welches die Kunst als höchste Verklärung der Wahrheit und Sittlichkeit feiern sollte, er hatte seine Künstler bereits entworfen. „Im nächsten Hefte der Thalia", schreibt er schon am 20. Oktober, „wird ein Gedicht von mir erscheinen, das ich einem alten Versprechen nach schuldig war. Ich denke, es wird Dich sehr interessiren." Am Vorabend seines Geburtstages las er es den Schwestern Lengefeld vor, und seine Vermuthung, es werde ihren Antheil erregen, hatte ihn nicht getrogen. „Es beweist mir", schreibt er diesen, „daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und werth" Das Gedicht begleitete ihn nach Jena. Auf Körners Wunsch verspricht er ihm, er solle es vor dem Druck lesen und beurtheilen; jetzt fehle ihm noch seine Rundung. Ende Dezember fragt Lotte,

was der Künstler anfange. „Ich möchte Ihnen recht gute Laune wünschen, daß er bald erschiene! Es war ein lieber Abend, als Sie ihn uns lasen.“ Am 12. Januar sendet Schiller sein Gedicht mit Ausnahme der dritten Strophe an Körner, und von da an ziehen sich die mannigfachsten Verhandlungen darüber mit Körner und mit Wieland, für dessen Merkur er das Gedicht bestimmt hatte, Umstellungen, Aenderungen, Weglassungen und Zudichtungen bis Ende Februar. Im Märzhefte des Merkur erschien die edle Dichtung, in welcher Schiller zu einem so tiefen als warmen, die Seele hinreißenden Preis der vollendeten Kunst sich emporgeschwungen hatte. Er hatte hier eine neue Art der Lyrik geschaffen, in welcher Empfindung und Gedanke sich gegenseitig heben, Geist und Herz mächtig anregen sollen, war aber freilich hinter seinem Ziele noch weit zurückgeblieben.

Indessen war Schiller, der halb wider Willen eine mittellose Professur in Jena erhalten hatte, von Unmuth gegen die lyrische Dichtung und von einem gewissen Mißtrauen gegen seine Befähigung dazu ergriffen worden. Wieland hatte ihm Leichtigkeit der Dichtung abgesprochen, und zugleich die Fähigkeit, sie in dem Grade zu erwerben, wie er sie besitze. Dieser, meinte er, habe damit nur zu sehr Recht, aber er hoffe sich darin sehr zu verbessern, da er fühle, worin der Fehler liege. „Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu“, schrieb er an Körner, „so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden. Das lyrische Fach, das Du mir an-

weiſeſt, ſehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es iſt das kleinlichſte und auch undankbarſte von allen. Zuweilen ein Gedicht laſſe ich mir gefallen, wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künſtler gekoſtet haben, auf viele Jahre davon abſchrecken." Körner wollte Schillers Urtheil über die lyriſche Dichtart nicht gelten laſſen; es gebe auch manche Zwiſchengattungen. „Wahrheiten können ebenſo gut begeiſtern als Empfindungen, und wenn der Dichter nicht bloß lehrt, ſondern ſeine Begeiſterung mittheilt, ſo bleibt er in ſeiner Sphäre. Was der Philoſoph beweiſen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Orakelſpruch hinwerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man ihm aufs Wort glaubt." Daß ſeine Künſtler ein Gedicht und keine Philoſophie in Verſen ſeien, und durch das, wodurch ſie mehr als ein Gedicht, kein ſchlechteres Gedicht, davon war Schiller damals feſt überzeugt, obgleich er Körner, der die hohen Vorzüge der Künſtler freudig anerkannte, darin Recht geben mußte, daß ſie hier und da an Undeutlichkeit leiden. In ſpäterer Zeit wollte er von den Künſtlern ſo wenig wiſſen, daß er ſie umzuarbeiten gedachte, und ſie bei der Sammlung ſeiner Gedichte als verfehlt vom erſten Bande ausſchloß.

Wie die gleich nach den Künſtlern erſcheinende Sammlung von Goethes lyriſchen Gedichten auf Schiller gewirkt, wiſſen wir nicht beſtimmt, jedenfalls hatte ſie ihn niedergeſchlagen. Er bewundere, äußerte Körner gegen Schiller, Goethes Talent, die mannigfaltigſten Arten von Ton zu treffen, was oft bei ihm das einzige Verdienſt eines Gedichtes ſei, während Ideen und Verſe von weniger Bedeutung. Eine Erwiederung Schillers darauf findet ſich nicht. Schon früher hatte Körner ihm bemerkt, im Dramatiſchen habe er an Goethe einen gefährlichen Gegner, im Lyriſchen aber, worin er ganz einzig, könne Goethe ſich weder im

Schwunge und Reichthum der Ideen noch in der Versifikation mit ihm messen. Dieser aber meinte, mit Goethe, wenn er seine ganze Kraft anwenden wolle, messe er sich nicht; denn dieser habe weit mehr Genie und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn. Da mußten natürlich die „unglaublich schönen" neuen Stücke in Goethes Gedichten, die Herder bei aller Verstimmung gegen diesen nicht leugnen konnte, entmuthigend auf Schiller wirken, wie sehr dieser auch Herder, Stolberg und selbst Bürger gegenüber*) sein schöpferisches Talent fühlen mochte.

Mit den Künstlern war Schillers lyrische Dichtung zunächst abgeschlossen. Das Studium der Geschichte und der Philosophie der Kunst verschlangen ihn ganz, ja sie machten ihn zu eigenen dichterischen Schöpfungen unfähig. Weder der gespannte Zustand, welcher der Verbindung mit der Erwählten seiner Seele vorausging, noch das Glück seiner Liebe, weder die Trauer über seine gebrochene Gesundheit, noch das Glück des Wiedersehens der Seinigen in der geliebten Heimat, noch die begeisterte Freude über die aus Dänemark ihm so unerwartet gebotene Hülfe, die ihm die längst gewünschte Unabhängigkeit wenigstens auf lange Zeit gewährte, nichts konnte seine lyrische Muse wecken. Nur folgende Verse, die er am 9. August 1790 auf Verlangen in das Stammbuch des Dichters Jens Baggesen einschrieb, sind aus den nächsten Jahren bekannt:

---

*) Körner hatte am 9. Februar geschrieben: „Bürger hat viel Versifikation und Sprache, und in seinen guten Arbeiten eine gewisse Klassizität, aber seine Ideen sind selten von Gehalt. Herder hat mehr Originalität und Geist im Stoff, aber sein Versbau ist zu nachlässig. Stolberg ist arm an Ideen, und täuscht größtentheils bloß durch einen Schwall von dichterischen Phrasen."

In frischem Duft, im ewgen Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unvergänglich blühn.*)
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt, ein unbestochner Wächter,
Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

Man fühlt, daß damals die Muse dem Dichter fern stand. In den ersten Tagen des folgenden Jahres schrieb er zu Erfurt seinen Namen zweimal in das Stammbuch des Professors der Theologie K. W. Justi, einmal mit einem Spruche des Juvenal, dann mit Versen aus Wielands Musarion. Und in demselben Jahre trug er sich mit einem kurzen prosaischen Spruche in das Stammbuch seines Zuhörers Creuzer ein.

Freilich fehlte es die Zeit über nicht an Plänen zu Gedichten verschiedener Art, aber keiner von ihnen konnte zur Ausführung gelangen. Körner hatte schon am 14. Oktober 1788 den Einfall geäußert, ob nicht ein episches Gedicht auf Friedrich den Großen eine Arbeit für Schiller sei, wobei freilich weder der Hexameter nöthig noch die „conventionellen Schnörkel von Feerei und allegorischem Wesen". Das Begeisternde aus der Geschichte eines solchen Mannes, in einen kleinen Raum zusammengedrängt, mit möglichster Pracht des Ausdrucks und des Wohlklangs dargestellt, mit Schilderungen der Phantasie aus der verschönerten wirklichen Welt durchwebt, müßte doch ein anziehendes Kunstwerk werden. Meinte Schiller auch zunächst, diese Idee komme jetzt sechs bis acht Jahre für ihn zu frühe, so begann sie doch schon im folgen-

*) Der Vers hat einen überzähligen Fuß.

den März sich bei ihm zu verklären, und sie machte ihm manche heitere Stunde. An den eigenthümlichen Talenten zum epischen Dichter fehle es ihm wohl nicht; ein tiefes Studium der Zeit und ein ebenso tiefes des Homer würde ihn dazu besonders geschickt machen. „Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein als eins in der Kindheit der Welt, und eben das ists, was mich an dieser Idee so anzieht — unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. f. anschaulich leben. — Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form stellen mag, haarscharf erfüllen. Man ist einmal so eigensinnig (und vielleicht hat man nicht Unrecht), einem Kunstwerk Klassizität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht auf's bestimmteste entschieden ist. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden." Zum Versmaß würde er die Stanze wählen. „Wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, sanfte Form schöner Reime gewinnen! — Ich traue mir zu, schöne Verse zu machen, und einige Strophen in den Künstlern werden Dir keinen Zweifel darüber lassen." Er würde gern eine unglückliche Situation wählen, welche des Helden Geist unendlich poetischer

entwickle. „Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehn bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen; es gibt hier kein besseres Muster als die Iliade. Homer z. B. macht eine charakteristische Enumeration der verbündeten Griechen und der trojanischen Bundesvölker. Wie interessant müßte es sein, die europäischen Hauptvölker, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darzustellen! Welch ein Interesse für die jetzige Zeit! Statistik, Handel, Landeskultur, Religion, Gesetzgebung, alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargestellt werden. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Konklave in Rom u. s. w. Ein schönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch kosten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen, und das ganze Gedicht müßte dieses Gepräge tragen." Aber diese Schwärmerei ging bald vorüber. Ein Jahr später denkt er wieder an ein episches Gedicht, das ihm gar nicht aus dem Kopfe will. „Ich muß einmal dazu Beruf haben", meint er. Um sich in der Stanze zu üben, übersetzte er dann das zweite Buch der Aeneis, wozu er sich schon im Mai 1789 bei dem Besuche, den ihm Bürger gemacht, entschlossen, da er mit diesem einen Wettstreit verabredet habe. Aber erst ein Jahr später gelingen ihm 32 Stanzen. „Es ist aber beinahe Originalarbeit", äußert er darüber, „weil man nicht nur den lateinischen Text neu eintheilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, sondern weil es auch durchaus nöthig ist, dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht." Im folgenden Herbst über-

trug er binnen neun Tagen den Rest des zweiten Buches in 103 Stanzen, und am 19. November hatte er auch die Uebersetzung des vierten Buches zu Ende geführt. Körner nahm das zweite Buch mit höchstem Beifall auf. Der Ton des Ganzen sei ihm trefflich gelungen. In die Versart sei er ganz verliebt; Virgil würde sie gewiß wählen, hätte er jetzt ein deutsches Gedicht zu schreiben. Von den Stanzen könne man sagen: „Es wurden Blumen jetzt in einen Kranz gewunden.“*) Alle Kunstvortheile der Stanze habe Schiller jetzt in der Gewalt, und er müsse also nun selbst ein großes episches Gedicht unternehmen. Dazu schien ihm jetzt Friedrichs Geschichte untauglich; er wünschte einen Stoff von allgemeinem, nicht bloß nationalem Interesse für das bessere Publikum, wobei sich philosophischer Gehalt mit lebendiger Darstellung und aller Pracht der Sprache vereinigen ließe. Er schlug ihm hierzu die Schilderung vor, wie sich vor den Augen eines höhern Wesens alle Art von menschlicher Trefflichkeit entwickle, eine Art von Philosophie der Geschichte in einzelnen Gemälden. Schiller, der sich selbst nach Durchlesung seiner Stanzen gesagt hatte, er sollte jetzt ein episches Gedicht machen, versprach dies dem Freunde, nur müsse er erst wieder gesund sein und zu seinem Leben Vertrauen fassen können. „Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung. Nur die Kenntnisse fehlen mir, die ein homerisirender Dichter nothwendig braucht, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen: der allgemeine, über alles sich verbreitende Blick des Beobachters. Der epische Dichter reicht mit der Welt, die er in sich hat, nicht aus, er muß in keinem ge-

*) Anspielung auf den Vers in den Künstlern:
Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden.

meinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein." Am liebsten würde er einen nationalen Gegenstand wählen. „Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Produkt eine nationelle Eigenthümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruche stehn, da im Gegentheil bei einem vaterländischen Stoffe Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft stehen. Das Interesse der Nation an einem nationellen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenstande durch das Lokale mehr Wahrheit und Leben zu geben." Friedrich sei kein Stoff für ihn, da er diesen Charakter nicht lieb gewinnen könne; er begeistere ihn nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen. Unter allen geschichtlichen Stoffen, wo sich dichterischer Antheil mit nationalem und politischem noch am meisten gatte, stehe ihm Gustav Adolf oben an. Auch gehöre die Geschichte der Menschheit als unentbehrliche Episode in die der Reformation, welche mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden sei. Daher komme es bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zu der bei Lützen gehe, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen, und zwar mit weit mehr Anziehung zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre. Möglich sei es freilich, daß ihm das vierte oder fünfte Jahrhundert einen noch passendern Stoff darbiete. Doch er kam nicht einmal zu einem genauen Plan.

Auch die Tragödie zog ihn von Zeit zu Zeit an. Freilich schreibt er am 26. November 1790, das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte von ihm noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden, da er vorab der griechischen Tragödie durchaus mächtig sein und seine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt haben müsse; aber schon am Anfang des folgenden Jahres hatte er nach langem Suchen endlich einen tragischen Gegenstand gefunden, der begeisternd auf ihn wirkte und in dichterischen Augenblicken, welche er seinen sonstigen Arbeiten entziehen konnte, ihn beschäftigte. Es war Wallenstein. Um immer mehr den Stil der griechischen Tragödie sich anzueignen, wollte er im Herbst auch den Agamemnon des Aeschylus übersetzen, doch gab er diesen Entschluß bald auf. Im Mai 1792 brach wieder der lange unter geschichtlichen und philosophischen Bestrebungen schlummernde Trieb nach dichterischer Thätigkeit in ihm hervor. „Ich bin jetzt voll Ungeduld", schreibt er an Körner, „etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehrern Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen

die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück, und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken. Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist weggestrichen worden, als sie fertig waren. So wars beim Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehn; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischem Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin."

Ebensowenig wie zu einem epischen und dramatischen Gedichte kam Schiller diese Jahre über zur Vollendung eines lyrischen. Im Frühjahr 1789 hatte Bürger unsern Dichter besucht, der ihm gerade und ehrlich erschien. „Sein Aeußerliches verspricht wenig", schrieb er damals, „es ist plan und fast gemein; dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben." Gleich am Anfang des Jahres 1791 brachte die jenaer Literaturzeitung Schillers scharfe Beurtheilung von Bürgers Gedichten, worin er diesem die höchsten Forderungen entgegenhält, welche die Dichtkunst erfüllen müsse, wenn sie einen veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert

nicht verfehlen solle. „Es ist nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten, vollendeten Geistes sei." Ein wahrer Volksdichter, wie Bürger sich ankündige, müsse dem eklen Geschmack des Kenners Genüge leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein, er müsse sich an den Kinderverstand des Volks anschmiegen, ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben. Dazu sei glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben erforderlich. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedige, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck leihe, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausdruck noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philo-

sophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Das war freilich nur eine schwärmerische Vorstellung von der höchsten Wirkung der Dichtkunst, die sie in Wirklichkeit noch nicht erreicht hatte, und deren Möglichkeit höchst fraglich war, was freilich Schiller damals ferne lag, da er diese Jahre her sich nicht mehr in der Lyrik versucht hatte. Auch hatte Bürger mit dem Namen Volkssänger offenbar etwas ganz anderes gemeint. Er hatte meist im wahren Volkston gesungen, und diesen, dessen Wort auch Herder so beredt geführt hatte, glücklich getroffen, worin gerade seine dichterische Individualität lag. Daß er dabei nicht selten zu tief herabgestiegen war, besonders in seinen scherzhaften, oft gemeinen Stücken, konnte man ihm freilich mit Recht vorwerfen. Schiller gesteht ihm auch wirklich zu, daß in der Balladendichtung es nicht leicht ein deutscher Dichter ihm zuvorthun werde, und auch seine Sonette bezeichnet er als Muster ihrer Art. Und doch hatte er vorher behauptet, unter allen bürgerschen Gedichten wisse er beinahe keines zu nennen, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe, wobei er freilich die sonderbare Einschränkung machte, es sei nur von den Gedichten die Rede, welche Bürger am reichlichsten ausgestreut. Ein zweiter Punkt, den Schiller hervorhebt, ist die Idealisirung des Gegenstandes, ohne welche der Dichter diesen Namen nicht verdiene. Er müsse das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einen einzigen sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen unterwerfen, das Indi-

viduelle und Lokale zum Allgemeinen erheben; er müsse Ideale bilden, die gleichsam nur Ideale eines in ihm wohnenden Ideals von Vollkommenheit seien, und daher um so vollkommener, je größer die Reinheit und Fülle der innern Ideale. „Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Herrn Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik als Ideale nennen. — Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klingling-ling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Tralirum larum u. dgl. mehr nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein

Dichter, wie Herr Bürger, dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte?" Die Idealisirung vermißt Schiller am meisten bei der Schilderung der Empfindungen. Der lyrische Dichter dürfe eine gewisse Allgemeinheit in den geschilderten Gemüthsbewegungen um so weniger verlassen, je weniger Raum er habe, sich über die dieselben veranlassenden Umstände zu verbreiten. Wo er selbst bloß leidender Theil sei, müsse die Empfindung von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Niemals dürfe er unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts dichten, den er uns schön versinnlichen solle. (Auch hier schwebte Schiller seine eigene dichterische Vergangenheit vor.) Das Idealschöne werde schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebe. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung möge er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren habe. Hierin ging Schiller ganz fehl, wie ihm Bürger auch in seiner geharnischten Erwiederung vorwarf, da der leidenschaftliche Zustand keineswegs den freien, lebendigen Fluß des Gefühls ausschließt; das, was ihm besonders die an Molly gedichteten Lieder verleidete, war die undichterische, weil unnatürliche, widerwärtige Seelenlage des Dichters, nicht daß sie von der Seelenlage selbst geboren worden, die sie schildern sollten. Die ideale Ansicht von der Würde des Dichters und die theoretische Herleitung des Wesens der Dichtung führte Schiller hier irre, wie er mehr als zehn Jahre später selbst andeutete, wo er bemerkte, sein Gefühl sei richtiger gewesen als sein Räsonnement. Bürgers Erwiederung hatte Schiller wirklich in die Enge ge-

trieben, so daß er in seiner Entgegnung im März sogar „die gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, von Salis" als solche ideale Kunstschöpfungen ihm entgegenzuhalten sich verleiten ließ, als Kunstzweck Rührung und Veredlung bezeichnete, und darauf drang, der Dichter müsse „ja vor allem andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abstoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflege", was Bürger leider persönlich zu tief traf. Dieser ward dadurch zu den drei Gedichten *der Vogel Urselbst*, *über eine Dichterregel des Horaz* und *Unterschied* veranlaßt, von denen das zweite treffend schließt:

Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das Du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an Dir, statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz!

Am 10. April meldete Schiller von Rudolstadt aus seinem Freunde Körner, er habe jetzt zu einem lyrischen Gedichte einen sehr begeisternden Stoff aufgefunden, den er sich für seine schönsten Stunden zurücklege. Höchst wahrscheinlich ist hier die *Hymne an das Licht* gemeint, die ihn im Mai 1792 „manchen Augenblick beschäftigte". Noch habe er von diesem Gedicht keine Idee, äußert er damals gegen Körner, den er vor kurzem persönlich gesprochen hatte, „aber eine Ahnung, und doch wolle er im voraus versprechen, daß es gelingen werde". Trotzdem blieb die Hymne ganz liegen. Schon im April 1788 hatte er seine Gedichte in einigen Jahren zu sammeln gedacht. Fünf Jahre später, im Februar 1793, schreibt er von seinem Plane, eine schöne Ausgabe derselben im Sommer bei Crusius erscheinen zu lassen, in welcher er auch wo möglich seine *Theodicee* zu bringen gedenke. Auf diese *Theodicee* freue er sich sehr, da die neue (kantische)

Philosophie viel dichterischer als die leibnitzische sei, und einen weit größern Charakter habe. Auch trage er sich mit einem andern Gedichte, gleichfalls philosophischen Inhalts, wovon noch mehr zu erwarten sei. Im Mai ist er bei der Durchsicht seiner Gedichte, von denen er jetzt einige zum Abdruck bereit halten müsse. „Ich fürchte, die Korrektur wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein", schreibt er an Körner; „denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Korrektion hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit funfzehn Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künstler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken. Meine Sammlung wird, drei neue Gedichte miteingerechnet, nicht über zwanzig Stücke enthalten." Körner solle sie unter seinen gedruckten Gedichten aussuchen, da er gern wissen möchte, ob sie in ihrer Wahl übereinstimmten. Dieser erwiederte: „Es ist mir bange vor der zu strengen Revision Deiner Gedichte. Du hast Deine Manier geändert. Vieles muß Dir jetzt mißfallen, was die Spur einer jugendlichen Wildheit trägt, was aber vielleicht gerade für den Geist einiger in ihrer Art sehr schätzbaren Arbeiten passend ist. Verstöße gegen Sprache und Versifikation brauchst Du nicht zu dulden. Aber schon gegen eine gewisse Ueppigkeit der Bilder wollte ich um Nachsicht bitten. Ich weiß, daß sie der reifere Geschmack nicht verträgt. Aber die Jahrzahl über jedem Gedichte ist zu Deiner Rechtfertigung hinreichend. Ungleichheiten des Tons, die vielleicht hier und da aus Nachlässigkeiten entstanden sind, nehme ich nicht in Schutz. Aber für den Gedanken wünschte ich die Forderungen der Wahrheit nicht zu streng. Wenn er aus dem Charakter und der Situation des Redenden entspringt, wenn er in sich selbst keinen Widerspruch enthält, wenn er auch nur bei einem höhern

Schwunge der Phantasie verständlich ist, so wäre es unverantwortlich ihn aufzuopfern. Manche Gedichte haben einen Radikalfehler in der Anlage des Ganzen, entschädigen aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile. Dies scheint mir jetzt der Fall bei den Künstlern zu sein; dies Werk ist nicht poetisch, sondern philosophisch gedacht. Derselbe Stoff sollte vielleicht erst, noch ehe er dargestellt werden konnte, in einen dichterischen Nahrungssaft verwandelt werden. Nur der subjektive Totaleindruck aller dieser Ideen war, däucht mich, der eigentliche Stoff für die Kunst. Eine solche Abänderung aber würde Dich mehr Zeit kosten, als ein neues Gedicht, bei dem Du und das Publikum doch allemal mehr gewinnst." Schiller fand diese Bemerkungen so richtig, daß er große Lust hatte, ihrer in seiner Vorrede zu den Gedichten zu erwähnen. Und doch hatte er bei der Beurtheilung von Bürgers Gedichten an eine in reiferm Alter gemachte Sammlung ganz andere Forderungen gestellt, ja auch Körner war davon „sehr erbaut" worden. Körner, der kein Exemplar der Anthologie mehr besaß, bezeichnete auf Schillers Wunsch folgende 17 Gedichte als der Aufnahme jedenfalls würdig: Künstler, Götter Griechenlands, Freude (an die Freude), Resignation, Freigeisterei der Leidenschaft, an Deinem Geburtstage, Freundschaft, Vorwurf an Laura, Phantasie an Laura, Laura am Klavier, Geheimniß der Reminiszenz, Hymnus an die Liebe, Brutus und Cäsar, die Parzen, meine Blumen, Elegie am Grabe eines Jünglings, die gelehrte Frau. Von diesen Gedichten waren die fünf ersten, der Zeit nach die jüngsten, im Merkur und in der Thalia, das letzte in der Pandora erschienen, die übrigen, mit Ausnahme des in den Räubern sich findenden Brutus und Cäsar, standen in der Anthologie. Ein Gedicht Schillers

auf seinen Geburtstag ist nicht bekannt; da aber die Thalia auch Schillers Gedicht Im Oktober (oben S. 94 ff.) gebracht hatte, von welchem Körner gleich nach dem Erscheinen bemerkte, es freue ihn seiner selbst wegen und als Beweis der heitern Stimmung, in der es entstanden*), und es am Schlusse der aus der Thalia angeführten, unmittelbar vor den aus der Anthologie genommenen Gedichten genannt wird, so scheint Körner es irrig auf Schillers Geburtstag bezogen zu haben.**) Daß er kein anderes Gedicht meinen konnte, war so offenbar, daß Schiller auf diese irrige Bezeichnung in seiner Antwort nicht einging. Ein gedrucktes Gedicht muß er jedenfalls gemeint haben, aber ein anderes als gerade das Im Oktober läßt sich nicht nachweisen. „Unter den Gedichten, denen Du das Leben schenkst", erwiederte dieser, „fehlen noch einige wenige, die mir der Erhaltung werth scheinen. Hektor und Andromache ist eins meiner besten, und auch Amalie im Garten verdient Pardon. Unter denen an Laura ist das die Entzückung vergessen, welches eins der fehlerfreieſten ist. Laura am Klavier hätte ich Lust aufzuopfern. Es freut mich, daß Du der berühmten Frau hast Gnade widerfahren lassen. Sobald die Götter Griechenlands segelfertig sind, sollen sie Dir vorgelegt werden. Ich denke, Du sollst gestehn, daß mich die Musen noch nicht verlassen haben, und daß die Kritik die Begeisterung nicht verscheuchte." Gegen

*) Gehörte dieses Gedicht nicht Schiller an, wie Gödeke behauptet, so müßte dieser in seiner Erwiederung eines so sonderbaren Irrthums gedenken; denn es ist eine irrige Behauptung Gödekes, Schiller habe jenen Brief vom 24. Dezember 1790 gar nicht beantwortet, da ganz offenbar Schillers Brief vom 12. Januar 1791 die Erwiederung darauf ist.

**) Wie Gödeke (XI. S. IX.) darunter das letzte Gedicht der Anthologie, das Winternacht überschrieben ist, verstehn kann, ist mir unbegreiflich trotz Boxbergers gewichtiger Bestimmung, da darin nichts an den Geburtstag erinnern konnte.

diese drei Gedichte wußte Körner nichts einzuwenden. Indessen blieb die Sammlung über seinen Kunstbetrachtungen liegen. Bald darauf reiste Schiller nach seiner schwäbischen Heimat, wo er so manche Abhaltungen fand, auch längere Zeit leidend war. Zur lyrischen Dichtung gelangte er hier nicht; denn die wenigen Verse, die er in das Stammbuch eines Kunstfreundes schrieb, kommen nicht in Betracht. Doch begann er die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, von denen ihn am Anfang des Jahres 1794 die Ausarbeitung des Plans zum Wallenstein abzog. Aber bald nahmen ihn die Verhandlung wegen der Horen und die Anstalten zur Abreise ganz in Anspruch.

Bald nach der Rückkehr schloß Schiller den folgereichen Bund mit Goethe, wodurch die dichterische Kraft beider, welche diese Jahre über ins Stocken gerathen war, zu frischer Bewegung gedeihen sollte, und gerade zur Zeit, wo die Rückkehr zur Dichtung für beide geboten schien. Schillers Ansichten über das Schöne zogen Goethe auf das lebhafteste an, da sich jetzt in den Hauptpunkten die glücklichste Uebereinstimmung fand, obgleich sie von ganz verschiedenen Seiten ausgegangen waren. Am 7. September sandte Schiller dem Freunde seine eben erschienene Beurtheilung von Matthissons Gedichten mit der Bemerkung: „Bei der Anarchie, welche noch immer in der poetischen Kritik herrscht, und bei dem gänzlichen Mangel objektiver Geschmacksgesetze befindet sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine Behauptung durch Gründe unterstützen will; denn kein Gesetzbuch ist da, worauf er sich berufen könnte. Will er ehrlich sein, so muß er entweder gar schweigen oder er muß (was man auch nicht immer gerne hat) zugleich der Gesetzgeber und der Richter sein. Ich habe in jener Rezension die letzte Partei ergriffen, und mit welchem Rechte oder Glück, das möchte ich am liebsten von Ihnen

hören." Schiller scheint hier absichtlich milder gewesen zu sein, da ihm die Verletzung Bürgers doch unangenehm gewesen war, er auch selbst bald zur Dichtung zurückzukehren gedachte, doch, wie damals, ging er auch jetzt von allgemeinen Grundsätzen aus. Hatte es ihm bei Bürger gegolten, den Begriff des Volksdichters in das rechte Licht zu setzen, so sucht er hier das Wesen des Landschaftsdichters zu bestimmen. Als die beiden unerläßlichen Eigenschaften eines jeden Dichtwerks bezeichnet er die nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit) und die nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes oder der Schilderung desselben auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). „In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein; denn die Einbildungskraft folgt keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein; denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Stil." Die landschaftliche Natur zeige immer viel Willkürliches; die den Künstler allein befriedigende Nothwendigkeit liege innerhalb der menschlichen Natur, und daher dürfe der Landschaftsdichter nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt, durch eine symbolische Operation die landschaftliche Natur in die menschliche verwandelt, sie zur Darstellung von Empfindungen oder Ideen gemacht habe. Müsse jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrücke, zugleich durch

ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sein und als Musik auf uns wirken, so verlange man dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewußtsein vom Landschaftsdichter. Aber das, was dieser uns darbiete, müsse auch von der Vernunft nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden können, so daß sie darin ein Symbol ihrer eigenen Handlungen erkenne. Nur dürfe er weder die Idee noch die Empfindung ausführen, sondern jene nur andeuten, diese nur aufspielen. Hiernach ergeben sich ihm als Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen Wahrheit und Anschaulichkeit, musikalische Schönheit und Anregung durch den in ihnen athmenden Geist. In allen diesen Beziehungen nun sucht Schiller Matthissons Verdienst zu bestimmen. Doch nicht bloß als Landschaftsdichter stellt er ihn sehr hoch, auch als Darsteller von Empfindungen und freien Erdichtungen, ja er betrachtet ihn als einen Eingeweihten in die innersten Geheimnisse der dichterischen Kunst, als einen Jünger der wahren Schönheit. „Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigung, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit.“ Aber nachdem er seine Schwingen in bescheidenern Kreisen versucht habe, möge er nun auch „einen höhern Flug nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einkleiden, zu seinen Landschaften auch Figuren erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit

auftragen." So trat diese im Uebermaß des Lobes sich gefallende Beurtheilung in den schärfsten Gegensatz zu Bürgers schonungsloser Zurechtweisung.

Milder und ruhiger war Schiller aus seiner Heimat zurückgekehrt, aber zugleich mit dem Drange nach reicher, weitverbreiteter Wirksamkeit. Ueber das Wesen der Schönheit, über die Art und Weise der Kunst und vor allem der Dichtkunst, über den Unterschied zwischen alter und neuer Dichtung glaubte er zur Einsicht gekommen zu sein; diese galt es zunächst gleichsam als Programm seiner neuen dichterischen Schöpfungen auszusprechen und durch ihre eingehende Entwicklung hierüber zu lichtester Klarheit zu gelangen, dann aber mit festem Schritte auf der seiner Natur gemäßen dichterischen Laufbahn vorzudringen. Welch ein Glück müßte es da für ihn sein mit dem freilich ganz anders von der Natur angelegten edelsten Dichtergeiste in vertrauteste Verbindung zu treten, ihn zu beobachten, sein Wesen und seine Kunst zu durchschauen, aber nicht um sich durch seine Dichtergröße abschrecken zu lassen, sondern um sich auch ihm gegenüber zu fühlen, von ihm erhoben und begeistert zu werden. Und dazu besaß er in dem zu Jena weilenden, von alter Kunst und Dichtung erfüllten, mit feinstem Sinne und edelster Begeisterung begabten Wilhelm von Humboldt und in dem philosophisch durchgebildeten, scharfsinnigen, von innigster Treue und festem Glauben an des Freundes Dichterberuf beseelten Körner zwei mächtige Förderer.

Wie er sein Verhältniß zu Goethe fasse und wie er sich selbst beurtheile, sprach er dem neuen Freunde, der so freudig die gebotene Hand ergriffen hatte, unumwunden aus. „Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittirt zu haben. Im Grund

ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtung ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich ein schönes Loos. Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet." Ein paar Tage später schreibt er an Körner, er sei jetzt an seiner Abhandlung über das Naive, und er werde zugleich den Plan zum Wallenstein bedenken, doch sei ihm vor der letztern Arbeit ordentlich angst und bange, da er jeden Tag mehr zu finden glaube, er könne eigentlich nichts weniger als einen Dichter vorstellen. Mit dem Wallenstein betrete er im eigentlichsten Sinne eine ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, da er im Poetischen seit drei, vier Jah-

ren einen völlig neuen Menschen angezogen habe, und er fürchte, bei der Ausführung werde ihn die Einbildungskraft verlassen. Körner suchte ihn zu beruhigen: er möge sich dem Genuß des Schönen aller Art hingeben, die Einbildungskraft ungestört Schätze sammeln lassen, so werde sich ein Vorrath anhäufen, der seine Forderungen gewiß befriedige. Seinen bisherigen Werken fehle weder Gehalt der Ideen noch Schönheit der äußern Form; was er selbst an den meisten vermisse, sei die innere poetische Form, das poetisch Gedachte. Zur innern poetischen Form gehöre ein Zwiefaches. Die Phantasie müsse das Produkt des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle umgeben, wodurch es anschaulich werde; aus der Hand der Phantasie empfange der Genius diesen Stoff, um ihn schöpferisch zu gestalten. Schillers Genius scheine der Phantasie nicht Zeit genug zu lassen. An der zur Auffassung des Stoffes nöthigen Reizbarkeit fehle es ihm schwerlich, desto mehr vielleicht an Ruhe. Eben deswegen solle er jetzt den Plan zum Wallenstein noch nicht machen. Erst müßten seine Ideale eine vollendete Gestalt gewinnen, mit allen ihren Eigenheiten leben, durch seine Phantasie vorschweben, alles Abstrakte müsse erst in individuellen Formen erscheinen, ehe er an Anordnung des Ganzen denken dürfe. Förderlicher als diese gute Mahnung des Herzensfreundes war Schillers gleichzeitiger zweiwöchentlicher Aufenthalt bei Goethe, mit dem er über die wichtigsten Fragen verhandelte, wodurch er ein immer anschaulicheres Bild vom Wesen dieses so ganz anders schaffenden Dichtergeistes erhielt. Neben den Horen hatte er auch schon einen Musenalmanach in Aussicht genommen, und im folgenden Monat schloß er über dessen Erscheinen einen Vertrag mit dem jungen Buchhändler Michaelis in Neustrelitz ab. „Mir ist diese Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der

Last", schreibt er an Goethe, „aber für meine ökonomische Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei meiner schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann." Viel folgenreicher sollte sie dadurch werden, daß sie die lyrische Dichtung unserer beiden Dichter in frischen Fluß brachte.

Zunächst legte Schiller die letzte Hand an die Briefe über die ästhetische Erziehung; darüber blieben die Malteser liegen, die er jetzt auf Goethes Wunsch wieder aufgenommen hatte. Die von demselben Freund mit höchstem Beifall begrüßten Briefe und ein geschichtlicher Beitrag zu den Horen hielten ihn bis Ende Mai in Thätigkeit. Goethe ließ ihn unterdessen an seinem in altgriechischem Sinne auszuführenden befreiten Prometheus theilnehmen, und er verschaffte ihm durch Mittheilung seiner Elegien und Epigramme sowie neuer Stücke zum Faust, nicht weniger durch die ersten Bücher des Wilhelm Meister einen hohen Genuß. Ihre darüber gepflogenen Verhandlungen führten sie in den innersten Mittelpunkt dichterischen Schaffens. Schiller gedachte die Monate Juni und Juli seinen Beiträgen zum Musenalmanache zu widmen, aber da körperliche Leiden ihn oft Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig machten, so rückte er langsam vor. Den 12. Juni schreibt er an Goethe, sein Fieber habe ihn seit vier oder fünf Tagen verlassen, so daß er mit seinem Befinden jetzt ganz wohl zufrieden sei. „Könnte ich es ebenso mit meiner Thätigkeit sein! Aber der Uebergang von einem Geschäft (zum andern) war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indessen habe ich mir, so gut es angeht, eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche Poesie des Lebens überschrieben ist, und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, gränzt." Doch gerieth ihm

dieſer ſein erſter Verſuch ſo wenig, daß er ihn der Aufnahme unwürdig fand. Glücklicher war er mit der Macht des Geſanges, deren Anfang früher die Künſtler begonnen hatte. Er ſandte ihn zur Kompoſition gleich an Reichardt, von dem er die Muſik dazu erſt am 31. Auguſt erhielt. Am 20. Juli meldet er, ſein Beitrag zum Muſenalmanach werde ſich ſchwerlich über drei Stücke erſtrecken, da die acht dazu beſtimmten Wochen bald vorüber ſeien, und er noch im dritten Gedichte ſich befinde. Zu dieſen Gedichten gehörte unzweifelhaft auch die launige Erzählung Pegaſus im Joche. In den Juli fallen auch der erſte Spruch des Confucius, über die Benutzung der Zeit, und drei in Diſtichen geſchriebene, die Abfertigung an den Weltverbeſſerer, die Frage der Antike an den nordiſchen Wanderer und der ſchöne Spruch über die zwei Tugendwege. Man ſieht, Schiller verſuchte es gleich in der verſchiedenſten Weiſe. Anfangs Auguſt fühlte er ſich in ſeiner dichteriſchen Thätigkeit, die ihm einen Monat früher närriſch vorgekommen war, recht behaglich. „Bald kann ich Dir einen Echantillon meiner neuen Poeſien vorlegen", hören wir ihn am 3. Auguſt gegen Körner äußern. „Leider hinderte mich meine mehr als je unterbrochene Geſundheit, die gute Stimmung, in der ich wirklich öfters zum Poetiſiren war, gehörig zu benutzen. Indeß iſt doch etwas geſchehen, was mir fürs Künftige Vertrauen gibt. Ich habe mich zwar, da meine Zeit für dieſe Arbeit zu ſtrenge beſtimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, ſondern bin am Ufer der Philoſophie herumgefahren; doch iſt dadurch wenigſtens der Uebergang zu einer freien Erfindung gemacht. Aller Wahrſcheinlichkeit nach bleibe ich den Reſt dieſes Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter, im poetiſchen Felde." Auch das ſo trefflich ſchildernde, durch die Macht der Rhythmen fortreißende Gedicht

der Tanz, die gleich diesem die äußere Erscheinung symbolisirenden Sprüche der Sämann, Würden, das Höchste, Ilias und die inhaltvollen Distichen das Unwandelbare und Zeus zu Herkules müssen spätestens in den ersten Tagen des Augusts gedichtet sein, da sie in der ersten Lieferung der Handschrift des Musenalmanachs sich befanden, die Schiller am 7. an Humboldt sandte, welcher den Druck des Musenalmanachs in Berlin besorgen sollte. Den Tanz theilte er bereits am 3. August dem Kapellmeister Reichardt zur Komposition mit. Humboldt, der von Schiller begeisterte Freund, nahm vor allem die Macht des Gesanges und den Tanz mit höchstem Beifall auf. Ueber die Trefflichkeit des erstern erging er sich in einer genauen Darlegung. „Der Versbau dieses Gedichts", fügte er hinzu, „paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen sind sehr wohlklingend. Was auch Goethe vom Reim sagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. Wie Sie ihn behandeln, schneidet er die einzelnen Theile der prosodischen Periode so bestimmt ab, trennt die kleinern von den größern so gut, und stellt die sich gleichen so passend gegeneinander, daß er nicht bloß dem Ohr sehr wohl thut, sondern auch mit dem eigentlichen Vortrag vollkommen übereinstimmt. Ich erinnere mich keiner Stelle Ihrer Gedichte, wo der Reim dem Gedanken geschadet, aber auch keiner, wo er ihm (wie so häufig im Wieland) sichtbar geholfen hätte; er erscheint für den Inhalt als gänzlich null, denn (aber?) er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unserer Sprache nichts weniger als überflüssig ist. Ihre Dichtungsart scheint mir eine ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben, die ich wohl fühle, aber jetzt nicht deutlich machen kann." Deshalb will er ihm aber von reimfreien Gedichten nicht abrathen. So sei der Tanz vortrefflich; er habe einen so großen philosophischen Gehalt und das Bild der

Tanzenden sei göttlich schön gemalt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der ersten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Versen unübertrefflich ausgedrückt sei, stelle sich die Festigkeit und der Ernst der zweiten prächtig entgegen. Nur in Betreff des Silbenmaßes machte er einige Ausstellungen.

Einen höhern Schwung nahm Schiller in dem später das Ideal und das Leben überschriebenen Gedichte das Reich der Schatten, das er bereits den 10. August (der Brief ist vom 9.) an Humboldt sandte. Hier wollte er den Gedanken, daß allein im Schauen der Ideale reines, unwandelbares Glück ruhe, zu inniger Empfindung verkörpern, was ihm aber nicht ganz gelang, wie er selbst noch in demselben Jahre fühlte, war er auch augenblicklich überzeugt gewesen, hier das höchste Ziel der Gedankendichtung erreicht zu haben. In diesem Gefühle sandte er das Gedicht an Humboldt, der es erst in geweihter Stille lesen, dann seiner Gattin vortragen sollte. Dieser hatte ihm eben seinen festen Glauben an das vollkommene Gelingen seiner höchsten poetischen Versuche ausgesprochen, da seine Geisteskraft eine so große Selbständigkeit besitze, daß sie durch die äußere Beobachtung nur im allgemeinen auf die Wirklichkeit gestimmt werde, aber nichts eigentlich aus ihr annehme, sondern in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirke. Habe er je diese gute Meinung verdient, äußerte Schiller, so sei es durch diese Arbeit, die, da sie für den Almanach zu gewichtig sei, in die Horen gerückt werden solle. Da er aber im Zuge sei, wollte er für jenen noch einiges hinwerfen; überhaupt sei er fest entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben. Humboldt wußte in seiner Antwort vom 26. nicht, wie er dem Freunde für den unbeschreiblich hohen Genuß dieses Gedichtes danken solle; er habe es sich auf eine Weise zu eigen ma-

chen können, wie noch kein anderes, und es werde ihn noch sehr lang und anhaltend beschäftigen. „Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr bezeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. — Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig, und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten, gesunden Verstand mit einem offenen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie Recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen *brauchen* kann, aber es *bedarf* ihrer nicht, und ruht in jedem Verstand auf sich selbst." Nachdem er das Gedicht im einzelnen mit der von Schiller geforderten strengen Kritik durchgegangen ist, auch ein paar kleinere Flecken bemerkt hat, bittet er ihn dringend, ja bei dem Entschlusse zu bleiben, in den nächsten Monaten nur zu dichten. „Es gibt doch nichts so Bezauberndes als die Werke des dichterischen Genies. Nur *sie* scheinen eigentliche Produktionen, nur *sie* Werke, die, für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophirende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwicklung, Trennung, Verbindung) entstanden denken zu können, es gleicht mehr einer bloßen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es ist mit *einem* Worte nicht so

in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum wie ein Kunstwerk."

Eine neue Folge von Gedichten konnte Schiller am 21. August an Humboldt senden,*) noch ehe er dessen Aeußerungen über das Reich der Schatten erhalten. Unter ihnen befanden sich die Ideale, der Genius (Natur und Schule früher überschrieben), das verschleierte Bild zu Sais (früher Heliopolis) und die beiden kleinern Gedichte das Wiegenkind und der spielende Knabe. Er war damals auch mit einem größern Gedichte, die Würde der Frauen, beschäftigt, das er noch vor Ende August Humboldt mittheilte, zugleich mit den kleinern Stücken Odysseus, an einen philosophischen Egoisten, Weisheit und Klugheit und die Ritter des Spitals zu Jerusalem (später die Johanniter überschrieben.)**) In den Idealen preßt sich auf herrliche Weise die Klage über die getäuschten Hoffnungen der so ahnungsvollen, das Höchste kühn erfliegenden Jugend aus. Goethe, dem Schiller das Gedicht bei seinem kurzen Aufenthalt am 24. August mitgetheilt hatte, fand sich dadurch sehr gerührt, dagegen vermißte Humboldt, obgleich es ein sehr schönes Gedicht sei, die gedrängte Fülle, den Schwung,

*) Humboldts Brief vom 31. August ist fortgesetzte Erwiederung auf den Schillers vom 21. August, doch nimmt er auch Rücksicht auf einige Nachrichten in einem kurz vorher erhaltenen uns verloren gegangenen Briefe vom 29., dem die letzte Lieferung zum Musenalmanache beigelegen hatte. Ueber diese sprach sich Humboldt erst am 11. September aus. Ganz so sind Humboldts Briefe vom 15. und 18. August Erwiederungen auf einen uns verlorenen Brief vom 3., der vom 21. auf Schillers Brief vom 9. Das verschleierte Bild, das Wiegenkind und der spielende Knabe waren auch unter der ersten Lieferung, die Schiller am 27. August an Körner sandte.

**) Die am 14. an Humboldt für den Musenalmanach geschickten Gedichte waren Beiträge anderer Dichter. Humboldts Antwort erhielt er erst am 29.

den raschen Gang, mit einem Worte den eigenthümlichen Charakter, an dem er, auch unter lauter Musterwerken, doch Schillers Arbeit leicht erkennen würde. Er zweifle, ob das Rührende, welches das Gedicht unzweifelhaft habe, nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff und weniger aus der Form entspringe. „Es hat einen so nahen Bezug auf Sie, die Empfindung ist so schön und natürlich, der Ausdruck so wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich so werth ist. Auch unterscheidet es sich dadurch gar sehr von Ihren übrigen. Ueberall ist das Gefühl so viel sichtbarer als die Phantasie. Nur ob dieser Eindruck ganz rein ist, ob das Gefühl, sowie es der Kunst eigen ist, durch die reine Form oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht wird? das ist die Frage." Schiller gab ihm darin Recht, daß es dem Gedichte an Stärke und Feuer fehle, doch sei dies kein Vorwurf für ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Die Klage sei ihrer Natur nach wortreich und habe immer etwas Erschlaffendes; denn die Kraft könne ja nicht klagen. Freilich sei es zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedige dabei ein Bedürfniß, es erleichtere sich dabei von einer Last, wogegen es in Gesängen von anderer Art, von innerm Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgebe. Die Empfindung, aus welcher es hervorgegangen, theile es auch mit, und auf mehr mache es, seinem Geschlechte nach, keinen Anspruch. Aber obgleich es so mehr eine materielle als eine formelle Kraft habe, so sei doch etwas darin, was es dichterischer als alle übrigen mache, vermuthlich weil das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise eigen sei und man die Auflösung weniger als die anspannende Thätigkeit dabei missen könne. Daß es matt

schließe, sei natürlich; denn es sei das treue Bild des menschlichen Lebens, wie er gegen Körner äußert, der Rhein, der sich bei Leyden im Sande verläuft. Es ist eben ein reines Empfindungsgedicht, ganz in goetheschem Sinne, wenn auch in prächtigerer Sprache; der Dichter hat sich in einen fremden Zustand hineinversetzt, wobei ihm seine eigenen goldenen Jugendträume lebhaft vorschweben. Von ganz anderer Art ist Natur und Schule, worin die Frage, ob der natürliche Sinn der Sittenlehre bedürfe, in lebendiger dichterischer Ausführung beantwortet wird: aber freilich die innere Trockenheit der Frage konnte durch diese wohl verdeckt, doch nicht aufgehoben werden. Körner stellte dieses Gedicht sehr hoch; nur selten sei Goethe etwas Aehnliches gelungen. Auch dem Dichter selbst war es, mit einziger Ausnahme des Reiches der Schatten, das liebste. Humboldt hätte noch gern die Beantwortung der Fragen darin gefunden, ob eine natürliche, zweifellose Tugend wahrscheinlich oder nur möglich sei, was sie verbürge, wozu der Mensch als Mensch bestimmt sei: aber Schiller meinte, dadurch würde die einfache Form des Gedichts zerstört und der poetische Zweck beeinträchtigt werden. Die Auflösung müsse durch das Herz, nicht durch den Verstand verrichtet werden. Die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen müßte, könne nicht verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerze, und nur an diesen halte sich der Dichter. Doch übersieht Schiller hierbei, daß das Gedicht die Möglichkeit, ja die Wirklichkeit einer solchen reinen Unschuld voraussetzt. Zu dem verschleierten Bilde hatte er den Bericht über die Pyramide zu Sais und eine Erzählung des Buches „Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br(uder) Decius (Prof. Reinhold) benutzt, um den Satz darzustellen, daß der Mensch die ihm bestimmte Wahrheit nur durch thätiges Forschen erringen könne.

Freilich ist dieser Sinn nicht deutlich genug ausgeprägt und die Zweideutigkeit des Orakels nicht eben würdig. Der Dichter hat sich des reimlosen fünffüßigen Jambus der Tragödie bedient, der hier weniger passend sein dürfte. Herder verstand den Sinn nicht. Für Körner, der die Darstellung trefflich fand, hatte der Stoff etwas Dunkles und Unbefriedigendes. Humboldt erkannte darin eine große und wichtige Wahrheit. Die Erfindung passe recht gut dazu, und die Erzählung sei sehr poetisch; freilich vermißte er den Reiz des Reimes, aber die reimlosen Jamben trügen zur Mannigfaltigkeit in der äußern Form seiner Beiträge zum Musenalmanache bei. Und auf Mannigfaltigkeit hatte es Schiller gerade abgesehen; er wollte hier in den allerverschiedensten Formen und Stoffen auftreten. So wagte er denn auch den von Humboldt trefflich erörterten Unterschied der Geschlechter, über den er selbst mit diesem sich vielfach besprochen, in glänzender dichterischer Darstellung in der Würde der Frauen darzustellen, wobei die im Gegensatz zu einander ausgeführten Bilder der Frau und des Mannes in zwei verschiedenen bezeichnenden Strophenformen auftreten. Das Gedicht, das er am 28. August an den Kapellmeister Reichardt, am folgenden Tage an Humboldt sandte, machte auf letztern und dessen Gattin einen sehr schönen Eindruck. „Mir war es ein in der That unbeschreibliches Gefühl", äußert Humboldt, „Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Leben, eigene Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr als

hier gefühlt. Die Zeichnung jeder der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut als die Entgegenstellung beider gelungen. Das Silbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll als dieses zu thun."

Herrschte auch in diesen Gedichten das Lehrhafte entschieden vor, so hatte Schiller dasselbe doch möglichst zur Empfindung zu verklären gewußt, und hielt er sich auch von Ueberfülle nicht ganz fern, so daß von den größern viele in der spätern Sammlung der Gedichte zum Theil bedeutend verkürzt werden mußten, so war doch eine größere Mäßigung bei allem dichterischen Glanze und Schwunge nicht zu verkennen. Auch in der Form hatte er größere Strenge sich vorgesetzt, da es ihm, wie er selbst sagt, unmöglich war, etwas unvollkommen zu lassen, so lange er es noch besser machen konnte. Freilich glaubte er die Freiheit, der alle Dichter sich bis dahin bedient, nicht verkümmern zu dürfen, woher er die Elision des **i** in styg'schem, duft'gem, will'ge, wie „fatal" er sie auch fand, doch beibehielt, und seine unreine schwäbische Aussprache ließ ihn keinen Unterschied bei manchen abweichenden Lauten fühlen, so daß er unbedenklich Schlafe auf Sklave, unterwerfe auf Nerve reimte; freilich ein Reim eines **i** auf **e**, **ü**, **ö** kommt nicht mehr vor, aber doch reimen noch, um von **i** und **ü**, **ei** und **eu** nicht zu sprechen, **ö** und **e**, **ei** und **äu**. In Bezug auf den Hexameter und Pentameter hatte ihm Humboldt das Gewissen geschärft. Dieser machte ihn in einem Briefe vom 31. August auf mehrere Nachlässigkeiten in seinen elegischen Gedichten aufmerksam. Es gebe jetzt, vorzüglich seit der vossischen Schule, eine Menge Menschen, die grausam lamentirten, daß nur Voß Hexameter machen könne. An sich würde sich nun niemand an solche engbrüstige Menschen kehren,

aber man dürfe sie doch nicht ganz verachten, wenn sie in der Sache Recht und nur darin Unrecht hätten, daß sie Kleinigkeiten zur Hauptsache machten. Er rügte in seinen neuesten Gedichten mehrere Daktylen, den Versanfang das Orakel, einen Trochäus statt Daktylus im vierten Fuße, einen zäsurlosen Vers und einen starken Hiatus. Schiller wurde dadurch so betroffen, daß er einem schon zum Druck abgesandten Gedichte mehrere Veränderungen nachschickte, derentwegen nöthigenfalls Kartons gedruckt werden müßten, damit nicht Voß meinen solle, daß er allein Hexameter zu machen verstehe. Und auch in den übrigen Versarten suchte er strengern Forderungen zu genügen, da er bis dahin über den Versbau wenig nachgedacht hatte. In den verschiedensten Arten hatte er sich jetzt versucht, auch wohl manches in Gedanken gehegt oder gar begonnen, was er damals nicht ausführte. Schon am 21. August schreibt er, er kenne nun bald seine Stärke wie seine Schranken im poetischen Felde; die letztern, meinte er damals, würden ihm wohl das Dramatische verbieten, aber auf das Epische werde er dafür ernstlich losgehn, freilich nicht auf die große Epopöe. Schilderung und Erzählung waren ihm so leicht geworden, daß er besonders zu dieser Dichtart sich berufen hielt.

Anfangs September finden wir den Dichter wieder mit dem ersten, den Gegensatz der einfachen Natur zur Kunst behandelnden Theile des Aufsatzes über das Naive beschäftigt. Hier kam er auf den Unterschied der alten und neuen Dichter zu sprechen, von denen jene durch Natur, sinnliche Wahrheit und Gegenwart rühren, diese durch Ideen. Die Beschäftigung mit dem Gegensatze zwischen Natur und Kultur gab ihm den Spaziergang ein, früher Elegie überschrieben, in welchem er die Empfindungen, welche dieser Gegensatz erregt, in herrlicher Weise an die wechselnden Bilder eines Spaziergangs knüpft, und zwar nicht eines rein

ersonnenen, sondern eines ihm aus seiner Heimat bekannten, dessen zu gedenken er vor kurzem veranlaßt worden war. Er wollte in diesem Gedichte ein Muster eines landschaftlichen Gedichtes liefern, das den Charakter der Elegie rein ausprägen sollte, deren Wesen im Gegensatz zur Idylle darin bestehn soll, die Natur als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht darzustellen. Eine darauf bezügliche Anfrage richtete er am 13. an Goethe. Den 21. sandte er die Elegie an Körner mit den Worten: „Die Elegie macht mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.“ In demselben Briefe gedenkt er seines Aufsatzes über das Naive. Dieser Stoff habe ihn zu verschiedenen Betrachtungen über die Dichter alter und neuer Zeit veranlaßt. „Zwischenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal so frisch von Statten geht.“ Aber der Freund sollte ihm nun auch sagen, zu welcher Art lyrischer Dichtung er ihn besonders geeignet glaube. „Nach allem, was Du jetzt von mir gelesen, stelle mir nun die Nativität, an was ich mich in der Poesie nun vorzüglich hängen soll; denn Deine philosophische Ode*), wie Du sie nennst, halte ich

*) Körner hatte am 14. in Bezug auf das Reich der Schatten geschrieben: „In dieser Gattung, der philosophischen Ode, halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objekts scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjekts im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objektiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dies ist hier weit weniger der Fall als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters. Er dichtet für sich selbst; das Publikum behorcht ihn nur.“

für keine Gränze, bloß für eine Branche meines Faches. Vergleiche die neuen Arbeiten mit den alten, und urtheile, ob sie mehr oder weniger wahrhaft dichterisch sind." Körner gestand ihm zu, daß er in der äußern Harmonie der Sprache des Versbaues sehr viel gewonnen habe. Sonst habe er mehr die gereimten Versarten geliebt, jetzt auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart sich versucht. Seine Sprache gewinne immer mehr Reichthum und Geschmeidigkeit, ohne an Korrektheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tones werde immer herrschender in seinen Werken, so sehr er auch bei seiner Manier zu Abweichungen versucht werden müsse. Nur in der innern Harmonie der Gedanken könnte er noch Fortschritte machen. Thätigkeit scheine bei ihm die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störe er zuweilen das Spiel seiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung seines Forschungstriebes. Hätte er mehr Hang zu geistiger Wollust, so würde er mehr in den Bildern seiner Einbildungskraft schwelgen, während er jetzt nicht selten durch den Trieb nach abstrakten Untersuchungen vom Besondern zum Allgemeinen fortgerissen werde. Deshalb befriedige er ihn denn besonders in der philosophischen Ode, wo das Abstrakte eben an der Stelle sei; aber auch in andern Gattungen könne es ihm nicht fehlen, wenn er sich nur gewöhne ruhiger zu empfangen, was die Phantasie ihm in reichem Maße darbiete. Damit war Schiller freilich wenig Neues gesagt. Die Elegie selbst nahm Körner freudig auf; keines seiner neuern Produkte habe ihm einen größern Genuß verschafft.

Noch ehe Körner diese Aeußerungen that, hatte Schiller ihm am 21. September mehrere neue Gedichte zugesandt, unter ihnen der Abend, die Stanzen, wahrscheinlich auch deutsche Treue und Columbus. Humboldt hatte am 31. August geschrieben:

„Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen, wie die klopstockischen und horazischen. Zwar lieb' ich sie im Deutschen nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehn." Schiller ließ sich dadurch bestimmen, in einem von Klopstock erfundenen Versmaß das Untergehen der Sonne im Meere als einen Besuch des Sonnengottes bei der Meergöttin Tethys darzustellen. Aber auch in seiner geliebten Stanze wollte er im Almanach erscheinen, und so ließ er denn diesen am Schlusse in drei Stanzen vom Leser Abschied nehmen, worin er die Gedichte desselben auffallend genug als solche bezeichnet, die nur im Augenblick erfreuen, nicht auf die Nachwelt zu kommen gedenken. Im Briefe an Humboldt vom 15. September zog er die Gedichte der philosophische Egoist, die Antike, Weisheit und Klugheit, an einen Weltverbesserer, das Höchste und Ilias vom Musenalmanach zurück; er bestimmte sie für das neunte Heft der Horen.

Am 5. Oktober kam Goethe auf wenige Stunden nach Jena, wo Schiller sich freute, ihm ein neues „Rudel Gedichte" vorzulegen. Besonders die Elegie machte auf Goethe großen Eindruck. „Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptsächlich nachgedacht", schreibt dieser bald darauf; „sie haben besondere Vorzüge, und ich möchte sagen, sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte. Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf. — Das kleine Gedicht in Stanzen an das Publikum würde den diesjährigen Jahrgang der Horen(?) sehr schicklich und anmuthig schließen." Am 11. begab sich Goethe nach Eisenach, von wo er im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt sollte, wovon er aber bald entbunden wurde. Dorthin sandte ihm

Schiller fünf Tage später die beiden Schnurren, wie er sie nannte, die Theilung der Erde und die Thaten der Weisen (jetzt die Weltweisen) überschrieben. „Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht", schrieb er dem Freunde. „Es gibt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geschrieben. So viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen sauren Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Thätigkeit sehr an; denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstraktionskraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Produktionen, die beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten, nnd nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten."

Schon am 5. Oktober hatte Schiller seine nach strengerer Prosodie durchgearbeitete Elegie an Humboldt geschickt.*) Sechs bis acht kleinere Stücke, die unterdessen fertig geworden, solle er im zehnten Hefte der Horen aussuchen. Auch theilte er ihm seinen Plan mit, eine romantische Erzählung, wozu er den rohen Stoff

*) Erst am 20. sandte er das Gedicht an Cotta zum Drucke ab. Die Exemplare des zehnten Heftes der Horen, in welchem es erschien, empfing er am 2. November.

schon habe, in Versen zu machen, um einem langen Wunsche nachzugeben und sich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen; aber der große Zeitaufwand, ohne den es nicht abgehn werde, dürfte für eine bloße Grille doch am Ende vielleicht zu groß sein. „Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir mit in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publikum, wie es scheint, auf diese Mannigfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint ein Ingredienz der Vorstellung zu sein, unter der ich den meisten Lesern erscheine.“ Doch auf diese öffentliche Stimme wie auf seine Eitelkeit solle er nicht mehr Rücksicht nehmen, als billig sei. Auf der andern Seite möchte er sogleich an seine Malteser gehn, wozu ihn ein recht ungeduldiges Verlangen treibe. Vom Dezember bis zum April einschließlich könne er sich von den Horen frei machen, und in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar damit fertig werden. „Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet am wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe. — Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also bloß, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?“ Humboldt suchte Schillers dichterischen Charakter zu bestimmen. Seine Dichtungen zeigten einen stärkern Antheil des Ideenvermögens, als man sonst bei einem Dichter antreffe, und als man, ohne die Erfahrung

der Poesie für verträglich halten sollte. Er besitze gleichsam
n Ueberschuß von Selbstthätigkeit, die sich auch den Stoff,
sie bloß empfangen könnte, noch selbst schaffe, aber sich her-
h mit ihm wie mit einem bloß gegebenen verbinde, die der
aterie und That nach fast bloß allein wirke, aber der Form
nd dem Schein nach, worauf das Wesen der genialischen Pro-
uktion beruhe, nur durch Wechselwirkung thätig sei. „Dies nun
rückt allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von
Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in über-
irdisches Gebiet über und stellt die höchste Gattung des Erhabenen,
die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so in-
tensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen
darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit einem
Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende
Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht da-
durch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es
aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und
Schilderungen, ungeachtet der größten Wahrheit und Konsequenz,
doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat."
Diese Eigenthümlichkeit sei beim Drama in ihrem wahren Gebiete,
da hier die Hauptwirkung durch die Idee des Erhabenen geschehe
Dabei verhehlt er aber nicht, daß es die Frage sei, ob nicht b
der dramatischen Poesie mehr als bei jeder andern der Dicht
unmittelbar aus der Natur schöpfen müsse. Wenigstens schei
es, daß man nirgends so unmittelbar durch die Wirklichkeit
rührt sein wolle, doch gehe man hierin vielleicht zu weit, un
rühre vielleicht aus einer nicht ganz rein ästhetischen S
mung her. Ihm scheine Schiller für die dramatische
völlig geboren, nur müsse er sich auf eine gewisse Gattur
schränken. Das Epische (nicht die große Epopöe) brauch

leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als ihm in Vergleich mit ihrer Tiefe eigen sei, obgleich er auch hier mit großer Würde auftreten würde. Indessen schließe das Epische nach den weiten Grenzen, die sie beide ihm anwiesen, eine zahlreiche Menge von Formen in sich, und nehme auch das Lyrische und Didaktische auf. „Vorzüglich nach Ihren neuern Gedichten von den Göttern Griechenlands an läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere; aber ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt. — Etwas Dramatischem jetzt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß ist und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und Poetischen, der Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie der Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier! Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu sein.“ Habe er innere Stimmung und äußere Muße genug, die Malteser hinter-

einander zu vollenden, so müsse er diese wählen, im andern Falle die romantische Erzählung. Auch im weitern Laufe des Jahres wurde über Schillers dichterische Begabung zwischen den Freunden vielfach berathen. Schiller fühlte immer mehr, daß in ihm eine unversiegliche Dichterkraft lebe und er auf den rechten Wegen sei. Humboldts Urtheil über die Elegie, die er allen seinen Gedichten vorzog, that ihm sehr wohl; er selbst gedachte derselben immer mit Vergnügen, und zwar mit keinem müßigen, sondern einem wirklich schöpferischen, da sie seine Seele zum Hervorbringen und Bilden bewegte. Er fühlte, daß sich in diesem Gedichte sein eigenes Dichtertalent erweitert habe, daß noch in keinem der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem noch das Gemüth so sehr als eine Kraft gewirkt habe. Deshalb wollte er aber auch diesem Gedichte im einzelnen die allerhöchste Vollendung geben; am Ganzen glaubte er sei nichts mehr zu ändern, es sei denn daß einige Theile faßlicher verbunden, einiges besser unterschieden würde. Besonders für den Versbau wollte er so viel als möglich zu thun suchen. Darin sei er der roheste Empiriker; denn außer dem „Versuch einer deutschen Prosodie" von Moritz (1786) habe er gar nichts darüber gelesen; besonders seien ihm Hexameter und Pentameter ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. Humboldt werde ihn wohl bei ihrem nächsten Zusammentreffen darüber zurechtweisen. Indessen glaube er, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel Recht habe, was er an einzelnen Beispielen der Elegie nachzuweisen sucht. Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Litteraturbriefen (176. 177), die er kürzlich gelesen und sehr gedacht gefunden*), sollten

*) Schiller ahnte nicht, daß diese beiden Re unterzeichneten Briefe von dem ihm widerwärtigen Nicolai waren.

ihm künftig dabei zum Leitfaden dienen. „Mit der Elegie verglichen", schreibt er am 30. November, „ist das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekommen, an den Almanach des nächsten Jahres zu denken. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an: das Ideal der Schönheit objektiv zu individualisiren, und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. — In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem.*) Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten; hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde

*) Die naive Dichtung hat nach Schiller keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise), die sentimentalische drei, Satire, Elegie und Idylle.

bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffe ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben. — Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre, daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe, so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben. Denken Sie sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehn. Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Szene im Olymp dargestellt, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hie und da noch einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann." Man sieht, mit welcher schwärmerischen Begeisterung er dem Gedanken nachhing, den Kreis des Lyrischen ganz auszumessen und das Höchste, was darin möglich sei, zu erringen. Die letzten Monate des Jahres erzeugten keine weitern Dichtungen, wenn nicht etwa eine Reihe kleiner Spruchgedichte, welche die letzten beiden Jahreshefte der Horen brachten, ganz oder zum Theil damals hingeworfen wurden. Am 17. Oktober schickte er außer dem Aufsatze über die Gefahr ästhetischer Sitten auch zwölf Gedichte für das elfte Stück

der Horen ab. Dieses Stück enthält vier Gedichte von Schiller, die er vor kurzem gedichtet oder zum Druck durchgesehen haben muß, die Thaten der Philosophen, Theophanie, einem jungen Freunde und Archimedes und der Schüler. Auch die im folgenden Hefte stehenden Gedichte menschliches Wissen, die Dichter der alten und neuen Welt, Schön und erhaben, der Skrupel, Karthago, Ausgang aus dem Leben muß er damals gesandt haben, da er im Laufe des Jahres keine weitern Gedichte an Cotta schickte. Dazu kommen Zenith und Nadir und das Gedicht an die Kunstrichterin, das Gödeke für verloren hielt, das aber wirklich im Januarheft 1796 erschien.*) Diese Gedichte machen gerade die Zahl zwölf aus.

Auf das lebhafteste beschäftigte ihn um diese Zeit der für die Horen bestimmte Aufsatz die sentimentalischen Dichter. Hier wird als Begriff der Dichtung der möglichst vollständige Ausdruck der Menschheit, als die beiden einzigen Arten derselben Nachahmung des Wirklichen und Darstellung des Ideals bezeichnet, naive und sentimentalische Dichtung, und die eine vorzüglich den alten, die andere den neuern Dichtern zugeschrieben, und ihre Verschiedenheit daraus hergeleitet. Der sentimentalische Dichter bezieht seinen Gegenstand immer auf eine Idee, und in dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft; er hat es mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen zu thun, mit

*) Das in die Werke nicht aufgenommene Distichon lautet:

Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange Dir brennet!
Nicht, was ich las — was Du denkst, hat sie mit Purpur gefärbt.

Daß dieses Gedicht und zugleich Zenith und Nadir, das Schiller schon im September eingesandt hatte, für das zwölfte Heft der Horen bestimmt war, beweist der von Gödeke (XI, 440) mitgetheilte Brief des Dichters an Cotta vom 27. Nov. 1795. Ich habe dies zuerst in der hempelschen Ausgabe Herders VII, 22 f. bemerkt.

der Wirklichkeit als Gränze und mit seiner Idee als dem Unendlichen. Da er nun entweder nicht bei der Wirklichkeit oder mehr bei dem Ideale verweilen, jene als Gegenstand der Abneigung oder dieses als Gegenstand der Zuneigung darstellen kann, so bilden sich zwei Dichtarten, die Schiller als satirisch und elegisch bezeichnet. Die Satire ist entweder strafend oder scherzhaft, die elegische Dichtart entweder Elegie im engern Sinne oder Idylle, je nachdem Natur und Ideal, jene als verloren, dieses als unerreicht, Gegenstand der Trauer, oder als wirklich vorgestellt, Gegenstand der Freude ist. Unter den deutschen elegischen Dichtern werden Haller, Kleist und Klopstock nach dem aus dem Begriffe der Dichtung entnommenen Maßstabe anerkennend, aber mit scharfer Hervorhebung ihrer Unzulänglichkeit besprochen. Von Goethe heißt es bei Erwähnung des Werther, die Natur wirke in ihm reiner und getreuer als in irgend einem andern, und er entferne sich unter den modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge. Ueber Wielands lüsterne Darstellung sprach sich Schiller in möglichst schonender Weise aus, wogegen er scharf den schmutzigen Witz Blumauers, diese „gestaltlose Laune", verurtheilte, die elegische Karrikatur, die Empfindsamkeit, und ihr Gegenbild, das spaßhafte Wesen, die herzlose Satire, verwarf. Wie er der Dichter nicht schonte, so verspottete er auch das Salbadern über Poesie, Kunst u. dgl. in unsern „kritischen Bibliotheken, philosophischen und literarischen Annalen und Reisebeschreibungen", das abgeschmackt sei, wie es sich für die „Gesindestube der deutschen Literatur" zieme. So warf der Dichter mit kühnem Selbstbewußtsein Dichterlingen und Kritikern (die letztern hatten bereits seine Horen verunglimpft) den Fehdehandschuh hin; denn der Musenalmanach erschien erst im Januar 1796, kurz nach dem

zwölften Stücke der Horen,*) welches den Aufsatz über die sentimentalischen Dichter enthielt. Der Almanach brachte von Schiller 24 Stücke, unter ihnen am Anfang die Macht des Gesanges, dann der Tanz, Pegasus in der Dienstbarkeit, die Ideale, der Abend, Würde der Frauen, die schließenden Stanzen und eine große Anzahl kleiner Spruchgedichte, ernsthafter oder launiger Art, unter ihnen das später unterdrückte scharfe, erst von J. Meyer aufgenommene:

Deutschland und seine Fürsten.

Große Monarchen erzeugtest Du, und bist ihrer würdig;
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch' es, o Deutschland, und mach es deinen Beherrschern
Schwerer als Könige groß, leichter nur Menschen zu sein!**)

Von ältern Gedichten Schillers findet sich nur das Stammblatt für seine jetzige Gattin (vgl. oben S. 91) in neuer Bearbeitung. Goethe hatte ohne Namensunterschrift seine Epigramme, mit seinem Namen sechs Gedichte, nebst einem schon gedruckten Prolog, Herder mehreres unter den Chiffern D, E, F, P und S. B. M***) geliefert. Sonst waren noch vertreten Kosegarten, Langbein, Sophie Mereau†), der berliner Meyer, Neuffer,

*) Die Exemplare der Horen erhielt er am 6., die des Musenalmanach am 16.

**) Der Sinn des Spruches liegt in der Aufforderung an die Deutschen sich zu freien Menschen heranzubilden; dann werden auch die Fürsten menschlich werden müssen, nicht mehr ihre Größe im Beherrschen unterwürfiger Sklavenseelen finden können.

***) Unter letzterer steht eine Uebersetzung der Ode „die flüchtige Freude" von Sarbievius, auf dessen Namen wohl S. B. deuten.

†) Schiller schrieb ihr am 25. Oktober, die Mühe, welche sie auf die Verbesserung ihrer ihm eingesandten Gedichte verwandt, sei durch einen sehr glück-

Pfeffel, A. W. Schlegel und Woltmann; von Schillers Freunden finden sich Conz, Haug, Reinwald, auch der junge Hölderlin und ein Karl Lappe aus Wusterhausen. Auch die Horen hatten vier bedeutende Gedichte von Schiller gebracht, das Reich der Schatten, Natur und Schule, das verschleierte Bild, der Spaziergang, nebst einer großen Anzahl kleinerer, zum Theil ohne den Namen des Dichters. Goethe hatte seine Elegien, zwei Episteln und eine Uebersetzung des homerischen Hymnus auf die Geburt des Apollo beigesteuert, einige Kleinigkeiten auch Herder. So war in beiden Sammlungen ein wahrer Schatz edler Dichtung Deutschland gespendet, und unter ihnen manches von ganz eigenthümlicher Schönheit und Tiefe, so daß die bestehenden Musenalmanache, der hamburger und der göttinger, daneben ganz ärmlich sich ausnahmen.

Schon am 29. Oktober hatte Schiller A. W. Schlegel, dessen Briefe über die Poesie ihm sehr viel Vergnügen gemacht, zur Beurtheilung des poetischen Theils der Horen für die Literaturzeitung aufgefordert. „Ihre Zufriedenheit mit den Schatten und mit Natur und Schule (beide in den Horen) ist mir sehr erfreulich", äußerte er dabei. „Diese Gedichte zeichnen nebst noch einigen andern meinen Uebergang von der Spekulation zur Poesie. Ich hoffe, wenn ich nur Zeit und Stimmung finde, nicht immer so ängstlich mehr am Ufer der Philosophie hinsteuern zu müssen, sondern etwas weiter ins freie Meer der Erfindung zu segeln." Schlegels günstiges Urtheil über Vossens Musenalmanach konnte er nicht billigen. „Ich weiß

lichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und, was bei Produkten der weiblichen Muse ein seltenes Verdienst, Korrektheit zeichneten sie vorzüglich aus. Das dort genannte „beschreibende Gedicht" ist das Lieblingsörtchen, wogegen keineswegs der Ausdruck Stanzen spricht.

schlechterdings nicht, wie ich die Härte und Undeutschheit seiner Sprache (ich begehe selbst eine, indem ich davon spreche) bei so vieler Trivialität, oft Platitüde des Gedankens entschuldigen soll. Wenn es ja so schwer ist, ein edles Gefühl, einen gehaltreichen Gedanken leicht und schön auszudrücken, so sollte wenigstens das Gemeine angenehm klingen, und das Rauhklingende den Geist durch Gehalt entschädigen." In einem weitern Briefe erklärte er sich gegen Schlegels rein physische Herleitung des Rhythmus. Sobald die Persönlichkeit des Menschen sich zu zeigen anfange und die Reflexion eingetreten sei, entstünden gleich nothwendige Forderungen aus seiner selbstständigen und moralischen Natur, und eine von diesen scheine ihm das Zeitmaß in seinen Bewegungen zu sein; es sei das Beharrliche im Wechsel, und eben das sei der Charakter seiner Selbstheit, die sich in dieser Erscheinung ausdrücke. In Schlegels Beurtheilung der Horen rühmte Schiller die schöne Verbindung poetischer Wärme mit kritischer Kälte. Seine metrischen Bemerkungen fand er in den meisten Punkten sehr richtig, nur in wenigen Kleinigkeiten seien sie verschiedener Meinung. Uebrigens wolle er sich seines Hexameters gegen ihn nicht annehmen. Alles, was er in dieser Versart von ihm gelesen, sei bloß der erste Wurf, an dem er der Kürze der Zeit wegen die Feile noch gar nicht habe versuchen können; in seiner Elegie habe er jetzt schon 40 nöthige Verbesserungen des Verses entdeckt.

Je größer Schillers Vertrauen auf seinen Almanach und die Gedichte in den Horen war, um so entschiedener glaubte er in dem für das Januarheft 1796 der Horen bestimmten Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter auftreten zu dürfen. Der naive Dichtergeist, bemerkte er hier, sei nicht allein in Gefahr, sich einer gemeinen

Wirklichkeit zu sehr zu nähern, sondern er mache auch durch die Leichtigkeit seiner Aeußerung und die größere Annäherung an das wirkliche Leben dem gewöhnlichen Nachahmer Muth, sich im Felde der Dichtung zu versuchen. „Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv sein zu wollen — er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platitüden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung duldet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleiße bilden hier besonders einen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kambnen an der Leine und Elbe in nicht bessern Accorden geantwortet.“*) Er gedenkt hierbei seiner scharfen Beurtheilung Bürgers, gegen welche diese Leute sich erhoben hätten, als gälte es ihre eigene Sache. Darin irrten sie aber sehr; denn habe es der Mühe verlohnt, einen von dichterischer Kraft erfüllten Geist unter den höchsten Maßstab der Kunst zu stellen, da er Vollendetes zu leisten vermocht, so wäre es doch lächerlich und zugleich grausam auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht und die mit jedem ihrer Produkte ein vollgültiges testimonium paupertatis aufwiesen. Vom sentimentalischen Dichter bemerkt Schiller, daß er der Gefahr ausgesetzt sei, über dem Bestreben, alle

*) Man wundert sich, daß hier der Spree nicht gedacht wird, mit Bezug auf den Almanach des Pfarrers Schmidt Musen und Grazien in der Mark. Zu Leipzig erschien schon lange kein eigentlicher Musenalmanach mehr, aber lyrische Dichter gab es dort manche.

Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sie nicht bloß, was er dürfe, zu idealisiren, sie über jede bestimmte und begränzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben, sondern zu schwärmen, über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehn. Dieser Fehler der Ueberspannung der Empfindung sei ebenso in der Eigenthümlichkeit des Verfahrens des sentimentalischen Dichters gegründet, wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in dem des naiven. Dieses Ueberspannte könne aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen; es sei nicht ohne Wahrheit und müsse als wirkliche Empfindung auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Es lasse auch, weil es Natur sei, einen einfachen Ausdruck zu und werde, vom Herzen kommend, auch das Herz nicht verfehlen; aber da sein Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht sei, so habe es auch bloß logische Realität, und die Empfindung sei also nicht rein menschlich. Die Empfindung sei wahr, nur der Gegenstand ein gemachter, der außer der menschlichen Natur liege. Von dem Ueberspannten in der Empfindung sei das Ueberspannte in der Darstellung zu unterscheiden, das jederzeit von einem kalten Herzen zeuge und sehr oft von einem poetischen Vermögen, wobei dem Dichter wohl seine eigenen Jugendversuche vorschwebten.

Noch ehe dieser Beschluß der Abhandlung über die beiden entgegengesetzten Dichtarten erschien, hatte sich Schiller mit Goethe zu den Xenien verbunden, die, von kleinen Anfängen ausgehend, eine immer größere Ausdehnung gewannen. Schon am 28. Oktober hatte Goethe den Gedanken geäußert, sie sollten am Schlusse des Jahres über alles, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt worden sei, ein Gericht halten;

„wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“ Fast zwei Monate später glaubte er hierzu in den Xenien des Martial, dessen frühere Bekanntschaft die venediger Epigramme verrathen, eine entsprechende Form gefunden zu haben. So schreibt er denn am 23. Dezember: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir kultiviren, und eine solche Sammlung in Ihrem Musenalmanach des nächsten Jahres bringen (wie der nächstens erscheinende Almanach mit den venediger Epigrammen schloß). Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein paar zur Probe.“ Aber am Schlusse heißt es: „Die Xenia nächstens.“ Freilich könnte man zweifeln, ob der Satz: „der mir dieser Tage zugekommen ist“, auf Einfall, was eine Nachlässigkeit des Briefschreibers voraussetzt, oder auf Martial zu beziehen ist, jedenfalls aber ist der Einfall ein hier zuerst mitgetheilter und gehört Goethe an. Erst als Goethe am 26. ein Dutzend Xenien beigelegt hat, mit der Bemerkung, mit hundert dieser Art könnte man sich sowohl dem Publikum als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen, geht Schiller auf die Sache ein. „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig“, schreibt er am 29., „und muß ausgeführt werden.“ So konnte er sich unmöglich äußern, wäre der Gedanke von ihm selbst ausgegangen; vielmehr gibt er hier dem Gedanken des Freundes, der ihm erst nach diesen Proben eingeleuchtet haben mag, seinen vollsten Beifall. Auch müßte Goethe sich ganz anders geäußert haben, hätte Schiller den Einfall gehabt, der offenbar durch die Xenien des Martial veranlaßt ist; gehörte er Schiller an, so wäre die Erwähnung Martials unbegreiflich, während Goethe damit bestimmt andeutet, wie er dazu gekommen. „Die

(Xenien), die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergetzt", fährt Schiller fort, „besonders die Götter und Göttinnen darunter.*) Solche Titel begünstigen einen Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen. Und welcher reichliche Stoff findet sich da!" So war Goethes ursprünglicher Plan sogleich erweitert. „Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die stolbergische Sippschaft,**) Racknitz, Ramdohr,***) die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die leipziger Geschmacksherberge,†) Thümmel, Göschen als sein Stallmeister††) u. dgl. dar!" Bei Goethes erwartetem Besuche solle es heißen: **Nulla dies sine epigrammate.**†††) Goethe war damit vollkommen einverstanden, daß sie weiter um sich greifen müßten. „Wie werden sich Charis und Johann prächtig nebeneinander ausnehmen! Wir müssen diese Kleinigkeiten nur ins Gelag hineinschreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse

---

*) Merkur, Genius der Zeit, Minerva, Flora, Urania.

**) Stolberg hatte sich zu den Frommen gewandt. Der Angriff auf Schillers Götter Griechenlands und die Vorrede zu der Uebersetzung auserlesener Gespräche des Plato schweben hier vor, über die Goethes und Schillers Briefwechsel kurz vorher scharfe Aeußerungen enthält.

***) Beide als Kunstkenner. Racknitz hatte über die Baukunst geschrieben, Ramdohrs Charis die bildende Kunst behandelt.

†) Die Bibliothek der schönen Wissenschaften.

††) Von Göschen, dem Verleger von Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, deren Mangel an ästhetischer Würde Schiller vor kurzem gerügt hatte, war eine Reise von Johann erschienen.

†††) Nach dem bekannten Worte des Plinius: Nulla dies sine linea.

bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter die Form der Ironie." Als Goethe am 3. Januar nach Weimar kam, brachte er Schiller einen Foliobogen, auf welchem 14 Xenien standen; beide schrieben eine Anzahl neuer Xenien hinzu, wie sie ihnen gerade einfielen. Bei Goethes vierzehn Tage darauf erfolgender Abreise nahm er 66 Xenien mit nach Weimar, um sie zu ordnen, zu sichten, ins Reine zu schreiben und zu vermehren. Die von Goethe gesandten neuen Xenien, unter denen einige auf Newton, gefielen Schiller sehr wohl; er forderte ihn auch zu einigen auf ihren falschen Freund Reichardt auf, den sie, da er sie ohne allen Grund und Schonung angegriffen, auch in den Horen bitter verfolgen müßten; er selbst sandte „einige Pfähle ins Fleisch ihrer Kollegen". Eine zweite kleine Lieferung, von welcher Goethe nur abschreiben lassen solle, was ihm gefalle, begleitete Schiller am 22. Januar mit den Worten: „Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht, als glückliche Einfälle, nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich, bei meinem Müßiggange, Ihnen so weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entschließen und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer sein, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor." Goethe fand in allen übersandten Xenien einen herrlichen Humor. Am 30. stiegen die Xenien bis gegen zweihundert. Sie hatten aber wenigstens die dreifache Zahl in Aussicht genommen, ja sie dachten das Tausend vollzumachen.

Goethe meinte, sie müßten, um ihre vorgesetzte Zahl auszufüllen, einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln, wo sie

herrliche Gelegenheit haben würden, ihre Sachen aus der Studirstube und der Rezensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen. Schiller hatte Ende Januar nicht allein fast an hundert Xenien zusammen, sondern auch allerlei darauf bezügliche Ideen entwickelt, die aber noch nicht ganz reif waren. „Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen (erdenklichen?) Formen verfolgen", schrieb er, „und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unseres strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehn läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; ebenso auch in der Nekromantie (richtiger Nekyia), um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduktion Newtons in der Unterwelt; wir müssen auch hierin unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?" So wollte er den Epigrammen durch anziehende Einkleidungen und Vereinigung mehrerer zu größern Ganzen ein höheres dichterisches Leben einflößen. Als Goethe am 4. Februar die erste Abschrift der Xenien sandte, äußerte Schiller: „Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Lust ist. Es hat mich gefreut, auch mehrere politische unter den neuen anzutreffen; denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten konfiszirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es auch nicht von dieser Seite verdienen sollten. Sie finden 40 bis 42 neue von mir; gegen 80 andere, die zusammengehören und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig sind, behalte ich noch zurück. Reichardt ist gut rekommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht

so ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte.“ So suchte er Goethe immer im Feuer zu halten. Er selbst dichtete am 6. und 7. einige Duzzend neue. An Humboldt schrieb er schon den 1. Februar, die Xenien hätten sich zu einem wirklich interessanten Produkt erweitert, das in seiner Art einzig werden dürfte. „Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicherweise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein wird, wird der Charakter davon sein. — Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. — Daß ich für eine große Korrektheit auch in der Prosodie sorgen werde, verspreche ich Ihnen sowohl in meiner als Goethes Portion.“

Mit welchem Antheil aber Schiller auch an den Xenien hing, es drängte ihn doch nach einer größern zusammenhängenden Dichtung, worin er nicht spielend von einem Bilde zum andern überspringe. „Du wünschest von meinen poetischen Arbeiten etwas zu lesen“, erwiedert er auf Körners Anfrage vom 7. Februar; „aber ich habe Dir leider von dieser Art nichts zu zeigen. Außer einigen hundert Monodistichen zu unserm gemeinschaftlichen Werke habe ich seitdem nichts produzirt; meine Krämpfe, Besuche,

Mangel an Stimmung haben mich immer noch an kein ordentliches Geschäft denken lassen. Erst in etlichen Wochen kann ich dazu kommen, den Plan zu einem kleinen romantischen Gedichte in Stanzen, welches ich für den diesjährigen Almanach bestimme, vorzunehmen. Da ich in dieser Art noch nichts gearbeitet und sehr strenge Forderungen an mich machen werde, so will ich froh sein, wenn ich bis auf den August auch nur dieses Gedicht zu Stande bringe." Vom 15. Februar bis zum 16. März weilte Goethe in Jena, wo die Xenien in geistreichem Austausche heranwuchsen, doch konnte Schiller weder zu dem romantischen Gedichte noch zu seinen Maltesern gelangen. Bis zum Oktober hoffe er in der Poesie leben und weben zu können, schreibt er den 8. März an Körner; noch habe er sich wegen Unpäßlichkeit und Zerstreuung von außen nicht hineinfinden können, und er fürchte, er werde in dieser Unschlüssigkeit bis zu Körners nach sechs Wochen gehoffter Ankunft bleiben. Humboldt hatte ihm ausführliche Bemerkungen über den Gebrauch gereimter Silbenmaße gemacht, mit denen er im ganzen übereinstimmte, aber schon hatte er den Gedanken an sein romantisches Gedicht aufgegeben und sich für das Drama, und zwar für den Wallenstein entschieden, worauf Goethe bedeutenden Einfluß geübt haben dürfte, dessen Egmont er bald darauf zur Aufführung auf der weimarer Bühne bearbeitete. Am 21. März berichtet er Humboldt, daß er jetzt eine Zeit lang von den Reimen Abschied genommen habe, es müßte denn sein, daß er in seinem Schauspiel gereimte Szenen nach Shakespeares Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein habe. „Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht

ganz unwichtig. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat." Bei dem Entschlusse, seine ganze Thätigkeit dem Wallenstein zu widmen, hatte er das Erscheinen des Almanachs für dieses Jahr aufgegeben; die Xenien wollten sie, wenn das Tausend voll würde, für sich herausgeben. Die fünf Wochen, welche Schiller vom 23. März bis zum 20. April in Weimar bei Goethe zubrachte, kamen, besonders durch das von ihm eifrig verfolgte Gastspiel Ifflands, auch dem Wallenstein zu Gute.

Am Nachmittag des 27. traf Körner mit seiner Gattin und seiner kunstbegabten Schwägerin zu vierwöchentlichem Besuch in Jena ein. Anfangs Mai kam Goethe wieder auf vierzehn Tage nach Jena. Da Schiller sich unterdessen entschlossen hatte, doch den Musenalmanach, zu dem er mancherlei Zusendungen erhielt, in diesem Jahre nicht aufzugeben, so mußte Wallenstein zurückstehn. Man wollte jetzt auch ernste Xenien geben, und so entwickelten sich neben kleinern größere Sprüche der Weisheit. Goethe schrieb die herrliche Elegie Alexis und Dora und das Scherzgedicht Musen und Grazien in der Mark; auch beabsichtigte er eine Behandlung der schönen Sage von Hero und Leander. Bei Schiller war jetzt weder von dem großem romantischen Gedichte noch von seiner Idylle die Rede, sondern er dichtete die Klage der Ceres, die er schon am 6. Juni begonnen hatte, am 11. beendigte. Hier wird auf herrliche Weise der Antheil, den Erde und Luft an der Bildung der Pflanzen nehmen, auf Proserpina und Ceres übertragen, und aus der Trennung der Mutter und Tochter hergeleitet. Die Mittheilungen Goethes, wie das Licht auf Bildung und Farbe der Pflanzen wirkte, hatten Schiller zu

dieſer „erſten poetiſchen Gabe in dieſem Jahre“ getrieben. Eine feinere, edlere Frucht hatte ſeine glänzende Dichtungsgabe noch nicht getragen; ein eigener Hauch innigen Gefühls durchdringt dieſe herzliche Klage der Mutter und Göttin, die ihr Liebſtes an die unheimliche Tiefe verloren hat, zu welcher keiner Gottheit der Zutritt verſtattet iſt. „Das Gedicht iſt gar ſchön gerathen“, urtheilte Goethe; „die Gegenwart und Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung ſchlingen ſich gar ſchön ineinander; ich wünſchte es bald zu beſitzen.“ Körner fand die Klage köſtlich, das Ganze poetiſch durchdacht. „Du ließeſt die Phantaſie ruhig wirken und wachteſt nur in der Ausführung über die Einheit des Tons. Sprache und Versbau ſind äußerſt vollendet und paſſen zum Inhalt vortrefflich. — Was mich beſonders freut, iſt die Hoheit im Ausdruck der Sehnſucht ohne Nachtheil der Weiblichkeit.“ Wie ſehr ihn aber auch dieſer Beifall freute, ſo glaubte er doch gegen Goethe zurückzuſtehn; „gegen Goethe bin und bleibe ich doch ein poetiſcher Lump“, ſchreibt er. Beſonders Alexis und Dora und ein himmliſches Lied Mignons, über das nichts gehe im letzten Buche des Wilhelm Meiſter waren es, die ihm dieſen Seufzer auspreßten. Körner ſuchte ihn zu beruhigen. „Der geſtaltloſe Gedanke iſt bei Dir immer das erſte; dieſem ſoll die Phantaſie dienen, um ihm eine Geſtalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, iſt das Spiel der Phantaſie das erſte; durch dies entſteht die Geſtalt; ſie kann nicht geiſtlos ſein, da ſie ſein Produkt iſt, aber ob ſie geiſtvoll ſei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Beſtimmtheit der Umriſſe, Individualität — und dieſe ſucht er in der Darſtellung ſeines Bildes zu verſinnlichen. Dieſe Darſtellung aber iſt wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerſtrebenden Medium, und hier, glaube ich, biſt Du wieder

Goethe überlegen. Du herrſcheſt unumſchränkter über die Sprache. Auch im Versbau biſt Du ſtrenger gegen Dich ſelbſt und duldeſt ſolche Nachläſſigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethes beſten Gedichten findet. So haſt Du auch den Effekt des Theaters mehr ſtudirt. Verſuch' es nur, Deiner Phantaſie mehr Freiheit zu laſſen, ohne zu ſorgen, was ſie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichteriſchen Plänen geſagt haſt, wird gewiß dann am glücklichſten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantaſie mit einem oder dem andern zuſammentrifft. Die Geſtalt mußt Du finden, ohne ſie zu ſuchen; aber die Darſtellung kannſt Du Dir dann zum Geſchäft machen." Wenn auch Schiller den Aeußerungen über Goethe nicht ganz Recht geben konnte, ſo ermunterte ihn doch der Zuſpruch des Freundes; wirkſamer dürfte freilich das innige Zuſammenwirken mit Goethe ſelbſt geweſen ſein. Darüber verſchmerzte er es, daß Herder in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität ihn mit Stolberg zuſammen „in einen Brei warf"*).

Die ſpottenden ſowohl wie die ernſten Xenien hatten unterdeſſen nicht geruht. Die Anordnung des reichen Vorraths für den Muſenalmanach hatte Schiller übernommen. „Zur Verknüpfung der verſchiedenartigen Materien", ſchreibt dieſer am 18. Juni, „ſind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung ſetze. Die homeriſchen Parodien habe ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerſcheinungen werde unterbringen können. Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende geſetzt; denn

*) Hier heißt es: „In allen Liedern, die von unſerer Jugend geſungen werden, ſo verſchieden der Genius der Dichter ſei, in Claudius, Hölty, Stolberg, Jacobi, Voß, Schiller, iſt der Charakter unſerer Nation, Gemüth, kennbar."

auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig enden." Vier Tage später hat Goethe wieder einige Dutzend Xenien, „nur gerade nicht von der nothwendigsten (der gefälligen) Gattung". Den 24. berichtet Schiller: „Es sind, nach Abzug der weggebliebenen, noch 630—40, und ich denke nicht, daß mehr als 15 oder 20 von diesen werden ausgemustert werden. Da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch 80 neue nöthig machen, so wird die Zahl wohl auf 700 bleiben." Auf Goethes Wunsch sendet er am 27. Juni, was fertig ist; noch etwa 80, die zurück sind, will er nachsenden. „Ich bin eben daran, diese (es sind gerade die freundlichen) mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmung mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoffe ich, daß der Schluß sehr gut ausfallen soll. Sie werden unter den hier folgenden gegen 100 neue Bekannte finden, und einige ältere vermissen. Warum ich diese wegließ, läßt sich mündlich sagen. Streichen Sie nun ohne Schonung alles, was Ihnen aus irgend einer Rücksicht anstößig ist, weg. Unser Vorrath leidet eine strenge Wahl. — Fallen Ihnen Ueberschriften ein, so bitte ich sie mit dem Bleistift zu bemerken. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünschte ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Malerwerke eine Wanderung anstellten. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Sie sind um so passendere Stoffe, da es lauter Individua sind." Der Rest der Xenien erfolgte am 29. Aber alle Versuche, die verschiedenen Gruppen dieses Restes in Zusammenhang zu bringen, waren mißglückt. „Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese

letzte Partie recht reich ausstatten könnten." Erst am 9. Juli erhielt Schiller, der sich unterdessen ganz der Auffassung und Beurtheilung des achten Buches von Wilhelm Meister gewidmet hatte, die Handschrift der Xenien mit dem Gutachten des Freundes zurück, der die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, die ernsthaften und wohlmeinenden seien gegenwärtig so mächtig, daß man den Lumpenhunden, die angegriffen seien, die Erwähnung in so guter Gesellschaft mißgönne.

Goethe kam am Abend des 16. Juli nach Jena, wo er bis zum 19. verweilte. Da sich herausstellte, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Xenien nöthig sein würde, sollte die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen, hierzu aber sich keine Zeit finden wollte, so beschloß man, sie nicht als Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben, dagegen manche zusammengehörende Monodisticha zu einem Ganzen zu verbinden. So würden auch, meinte man, die einzelnen Xenien weniger einander schaden und der Almanach durch die vielen eigenen Titel einen größern Anschein von Reichthum gewinnen. Unter die polemischen Xenien sollten Chiffern kommen (und Schiller hatte solche schon darunter gesetzt), die unschuldigen mit ihren Namen bezeichnet sein. Am 26. Juli verspricht Goethe, nächstens noch ein Dutzend Xenien zu senden; auch habe er manche Stellen geändert und hie und da Ueberschriften gefunden. Schiller übersendet darauf die Handschrift der Xenien mit der Bitte um baldmöglichste Rücklieferung; was bereits gedruckt oder für den Druck herausgeschrieben war, wie auch dasjenige, was wegfallen sollte, fand sich hier durchstrichen. Damals war der erste Bogen des Musenalmanachs bereits gedruckt, der außer Goethes Idylle Alexis und Dora Schillers Gedichte das Mädchen aus der Fremde und Pompeji und Herkulanum enthielt,

wonach diese Gedichte spätestens in den Juli fallen, höchst wahrscheinlich während Goethes Anwesenheit, in der ersten Hälfte des Monats, da dieser, als er die ersten Bogen des Almanachs gesehen, mit keinem Worte der beiden schillerschen Gedichte gedenkt.*) In diesen beiden Gedichten suchte Schiller, wie er selbst gegen Körner äußert, seine Manier zu verlassen, so daß es eine Erweiterung seiner Natur sei, wenn ihm diese neue Art nicht mißlungen. Goethes klare Ruhe und frische sinnliche Vergegenwärtigung zeichnen diese neuen Blüten vortheilhaft aus. Aber auch wenigstens der zweite bis sechste Bogen müssen damals zum Theil im Druck gewesen, zum Theil zusammengestellt gewesen sein; denn Schiller berichtet in demselben Briefe vom 30. Juli: „Die zur Eisbahn gehörenden Xenien (Mittelalter und Individualität abgerechnet) habe ich in ein Gedicht zusammengerückt und die einzelnen Ueberschriften weggelassen. Dasselbe läßt sich im kleinen auch noch bei einigen andern thun, und wird die Mannigfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust, die Newtoniana so zu ordnen." Goethes Eisbahn beginnt aber auf dem letzten Blatte des sechsten Bogens. Freilich konnten bei den spätern der genannten Bogen noch Aenderungen vorgenommen werden, wie denn Goethes Chinese in Rom, den der Dichter am 10. August an Schiller sandte, da er warm in die Druckerei kam, noch im fünften Bogen eine Stelle fand. Aber kaum wird man im zweiten und dritten Bogen, da der erste schon am 30. abgedruckt war und der Druck beeilt ward, eine be-

*) Demnach hat man irrig gemeint, die Bitte, welche Schiller am 8. August wegen einer Schrift über die herkulanischen Entdeckungen thut, beziehe sich auf das Gedicht Pompeji und Herkulanum; er müßte denn, was wenig wahrscheinlich, in Bezug auf einige im schon gedruckten Gedicht erwähnte Punkte in Zweifel gewesen sein.

deutende Aenderung annehmen dürfen. Nun findet sich im dritten Bogen Schillers Gedicht die Geschlechter, das gleichfalls Goethes reine, ruhige Auffassung und innige Wärme athmet. Hiernach wird man kaum Bedenken tragen können, auch dieses Gedicht, dessen Goethe gleichfalls beim Empfange der drei ersten Bogen nicht gedenkt, in die Zeit von Goethes Anwesenheit zu setzen. Von Schiller und Goethe bringt der zweite Bogen 16 politische Sprüche von Goethe, darauf 6 (wovon zwei aus zwei Distichen bestehen) derselben Art von Schiller, die Klage der Ceres und die beiden zu einem Ganzen verbundenen ernsten Xenien Goethes das Heilige und das Heiligste. Auf dem dritten stehen ein paarmal zur Ausfüllung einer Seite ein, zwei oder drei ernste Xenien und Goethes Musen und Grazien in der Mark. Auf die Xenien des zweiten Bogens muß es bezogen werden, wenn Schiller am 30. Juli von „schon gedruckten" Xenien spricht. Die Korrektur des dritten Bogens sandte Schiller am 5. August mit der Bitte um sofortige Rücklieferung an Herder; der zweite, aus dem Schiller ein schon gesetztes Gedicht von drei Seiten hatte herausnehmen lassen, war schon gedruckt.

Als Goethe die Xenienhandschrift noch an demselben Tage zurücksandte, konnte er nicht verschweigen, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan habe, ihr schönes Karten- und Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut vor sich zu sehn; die Idee sei gar zu schön, zu eigen und einzig gewesen, als daß er, besonders da sich bei ihm eine Idee, ein Wunsch so leicht festsetze, sich nicht darüber betrüben sollte, auf immer darauf verzichten zu müssen. Doch um den Freund zu beruhigen, dem er wohl wider Willen nachgegeben hatte, bemerkt er, die Zusammenstellung im Almanach werde ihn schon wieder trösten. „Nur bitte ich meinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die

wenigen, welche ich die Zeit hervorgebracht habe, muß ich für den Augenblick liegen lassen; ich bringe sie mit, wenn ich komme.“ Er fügt den Wunsch hinzu, daß alles in ihrem Kreise und ihren Verhältnissen Verletzende wegbliebe; in der frühern Form habe eines das andere gefordert, getragen, entschuldigt, während jetzt jedes nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet werde und auch einzeln für sich wirke. Schiller suchte die Nothwendigkeit des gefaßten Entschlusses nachzuweisen. Uebrigens sei ihnen diese Idee und Form noch gar nicht verloren; denn so erstaunlich viel Stoff bleibe noch zurück, daß dasjenige, was sie aus dem alten etwa noch dazu nähmen, darin verschwinden werde. Die verletzenden Xenien würden erst in der zweiten Hälfte des Almanachs erscheinen, so daß Goethe bei seiner erwarteten Anwesenheit, was ihm gut dünke, herauswerfen könne. Schon am folgenden Tage ergab sich Schiller eine ganz natürliche Auskunft, um Goethes Wünschen und dem Vortheil des Almanachs zu gleicher Zeit zu entsprechen. „Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien, und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr vieles von ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, so wie Sie neulich schon bemerkten, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor. Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen, und nicht, wie

erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeichnung anthaten. Und so wären also die Xenien (wenn Sie meinen Gedanken gut heißen, wie ich denke) zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe war mit dieser glücklichen Auskunft ganz zufrieden. Schiller gab sich nun zunächst daran, eine Reihe ernster Xenien zusammenzustellen, welche verschiedene Frauencharaktere im Vergleiche mit entsprechenden Blumen andeuten und unter der gemeinsamen Chiffre G. und S. erscheinen sollten. Die Ueberschrift Vielen erhielt sie erst später. Hierauf beziehen sich die Worte Schillers im Briefe vom 5. August: „Ich sende Ihnen hier eine Anzahl ernsthafter Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemischt, in einen Strauß zusammengebunden habe, damit doch auch in Absicht auf die ernsthaften Stücke die Idee einiger beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllet werde." Goethe schickte sie am folgenden Tage zurück. „Die ci-devant Xenien", bemerkte er hierbei, „nehmen sich in ihrer jetzigen Zusammenstellung sehr gut aus, und wird diese ernste Gesellschaft gewiß auch gut aufgenommen werden. Könnten Sie noch die paar fehlenden Ueberschriften finden, so würde es sehr schön sein; mir hat der Geist in diesen kurzen Stunden nichts eingeben wollen."

Am 12. August sendet Schiller die drei ersten Aushängebogen und vom vierten bis sechsten Korrekturabzüge an Goethe.*) Auf dem vierten Bogen stehen von Schiller zwei einzelne Xenien zur

*) „Der vierte ist jetzt unter der Presse", schreibt Schiller, „und es läßt sich an, als ob wir in der ersten Woche des Septembers damit zu Stande sein *könnten*." Der vorige Musenalmanach war an 11 Bogen stark gewesen, der

Ausfüllung zweier Blätter, dann Macht des Weibes, Tugend des Weibes, das weibliche Ideal und die schönste Erscheinung, alle aus zwei oder mehrern Monodistichen zusammengestellt, und zwischen ihnen die einzelnen Distichen weibliches Urtheil und Forum des Weibes. Der fünfte Bogen bringt wieder mehrere einzelne Xenien und ein Doppelxenion zur Ausfüllung der Seiten, dann auch Goethes Chinese in Rom gegen Jean Paul; auf der letzten Seite beginnt Schillers Besuch, später Dithyrambe überschrieben. Höchst wahrscheinlich schrieb Schiller dieses Gedicht am 12. August; denn auf dieses ist wohl die Aeußerung in dem angeführten Briefe zu beziehen: „Ich bin heute in ein Gedicht hineingerathen, worüber ich den Botentag rein vergessen habe.“ Schiller wollte hier in einer antiken Einkleidung den Gedanken aussprechen, daß neben der Begeisterung Ruhe und Klarheit den Dichter beseelen müsse. Das melodisch hinfließende Gedicht zeigt einen eigenthümlichen Wechsel des Versmaßes, da in jeder Strophe auf drei kürzere trochäische Verse ebenso viel längere folgen, vier kurze jambische den Schluß bilden; die beiden ersten Verse sind reimlos. So wenig die Strophenform gelungen scheint, so wenig kann das Gedicht auf künstlerische Vollendung Anspruch machen. Auf dem sechsten Bogen stehen außer dem Anfang von Goethes Eisbahn zwei Xenien Schillers und dessen Nicolai verspottendes, ausdrücklich an diesen gerichtetes Gedicht, der Fuchs und der Kranich:

Den philosoph'schen Verstand lud einst der gemeine zu Tische;
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gast, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel; der Wirth schluckte die Speisen allein.

jetzige wurde noch stärker. Unter Schillers Sendung befand sich schon die Eisbahn, wie Goethes Antwort ergibt; diese beginnt aber auf dem letzten Blatte des sechsten Bogens.

Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zum Weine,
Einen enghalsigen Krug setzt' er dem durstigen vor.
„Trink nun, Bester!" so sprach er, und mächtig schlürfte der Langhals,
Aber vergebens am Rand schnuppert' das thierische Maul.

Die bekannte, von Phädrus und Lafontaine bearbeitete äsopische Fabel ist hier eigenthümlich verwandt zur Bezeichnung des Gegensatzes des philosophischen und gemeinen Verstandes.*) Zwei andere in diesem Jahre entworfene Gedichte, die Elegie an Emma und die Erwartung hielt Schiller damals noch zurück, weil sie ihm nicht genügten.**)

*) Körner hielt es freilich für einen glücklichen Einfall, eine vorhandene Fabel auf diese Weise zu benutzen, und meinte, diese Methode wäre in den polemischen Xenien vielleicht noch mehrmals zu brauchen gewesen: aber Nicolai, der in seinem „Anhange an Fr. Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797" S. 33—65 das Gedicht in ausführlicher Behandlung in seiner Schwäche darstellte und ihm eine prosaische Erzählung „Farinelli und Garrick. An Fr. Schiller" gegenüberstellte, hatte ganz Recht, die Einkleidung in eine Fabel verlange, daß die Handlung selbst einen Bezug haben müsse, was hier nicht der Fall; denn Schiller wollte mit dem Ganzen nichts sagen, als daß eben seine philosophische Schreibart von dem gemeinen Verstande Nicolais nicht begriffen werden könne, ohne daß die in der Fabel die Hauptsache bildende Vergeltung einen Bezug darauf hätte. Auch gegen den Ausdruck erhob Nicolai manche nicht unbegründete Bedenken. Schiller unterdrückte deshalb mit Recht später dieses Spottgedicht. Im Jahre 1819 bediente sich Goethe derselben Fabel parabolisch.

**) Gödeke meint, die Elegie sei erst nach Vollendung des Musenalmanachs im letzten Viertel des Jahres entstanden, aber damals fehlte es dem Dichter an Lust und Zeit zur lyrischen Dichtung, wenn er sich auch von einem befreundeten Buchhändler ein ihm versprochenes Gedicht abdrängen ließ. Daß es sich mit der Erwartung ebenso verhalten muß, wie mit der Elegie, übergeht Gödeke. Seine Vermuthung, beide Gedichte und mehrere andere seien für das romantische Gedicht bestimmt gewesen, dessen Schiller am 5. Oktober 1795 gegen Humboldt erwähnt, ist ganz haltlos. Dieses romantische Gedicht sollte bestimmte Personen in einer charakteristischen Handlung einführen und nicht aus selbständigen Ganzen bestehn, wie unsere Gedichte und die von Gödeke ihnen beigesellten sind.

Schiller selbst erkannte dem diesjährigen Almanach gegen den vorigen den Preis zu. „Mit meinen Arbeiten darin bin ich viel besser zufrieden, als ich es mit denen im vorigen Jahr bin", vertraute er Goethe. „Ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und an dem Vermögen selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen, die ich jetzt unter Händen habe, bringen mir diese Bemerkung auf." Er arbeitete damals an den tabulae votivae, jener herrlichen Spruchsammlung, zu welcher er wohl manches aus den schon gedichteten ernsthaften Xenien benutzte, aber sehr vieles, und wohl das Bedeutendste, neu schuf; auch einiges von Goethe war darunter, weshalb er auch diesen Sprüchen die Unterschrift G. und S. gab. Goethe freute sich über die erhaltenen Bogen. „Der Almanach macht wirklich ein stattliches Gesicht", schreibt er, „und das Ganze kann nicht anders als reich und mannigfaltig werden." Wenn ihm auch nicht alle Beiträge behagten, so fand er es doch recht gut, daß Schiller von allen beliebten Arten etwas aufnehme. Deshalb erkundigte er sich, ob Schiller nicht auch eine leidliche Romanze habe. Dieser ward dadurch wohl veranlaßt, sogleich Herders erträumtes Paradies unter der Bezeichnung Romanze aufzunehmen. Goethe frug zugleich an, ob der Freund, da er doch einige Blätter umdrucken lasse, nicht auch gleich die Eisbahn mitnehmen könne. Da die einzelnen Distichen ohne Zwischenraum aufeinander folgten, so verspreche sie ein Ganzes zu sein, was sie nicht leiste, und die zwei einzelnen Distichen am Ende machten den Begriff davon noch schwankender. „Ich schicke Ihnen hierbei, wie ich wünschte, daß sie abgedruckt würde. Die Distichen würden durch einen kleinen Strich getrennt, und da ich noch einige hinzugethan habe, so

machten sie eine Art von Folge und leiteten die folgenden ein, die auf eben diese Weise stehn werden." Die Aenderung erfolgte, da der Bogen noch nicht gedruckt war, wirklich in dieser Weise, nur daß Zwischenräume die Stelle der Striche ersetzten. Am 16. sandte Schiller die tabulae votivae an Goethe*), der sie mit nach Jena zu bringen versprach. „Ihre Distichen sind außerordentlich schön", schrieb er, „und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre Sprüche das gute Werk vollenden, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind."

Am Abend des 18. August kam Goethe wirklich nach Jena, wo er bis zum Oktober blieb. Während dieser Zeit wurden die satirischen Xenien unter dem einfachen Namen Xenien am Ende des Almanachs gedruckt, vielleicht auch die ihnen vorhergehende Reihe von Distichen vollendet, die unter dem Titel Einer die Huldigung der Liebe aussprechen. Um die Xenien zu einem Ganzen abzurunden, mußten noch einzelne hinzugedichtet werden; auch die Aenderung und die Bestimmung der wirklich mitzutheilenden veranlaßte manche Erwägung, woran Goethe sich mit betheiligte. Noch am 15. August gibt Schiller in einem Briefe an Körner die Zahl der satirischen Epigramme auf 230 an, während diese beim Drucke auf 414 stiegen. Aber auch die Zahl der tabulae votivae wurde bedeutend vermehrt. In demselben Brief bemerkt er dem Freunde, die ernsthaften, philosophischen und poetischen Xenien seien vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern

*) Der begleitende Brief Schillers ist uns nicht erhalten, wohl aber Goethes Antwort von demselben Tage.

Ganzen (daß viele auch einzeln stehen, übergeht er) vorn angebracht. „Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht (sie waren also nach der Mitte Mai entstanden, wo Körner von Jena abreiste), und wirst Dich sehr darüber freuen. So haben wir außer mehrern kleinern Ganzen 70, 80, die zusammengehören, in einer Folge vereinigt und uns beide unterschrieben.“ Aber die tabulae votivae bestehen aus 103 Epigrammen, von denen manche zwei oder drei Distichen enthalten, und nicht allein diese tragen die Unterschrift G. und S., sondern auch die 37 Vielen und Einer überschriebenen Epigramme. Am 4. September wollte Schiller noch ein kleineres Gedicht Zelter zur Composition senden; er hielt es aber zurück, weil kein Raum mehr dazu im Almanach sich fand. War dies etwa die Elegie an Emma? Die letzte Zeit vor der Vollendung des Druckes wurde Schiller durch die Sorge um seinen an einer schmerzlichen Krankheit hoffnungslos darnieder liegenden Vater, am 19. September durch den Schmerz über den am 7. erfolgten Tod getrübt. Er selbst litt seit dem 20. an Krämpfen und einem Zahngeschwür. Den 29. September konnte er die ersten Exemplare des Almanachs den Freunden senden. Körner erfreute ihn durch eine eingehende, höchst anerkennende Beurtheilung. Schillers eigene Beiträge erhielten neben Goethes Alexis und Dora den Preis. Die Goethe und Schiller gemeinsamen Xenien im weitern Sinne waren ihm ein herrlicher Genuß. „Eben aus der Verschiedenheit Eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune, dort üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. Was ich bei diesen Producten vorzüglich ehre, ist das Spiel im höhern Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nach-

denkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satire nichts an Schärfe. In dem polemischen Theile der Xenien ist manchmal noch zu viel Ernst. — Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile, und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn fürs Komische selten in unsern Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen; manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten." Humboldt schwelgte recht in dem Almanach, der ihn nicht wenig überrascht hatte. Von den ihm noch unbekannten Gedichten Schillers pries er vor allem die Geschlechter; auch der Besuch hatte seinen Beifall. Mit großer Verehrung sprach er von den tabulae votivae; auch die Xenien machten auf ihn den gewünschten heitern Eindruck. Schiller hielt am meisten auf die tabulae votivae, welche auch Goethe, der daran sehr geringen Antheil hatte, das Liebste von ihm waren. Außer Schiller und Goethe hatten zu dem Almanach Herder, unter mehrern willkürlichen Chiffern, Conz, Kosegarten, Langbein, Matthisson, Sophie Mereau, Meyer in Berlin, Neuffer, Pfeffel, A. W. Schlegel (Pygmalion), der Hauptmann von Steigentesch in Frankfurt am Main und Woltmann Beiträge von geringerm oder größerm Werthe gegeben, die alle wenigstens von Geist und Bildung zeugten.

Vom Buchhändler Karl Spener in Berlin hatte Schiller am 25. August und wiederholt am 27. September die Bitte erhalten, ihm ein 16 bis 18 Verse langes Gedicht zu liefern für den Zettel, welchen sein zu Neujahr dem Publikum beglückwünschender Guckkastenmann hielt. Dieser, der ihm gefällig sein zu müssen glaubte, warf die darauf bezüglichen Verse leicht hin, die er am 11. Oktober an Spener sandte.

Nach dem Drucke des Almanachs mußte Schiller noch für die Versendung sorgen, da der damit beauftragte Buchdrucker diese vernachlässigte. „Endlich habe ich alle Speditionsarbeit mir vom Halse geschafft", schreibt er am 14. Oktober an den im Anfange des Monats nach Weimar zurückgekehrten Goethe, „um eine neue, wiewohl lustigere, zu beginnen. — Möchte nun nicht ganz weggeworfene Arbeit sein, was wir körperlich und geistig daran gewendet haben; doch so was belohnt sich zum Glück von selbst." Dagegen äußert er gegen Körner, die jetzige Lesewelt habe für das Komische im Almanach zu wenig Humor, für das Ernsthafte zu wenig Tiefe, so daß sie von der einen Seite an der Schwerfälligkeit, von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten hätten. Auch bekümmere er sich nicht mehr darum, da er das Publikum in Bezug auf sich ganz aufgegeben habe. Glücklicherweise könne er bei seiner jetzigen und künftigen Schriftstellerei, der dramatischen, das Publikum, wie es sei, ganz vergessen, und doch bis auf einen gewissen Grad es beherrschen und gewinnen. Goethe hatte im September unter Schillers Augen die fünf ersten Gesänge von Hermann und Dorothea mit einer diesem unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit gedichtet, und den Freund gedrängt, ernstlich an den Wallenstein zu gehn. Dieser griff ihn endlich am 22. Oktober an. „Der Wallenstein beschäftigt mich jetzt ernstlich und aus-

schließend", meldet er am 28. seinem Körner. „Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so daß ich an die Ausführung gehn kann. Diese ist alsdann die Arbeit von wenigen Monaten. Mir ist bei dieser neuen Beschäftigung recht wohl, und ich glaube, daß ich lange dabei bleiben werde." Zunächst galt es durch genaues Eingehen auf die ganze Zeitgeschichte dem Gegenstande beizukommen, wodurch er erst mit den großen Schwierigkeiten bekannt wurde, die er aber glücklich zu überwinden hoffte, da er einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst hatte. Goethe empfand darüber ganz besondere Freude. Nach dem tollen Wagnisse mit den Xenien, von denen trotz der bittern Angriffe der Verletzten sich schon eine zweite Auflage nöthig gemacht hatte, müßten sie beide sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln. Aber Schiller verzweifelte, durch etwas in seiner Art Gutes und Vollendetes das Publikum zu einem bessern Willen gegen sich bringen zu können, da das Größte und Höchste, was Goethe noch neuerdings im Almanach und im Wilhelm Meister geleistet, dieses nicht bestimme, seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr zu werden. „Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir, wenn ich hier von mir reden darf, wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publikum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten. Ihnen kann es vollends gleichgültig sein, und jetzt besonders, da trotz alles Geschwätzes der Geschmack der Bessern ganz offenbar eine solche Richtung nimmt, die zu der vollkommensten Anerkennung Ihres Verdienstes

führen muß." An den nächsten Musenalmanach wagte er noch gar nicht zu denken; alle Hoffnung dafür müsse er auf Goethe setzen, da Wallenstein ihm auch noch den ganzen Sommer nehmen werde. Fast alles fühle er sich abgeschnitten, wodurch er diesem Stoffe nach seiner gewohnten Art beikommen könne. Doch Lust und Hoffnung verlor er nicht. „Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. — Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre." Diese ruhige Objektivität, welche ihm die reifern Jahre und Goethes Umgang gebracht, hatte sich schon in seinen lyrischen Gedichten, besonders dieses Jahres, sehr wirksam erwiesen, die auch in Hinsicht der äußern Form als eine Vorstufe für seine dramatische Dichtung gelten mußte. Freilich glaubte er damals noch, nach Humboldts Rath den Wallenstein, da er ihn im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimmte, in Prosa schreiben zu müssen. Trotz mancher durch Unwohlsein veranlaßten Unterbrechung hielt er sich an Wallenstein, ja er sah sich bald gedrungen, vom Plane zur Ausführung überzugehn. Schon am

16. Dezember*) schreibt er an Goethe: „Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange, wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. — Gegen den Dreikönigstag (6. Januar), denke ich, soll der erste Akt, der auch bei weitem der längste wird, so weit fertig sein, daß Sie ihn lesen können."

Goethe kam am 13. Januar 1797 auf einige Stunden nach Jena, wodurch Schillers eben stockende Thätigkeit wieder in Fluß gebracht wurde. Auch des nächsten Musenalmanachs wird damals gedacht worden sein, besonders da Goethe lebhafte Neigung zu fortgesetzter dichterischer Thätigkeit zeigte. Die Vollendung des ersten Aktes war Schiller leider noch nicht gelungen. Am 24. schrieb er an Goethe, es gehe mit der Arbeit langsam, weil er sich eben in der schwersten Krise befinde, und er werde ihm nicht eher etwas zeigen können, bis er über alles mit sich selbst im Reinen sei. Während Goethes Anwesenheit zu Jena am 12. und 13. Februar wurde über manches Dichterische verhandelt, wahrscheinlich auch bereits der Musenalmanach in Aussicht genommen. Zur Vollendung von Hermann und Dorothea eilte Goethe den 22. nach Jena zurück, wo er bis zum 31. März verweilte. Ueber das Wesen des epischen und dramatischen Gedichts kam es während dieser sechs Wochen zu den lebhaftesten Gesprächen, die auch für Wallenstein, an dessen Fortsetzung der Dichter durch Familienbesuche verhindert war, von ganz besonderer Wichtigkeit wurden, da sie seine Ansicht über das Stück umgestalteten. Wahrscheinlich hatte sich schon damals die nothwendige Abtren-

*) Von diesem Tage ist der undatirte Brief Schillers Nro. 261; Goethes Antwort vom 17. steht irrig im Briefwechsel voran; auf 260 erwiedert Schiller in 262. Auch in der dritten Ausgabe sind diese Briefe noch verstellt.

nung eines Vorspiels, eines Prologs, ergeben, zu dem Schiller, wohl mit Rücksicht auf den Musenalmanach, das kräftige Reiterlied dichtete, das er schon am 7. April an Körner sandte. Goethe hatte dem Dichter auch den Plan eines neuen epischen Gedichtes vorgelegt, worüber es zu mancherlei Erörterungen kam, die besonders den wesentlichen Charakter und die verschiedenen Arten des Epos im Gegensatz zum Drama betrafen. Hierbei dürfte auch der Ballade und sonstiger Arten der erzählenden Dichtung gedacht worden sein. Schiller hatte damals noch sein dem Buchhändler Spener früher gemachtes Versprechen zu erfüllen, ihm ein Gedicht zu liefern, das auf einem von ihm herauszugebenden Kupferstich angebracht werden könne. Vgl. S. 171. Aus Speners dringendem Brief vom 15. April ergibt sich, daß Schiller angefragt hatte, ob ein Gedicht, das die Länge seines Spruches des Confucius habe, nicht zu lang sei, woraus sich ergeben dürfte, daß er für Spener den gerade so langen zweiten Spruch des Confucius bestimmt hatte. Dieser muß unter den fünf Gedichten gewesen sein, die er am 29. April Spener sandte; er hatte ihn wohl am 28. geschrieben; dagegen dürfte kaum zu errathen sein, welche andere Gedichte darunter gewesen seien. Da sie des Raumes wegen nicht länger sein durften, als der erste Spruch des Confucius, so können die von Gödeke vermutheten Licht und Wärme, Breite und Tiefe, Hoffnung nicht gemeint sein, noch weniger die Worte des Glaubens und das Geheimniß. Wahrscheinlich waren es vier ähnliche Sprüche, die weniger gelungen waren und deshalb von Schiller später ganz verworfen oder anders bearbeitet wurden. Goethe möchte damals schon den Zauberlehrling gedichtet, sich auch bereits an der Braut von Korinth versucht und das Blumenmädchen des Pausias, später der neue Pausias genannt, ent-

worfen haben, für die sich im weitern Laufe des Jahres keine Entstehungszeit nachweisen läßt.

In seiner heitern Stimmung ließ Schiller an demselben 28. April, an welchem er den Spruch des Confucius für Spener dichtete, seiner Hauswirthin, der Kirchenräthin Griesbach, durch ein Scherzgedicht, das sein dreijähriger Karl ihr überreichte, zu ihrem 43. Geburtstage Glück wünschen.*) Die launigen, ganz in der Anschauung des Kindes gehaltenen Verse mögen hier stehn.

Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
Und klopf' an Deine Thüre;
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich Dir gratulire.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu Deines Tages Feier;
Denn alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich theuer.

Sag' selbst, was ich Dir wünschen soll!
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in Deinen Schränken,

Es wachsen fast Dir auf den Tisch
Die Spargeln und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Renegloten.

*) Das Jahr 1796 gibt Hoffmeister an, der wohl nach einem Familienberichte Karl bei der Ueberreichung dreijährig sein läßt; aber wahrscheinlich sollte dreijährig hier heißen drei Jahre alt. Auch Gödeke vermuthet das Jahr 1797. Abeken, der das Gedicht zuerst mittheilte, hat keine Zeitbestimmung. Der von Hoffmeister nicht bezeichnete Geburtstag der Kirchenräthin Griesbach steht fest. Am 2. Mai bezog Schiller sein Gartenhaus.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die ſchmecken gar zu ſüße,
Und wenn ſie werden zeitig ſein,
So ſorge, daß ichs wiſſe.

Viel fette Schweine mäſteſt Du
Und gibſt den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und gibt Dir Milch und Butter.

Es haben alle Dich ſo gern,
Die Alten und die Jungen,
Und Deinem lieben, braven Herrn
Iſt alles wohl gelungen.

Du biſt wohlauf! Gott Lob und Dank!
Mußts auch fein immer bleiben;
Ja höre! werde ja nicht krank,
Daß ſie Dir nichts verſchreiben.

Nun lebe wohl! ich ſag' Ade.
Gelt, ich war heut beſcheiden,
Doch könnteſt Du mir, eh' ich geh',
'ne Butterbemme ſchneiden.

An demſelben Tage ſendet Goethe die beiden letzten Strophen des Gedichtes die empfindſame Gärtnerin, ſpäter Hauspark überſchrieben, das ein Pendant ſein ſollte zu den Muſen und Grazien in der Mark. Am 1. Mai ſchreibt Schiller an Körner, zum Almanach ſei noch wenig zuſammengetragen, doch werde es ſchon nach und nach werden. Den folgenden Tag wünſcht er von Goethe den Text zu Mozarts Don Juan; er habe die Idee, eine Ballade daraus zu machen, und da er das Märchen nur vom Hörenſagen kenne, ſo möchte er

doch wissen, wie es behandelt sei. Obgleich Goethe den Gedanken, eine Romanze daraus zu machen, sehr glücklich fand, und die Ueberzeugung aussprach, die allgemein bekannte Fabel, wenn sie durch die Schiller zu Gebote stehende poetische Behandlung in ein neues Licht gestellt werde, müsse guten Effekt machen, so ließ dieser doch den Stoff fallen.

Der Anfang und ein weiteres Stück eines Entwurfs zur Ballade haben sich erhalten; es sind elf Strophen, von denen die fünf ersten ganz ausgeführt, in den andern ein paar Verse oder Theile derselben bloß durch Punkte angedeutet sind. Die Strophen bestehen aus acht Versen, von denen der dritte und fünfte dreifüßige weiblich reimende jambische Verse, während die übrigen unmittelbar aufeinander männlich reimenden vierfüßig sind, so daß die Strophen in drei Abschnitte zerfallen in der Form a a b c c b d d. Schiller hat diese eben nicht glücklich gebildete Strophe sonst nicht angewandt. Die ganze Ballade ist nach Palermo verlegt und das sehr unwahrscheinliche Abenteuer rein erfunden. Der Diener, der hier Gusman heißt, wie bei Moliere der Stallmeister seiner Braut, warnt den Don Juan in Palermo einzureiten, wo der vor einem Jahre von ihm ermordete Kommandeur ruhe und in Stein gehauen stehe. Aber dieser spottet leichtfertig der Sorge des Dieners. In Palermo begegnet ihnen der seltsame Zug der Tochter des Grafen Cudo, die, wie er vernimmt, ihrem noch unbekannten Bräutigam, einem Grafen von Barcellon, entgegengeführt wird. Sofort gibt er sich für ihren Bräutigam aus, und er dringt darauf, daß er in der nahen Kapelle sogleich mit ihr vermählt werde. Hier springt der Entwurf dann sogleich in der zehnten Strophe zu der Einladung des steinernen Bildes des Kommandeurs über, in welches uns die erste mitten im ersten Verse beginnende Strophe gleich hineinversetzt.

Gusman zieht seinen Herrn fort, der bestürzt diesem gesteht, daß er das Standbild mit dem Kopfe nicken gesehen habe.*)

Schon am 20. Mai finden wir Goethe wieder zu längerm Besuche in Jena, wo er nicht allein den Schluß von Hermann und Dorothea zu gewinnen, sondern auch für den Musenalmanach zu dichten gedachte. Wie das für den Anfang des Almanachs bestimmte Blumenmädchen des Pausias abgedruckt werden solle, wollte er in der jetzt zu veranstaltenden Abschrift andeuten, wie er am 23. Mai schreibt. Mit demselben Briefe sendet er die Ballade der Schatzgräber, deren Idee ihm zwei Tage früher aufgegangen war. Schiller fand diese so musterhaft schön und rund und vollendet, daß er dabei recht fühlte, wie auch ein kleines Ganzes, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben könne. Er selbst erfreute den Freund durch Mittheilung des in Reimversen gedichteten Vorspiels zum Wallenstein, dessen Eindruck bei wiederholtem Lesen „gut und gehörig" blieb. Goethe sandte am 26. Mai das Lied an Mignon. Schiller las ihm am 27. seinen Prolog (das Vorspiel) zum Wallenstein, der auch beim wiederholten Lesen einen guten Eindruck machte. Den 31. reiste Goethe ab, war aber schon am 4. Juli wieder zurück. Schiller

*) Die ersten neun Strophen stehen auf dem ersten Blatte eines Bogens, Strophe 10 und 11 beginnen die dritte Seite. Irrig sieht Gödeke darin zwei verschiedene Anfänge. Er übersah, daß dieser Bogen nicht der erste Entwurf ist. Von diesem ist uns eine Abschrift erhalten, in welcher bloß zwei Strophen sich finden, und zwar hatte Schiller mit einer zehnzeiligen Strophe begonnen, wogegen die zweite, welche der spätern fünften entspricht, schon das in der zweiten Fassung gewählte Strophenmaß zeigt. Eine dritte auf demselben Blatte angefangene gleichfalls zehnzeilige Strophe, aber von ganz anderer Reimstellung, gehört zu einer andern dem Dichter im Sinne liegenden Ballade, zur Braut der Hölle, wie schon Gödeke selbst später erkannt hat.

wird in dieser Zeit, wo er das Vorspiel abgeschlossen hatte, an den Almanach gedacht haben, und wahrscheinlich gehören in den Mai oder in den Anfang des Juni die drei lehrhaften Gedichte die Worte des Glaubens, Licht und Wärme, Breite und Tiefe, welche in demselbem Versmaße, wie das Reiterlied gedichtet sind, da sich kaum eine andere Abfassungszeit für diese auffinden läßt. Dasselbe gilt von dem freilich in anderm Maße geschriebenen, nicht zu rechter Klarheit gediehenen Geheimniß und wahrscheinlich von den schönen Stanzen die Begegnung. Auch an die Balladendichtung ging er wieder, da Goethe ihm mit dem Zauberlehrling und dem Schatzgräber vorangegangen war, und eben beschäftigten ihn die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere. Seine erste Ballade der Taucher, zu welcher er den Stoff wohl Goethe verdankte, begann Schiller am 3. Juni und beendete sie am 14.*) Es kann als ein Gegenstück zum Zauberlehrling gelten wegen des Grausenhaften, das den Grundzug bildet. Goethe und Schiller scheinen ursprünglich den Charakter der Ballade in das Grausenhafte gesetzt zu haben. Daher wollte auch Schiller den Don Juan als Ballade behandeln und wahrscheinlich die Höllenbraut, daher die Wahl des Zauberlehrlings, der Braut von Korinth; daher der Versuch Goethes, dessen er am 14. gedenkt, aus dem Amlet des Saxo Grammatikus eine Ballade zu machen; daher schreibt Goethe, als er in Weimar den Faust wieder vorgenommen, am 22. Juni, ihr Balladenstudium habe sie auf diesen „Dunst und Nebelweg" gebracht. Sonderbar ist es,

*) „Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen", hatte Goethe am 10. geschrieben. „Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht."

daß Goethe bei den zum Almanach gegebenen Stücken den Namen Ballade vermeidet; er nennt den Zauberlehrling und die Braut Romanzen, den Gott und die Bajadere eine indische Legende, den Schatzgräber bestimmt er nicht näher. Schiller dagegen bezeichnet den Taucher und vier andere Erzählungen wunderbarer Geschichten als Balladen. Goethe reiste am 16. ab. Schiller schrieb den Handschuh, dessen er schon am 18. in einem Briefe an Goethe gedenkt. Den 19. war er fertig. Dieser, den er als Erzählung bezeichnete, war wie er selbst sagt, „ein Nachstück zum Taucher", da es sich hier, wie dort, von menschlicher Vermessenheit handelt. Das Versmaß ist hier ganz frei behandelt, wogegen in den Balladen eine bestimmte Strophenform gegeben ist. Schiller sah jetzt mit rechter Lust einer dichterischen Thätigkeit entgegen, und er hoffte in den zwei nächsten Monaten etwas zu Stande zu bringen. Goethe fand den Gegenstand des Handschuhs sehr glücklich, die Ausführung gut gerathen. „Wir wollen ja dergleichen Gegenstände, die uns auffallen, künftig gleich benutzen. Hier ist die ganz reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohlgefällt." Das Gedicht mache wirklich ein artiges Nach- und Gegenstück zum Taucher, und erhöhe um so mehr durch sein eigenes Verdienst das Verdienst jener Dichtung. Schon am 23. kündigt Schiller dem Freunde eine neue Ballade an; es sei jetzt eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen; er beendigte am folgenden Tage den Ring des Polykrates, in welchem sich die griechische Ansicht vom Neide der Götter ausspricht. Als Schiller am 26. Juni den Ring des Polykrates an Goethe sendet, nennt er diese Ballade ein Gegenstück zu Goethes Kranichen des Ibykus. Dieser hatte die Behandlung der Sage von den Kranichen als den die Macht der über den Menschen waltenden

Erinys bewährenden Rächern des Ibykus sich vorgesetzt. Goethe fand die Sage in Schillers Ballade sehr gut dargestellt; der königliche Freund, vor dessen, wie vor des Zuhörers Augen alles geschehe, und der Schluß, der die Erfüllung in suspenso lasse, alles sei sehr gut, und wünsche er nur, daß ihm sein Gegenstück ebenso gerathen möge. Doch lag ihm damals der Stoff seines zweiten epischen Gedichtes, die Jagd, mehr im Sinne, von dem er schon früher geäußert, es werde wohl in einem Reim- und Strophendunst in die Luft gehn; jetzt fürchtete er, das eigentliche Interessante daran (die Bezwingung der Tiger und Löwen durch einen Knaben) möchte sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen. Von weitern Balladen scheint Schiller nur durch Mangel an passendem Stoffen abgehalten worden zu sein. Dazu kam die Bearbeitung der Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville für die Horen. Ende Juni erinnerte er sich der Reisen durch die innern Theile Nordamerikas von Thomas Carver; diese Völkernatur, meinte er, müsse sich in einem Liede artig darstellen lassen. Deshalb wünschte er am 30. die Reisebeschreibung durch Goethe zu erhalten, und schon am 3. Juli dichtete er nach einer dortigen Anrede an einen verstorbenen nadoweſſischen Kriege die nadoweſſiſche Todtenklage. Der Plan, das halbe Dutzend solcher Lieder vollzumachen, da die Nation wirklich etwas Poetisches habe, kam nicht zur Ausführung, wohl nicht allein deswegen, weil Körner, obgleich er das Charakteristische des Liedes und das Rührende in einzelnen Stellen anerkannte, doch der Meinung war, er könne eigentlich seine Zeit besser brauchen. Hatte ja Goethe das große Verdienst der Dichtung anerkannt, uns auch in solche Stimmungen zu versetzen und den Kreis der dichterischen Gegenstände zu erweitern, ja auf Schillers Anfrage noch zu einigen nadoweſſischen Liedern gerathen.

Da der Almanach auch einige musikalische Kompositionen enthalten sollte, so wandte er sich am 7. Juli an Zelter in Berlin, dem er zu diesem Zwecke Goethes Lied an Mignon und die Romanze der Gott und die Bajadere, von seinen eigenen Gedichten das Reiterlied, die Worte des Glaubens und die Elegie von Emma sandte, welche den Schmerz des noch immer an der treulosen Geliebten hängenden Dichters in schmelzender Klage ausspricht. Da die Elegie nach dem Verzeichnisse der Gedichte dem vorigen Jahre angehört, so war sie wohl das Gedicht, das Schiller am vorigen 4. September Zelter schicken wollte. Vgl. oben S. 166. 169. Im Almanach steht sie unter der Chiffre S. und sie wird auch im Inhaltsverzeichnisse von den schillerschen Gedichten getrennt. Genügte sie ihm vielleicht auch jetzt noch nicht ganz oder wollte er bloß persönliche Mißdeutungen verhüten? Noch mehrere Lieder dachte er selbst damals für den Komponisten zu dichten. „Ich habe jetzt überlegt", schreibt er am 7. an Goethe, „daß der musikalische Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig sein muß, weil der Komponist sonst nicht fertig wird. Deswegen bin ich jetzt an mein Glockengießerlied gegangen, und studire seit gestern in Krünitzens Encyclopädie (im neunzehnten Bande von dessen ökonomisch-technologischer Encyclopädie), wo ich sehr viel profitire." Goethe muß hiernach im allgemeinen Kenntniß von dem Plane des Liedes von der Glocke gehabt haben. Nach Schillers Schwägerin soll er das Gedicht schon bei seinem ersten Aufenthalt zu Rudolstadt im Sommer 1788 im Sinne gehabt, und deshalb häufig nach der vor der Stadt gelegenen, noch heute bestehenden Glockengießerei gegangen sein; aber diese Nachricht dürfte, wie einzelne andere von Frau von Wolzogen gegebene, auf Verwechslung beruhen. Das Nachschlagen bei Krünitz zeigt, daß er von der Sache noch keine lebendige Anschauung hatte. Der Plan

zum Gedichte dürfte sich erst nach dem Spaziergange in ihm gebildet haben, der in der Anknüpfung von Betrachtungen des Lebens an einzelne äußerliche Umstände das Vorbild desselben gewesen zu sein scheint. „Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen", fährt Schiller fort; „es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist." Gerade in diesem Briefe bezeugt er seine Lust, noch vier oder fünf kleine nadoweſſiſche Lieder nachfolgen zu lassen, um diese Natur, in die er einmal hineingegangen, durch mehrere Zustände durchzuführen.

Vom 11. bis 18. Juli weilte Schiller bei dem zur Reise nach dem Süden gerüsteten weimarer Freunde, wo sich so manches für die Gegenwart entwickelte und für die Zukunft vorbereitete, daß sie beide den heilsamsten Einfluß dieser kurzen Zusammenkunft empfanden. Goethe trat ihm damals den Stoff der Kraniche des Ibykus ab, zu dessen Ausführung er nicht gelangen konnte, weil sie die Sache zu vielfach besprochen hatten. Der Herzogin hatte er am 14. den Taucher, den Ring des Polykrates und den Prolog vorgelesen, nicht den Handschuh, dessen Schluß er verändern wollte. Nach der Rückkehr schreibt Schiller dem Freunde, er könne nie von ihm gehn, ohne daß etwas in ihm gepflanzt worden wäre. „Die schönste und die fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende, und gleich produktiv brauche; und wie Sie in der Einleitung zum Laokoon sagen, daß in einem einzelnen Kunstwerk die Kunst ganz liege, so glaube ich, muß man alles Allgemeine in der Kunst wieder in den besondersten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren soll. Und so, hoffe ich, soll Wallenstein, und was ich künftig von Be-

deutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserm commercio in meine Natur hat übergehn können, in concreto zeigen und enthalten. Das Verlangen nach dieser Arbeit regt sich wieder stark in mir. — Ich werde jetzt die Lieder zum Almanach zuerst fertig zu bringen suchen, weil mich die Komponisten so sehr mahnen, dann mein Glück an den Kranichen versuchen und mit dem September zur Tragödie zurückkehren."

In Weimar hatte Schiller Körners höchst erfreuliches Urtheil über den Taucher, den Handschuh und den Ring des Polykrates erhalten, welche diesem seinen alten Satz bestätigten, Schiller brauche sich nur seiner Phantasie zu überlassen, ohne sie durch übersinnliche Ideen zu stören, um sich von seinem Dichterberuf zu überzeugen. „Ein großer Vortheil bei den Balladen ist gewiß auch die Wahl des Stoffes. Ist dieser an sich schon poetisch, so verträgt er eine einfache Behandlung, und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu interessiren. Der Geist des Dichters zeigt sich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufassen und darzustellen. Je weniger wir irgend eine Gränze in diesem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menschlichen Natur herausgeht, desto größer der Künstler. Und wenn wir den Geist des Künstlers verehren, so lieben wir zugleich seine Seele in dem Ton, der in seiner Darstellung herrscht. Sein Charakter und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Theilnehmung über das Ganze verbreitet. ist. In Sprache und Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne, die menschliche Gestalt des Geistes." Drei Tage nach der Rückkehr von Weimar spricht Schiller seine Freude aus, daß sein erster Versuch in der Ballade sich des Freundes Beifall erworben.

„Du haſt ſehr Recht, daß dabei gar ſehr viel auf eine glückliche Wahl des Stoffs ankommt. Fehlte mirs nicht an einer Uebung, die Stoffe dafür zu finden, die Ausführung ſollte mir leicht von Statten gehn. Vielleicht biſt Du glücklicher hierin; beſinne Dich doch und hilf mir noch auf einige Balladen. — Ich bin jetzt dabei, einige Lieder für den Almanach zu machen, wozu Melodien kommen ſollen, daß wir auch dem Publikum etwas Muſikaliſches liefern können. Fertig iſt aber noch nichts, obgleich vieles angefangen.“ Außer dem Lied von der Glocke ſchwebte hier wohl die ſpäter in die Horen eingerückte Begegnung vor, etwa auch andere, erſt im folgenden Almanach gedruckte Lieder. Körner erwiederte darauf am 30.: „Stoff zu Balladen müßte, dächt' ich, in der Bibliothek der Romane zu finden ſein. Auch in der Geſchichte der Kreuzzüge iſt wohl manches brauchbar, als etwa die Abenteuer des Königs von England Richard Löwenherz. Aber freilich ſo etwas Ausgeſuchtes als der Stoff vom Taucher iſt mir noch nicht eingefallen. Ohne eine kleine Doſis von Liebe behält die Ballade leicht etwas Trockenes, das durch alles poetiſche Talent ſich nicht überwinden läßt. Nur muß die Liebe, däucht mich, im Hintergrunde bleiben, und mehr aus ihren Wirkungen geahnet werden: ſo wie eben im Taucher und in Goethes König von Thule, einem großen Lieblinge von mir. Große Naturſzenen ſind ſehr paſſend für die Ballade, und alles Reinmenſchliche. Aber moderne Kultur und konventionelle Verhältniſſe ſind nicht zu brauchen. Die Begebenheit ſoll durch ein poetiſches Denkmal verewigt werden: dazu gehört eine volksmäßige Behandlung, die aber freilich von einem pöbelhaften Ton ſehr verſchieden iſt. Das Volk, von dem hier die Rede iſt, Menſchen von Herz und Phantaſie, aber ohne ausgebreitete Kenntniſſe und verfeinerte Ausbildung, ſoll die Stimme eines höhern Weſens,

nicht seines Gleichen, zu vernehmen glauben, aber diese Stimme muß ihm durchaus verständlich sein. Durch die Pracht des Rhythmus und den Wohlklang der Sprache wird die unverdorbene Menschennatur ergriffen und in eine festliche Stimmung versetzt. Nun ist sie empfänglich für höhere Gefühle und für jedes Bild der Phantasie, wozu die Bestandtheile in ihrer Sphäre liegen. Jede Erinnerung an ihre Beschränkung würde diesen Zustand der Begeisterung zerstören; daher die schädliche Wirkung einer jeden Idee, die eine besondere Art von Kenntnissen voraussetzt. Ich habe jetzt wieder bei dieser Gelegenheit einige bürgersche Balladen gelesen. Die Darstellung ist lebendig, Sprache und Versbau oft trefflich, aber der Ton ist nicht gehalten. Das Subjektive muß in der Ballade, wie im Epos überhaupt, von höherer Natur sein, nämlich von der allgemeinen Natur des Dichters, ohne die Persönlichkeit des besondern Dichters. Im Drama dürfen wir zwar nicht an den Dichter erinnert werden; aber auch hier wollen wir nicht das Objekt selbst sehn, sondern wie es in einer Dichterseele sich spiegelt. Im lyrischen Gedicht dagegen erscheint die besondere Natur des Sprechenden mit möglichstem Reichthum an Individualität, doch immer im idealischen Zustande."

Schiller hatte indessen den Druck des Almanachs beginnen lassen, und da ihm selbst die Lieder noch nicht gelingen wollten, einiges andere zur Komposition seinem Freund Zumsteg in Stuttgart gesandt, Goethes Zauberlehrling und Erinnerung, Siegfried Schmidts von Friedberg Sängers Einsamkeit und die Gedichte mein Traum und die Freuden der Gegenwart, die mit den willkürlichen Chiffern A und F bezeichnet sind. Er hatte letztere am 24. von Schmidt erhalten. „Aus einigen Proben, die ich beilege", hatte Schiller an demselben Tage an Goethe geschrieben, „werden Sie sehn, daß an dem Menschen et-

was ist, und daß aus einer rauhen, harten Sprache echte, tiefe Empfindung und ein gewisser Schwung des Geistes herausblickt. Wenn dieser Halbwilde seine Sprache und den Vers recht in der Gewalt haben und sich eine äußere Anmuth zu einem innern Gehalte verschafft haben wird, so hoffe ich für die künftigen Almanache eine Acquisition an ihm zu machen." Schmidts Gedicht Sängers Einsamkeit steht auf dem zweiten Bogen, drei andere folgen später. A. W. Schlegel hatte zu dem Almanach u. a. einen allegorischen Prometheus geliefert, von welchem Goethe an Schlegel selbst schrieb, er werde eine der ersten Zierden des Almanachs sein; er machte nur einige Erinnerungen, worüber sich Schlegel weitläufig, aber unbefriedigend erklärte. Zu helfen sei überhaupt nicht gewesen, schrieb Schiller an Goethe; er habe das Seinige indessen gethan. „Es ist freilich mit den Gedichten, wie mit den Handlungen", meinte Goethe; „man ist übel dran, wenn man sie erst rechtfertigen soll." In einem andern von Schlegel eingesandten Gedicht, die entführten Götter, fand Schiller einen glücklichen Gedanken sehr glücklich ausgeführt. Er bat Schlegel noch um eine Ballade für den Almanach, wofür er schon Platz finden werde; ohnehin habe er gern einen Vorwand bei sich selbst, manche überlästige Herren, die sich dem Almanach aufgepackt, wieder herauszuwerfen. Der äußerste Termin sei der 12. September.

Am 28. Juli schreibt Schiller dem weimarer Freunde, ungewiß, ob der Brief ihn noch dort finde: „Vielleicht fliegt aus Ihrem Reiseschiff eine schöne poetische Taube aus, wo nicht gar die Kraniche (des Ibykus) ihren Flug von Süden nach Norden nehmen. Diese ruhen noch immer bei mir ganz, und ich vermeide selbst daran zu denken, um einiges andere vorauszuschicken. Auch machen mir jetzt die Gedichte der Freunde und Freundinnen,

die Ausgabe der Agnes von Lilien (von seiner Schwägerin) und die Ausrüstung der Horen viele und gar nicht erfreuliche Diversionen." Ein anderer Stoff ergriff ihn wohl an diesem oder dem folgenden Tage, Ritter Toggenburg; er beendigte diese die Sehnsucht und den Gram treuer Liebe schildernde, an Kraft und Anmuth freilich gegen die frühern zurückstehende Ballade am 31., einen Tag nach Goethes Abreise. Der Almanach bringt sie im fünften Bogen. Gleich darauf wurde Schiller in Folge der anhaltenden drückenden Hitze von Fieberanfällen gequält, so daß er in eine ernstliche Krankheit zu fallen fürchtete. „Heute ist der erste Tag", schreibt er den 6. August an Körner, „wo ich mich wieder etwas leidlicher befinde, obgleich ich mich noch an Geist und Körper ermattet fühle. — Meine Arbeiten sind in den letzten vierzehn Tagen, wie Du leicht denken kannst, liegen geblieben, was mir meinen Zustand doppelt unerträglich machte; auch jetzt habe ich weder Stimmung noch Kraft zu irgend einer produktiven Thätigkeit." Weder hier noch in seinem Briefe vom 7. an Goethe, in welchem er sagt, er fange kaum an sich von Fieberbewegungen frei zu fühlen, gedenkt er des Ritter Toggenburg. Am 7. sandte Schiller an Zelter eine kleine Ballade (ohne Zweifel Ritter Toggenburg) und ein Lied. Von letzterm äußerte er, vielleicht sollte er es noch nicht aus den Händen geben, da wahrscheinlich noch einige Strophen dazu kämen, aber da er nicht wisse, ob er so bald eine Stimmung dazu finde und der Zusatz vielleicht auch ganz unterbleibe, so wolle er es doch lieber senden als liegen lassen. Sollte auch noch etwas hinzukommen, so schmiege es sich entweder ganz dem hier gegebenen Ton an oder mit dem veränderten werde auch ein neues Silbenmaß eingeführt, so daß das hier Gesendete als fertig angesehen werden könne. Die Elegie an Emma kann das Lied nicht gewesen sein

(diese war schon gedruckt), wahrscheinlich des Mädchens Klage. Sein Versuch, von Herder etwas für den Almanach zu erhalten, war gescheitert; dieser hatte über seine Armuth geklagt, wogegen er anderer Reichthum nur desto mehr schätze, sich über die ihm mitgetheilten Balladen Goethes und Schillers gar nicht geäußert, und nur bei dem Taucher den Namen eines Nicolaus Pesce genannt, den Schiller veredelnd umgearbeitet habe. Goethe bedauerte, daß Herder sich und andern auf eigenem Felde so wunderlich den Weg verkümmere. „Wenn unser alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll mans dem übrigen Publico verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundigt, ob denn das alles fein wahr sei?" Herder hatte besonders seit den Xenien sich entschieden von den beiden verbündeten Freunden abgewandt; in seinen zerstreuten Blättern hatte er Uebersetzungen der Dichterin Faustina, seine Bilder und Reime aus früherer Zeit und Legenden gebracht, die den Freunden auf ihrer dichterischen Höhe wenig gefallen konnten. Zu gleicher Zeit rief der Dichter Kosegarten, der zu den vorigen Almanachen beigesteuert hatte, Spott und Bedauern der verbündeten Freunde hervor. Dieser hatte vor ein paar Monaten eine Ankündigung einer „neuen, verbesserten und um die Hälfte vermehrten" Ausgabe seiner Gedichte erlassen, die unter dem Titel Poesien erscheinen sollten. Hier hatte er sich also über sich selbst vernehmen lassen: „Der Stoff seiner Dichtungen ist dasjenige, was dem Menschen das Heiligste und Theuerste ist: die Gottheit, die Natur, die Tugend, die Vorzeit und die Zukunft. Ihr Charakter, wenn er anders sich selbst nicht täuscht, ist das Streben nach dem Unbedingten. Seine Oden erfliegen das Unendliche, seine Idyllen schmachten nach verlorener Unschuld. Seine Liebesgesänge ermangeln nie,

von dem begränzten Gegenstande zu dem Ideale sich emporzuschwingen, und seine Elegien verschmähen, um etwas Geringeres zu trauern als um den Verlust des Unvermittelten und Reinen. Zwar sind die Wahrheit und die Sittlichkeit nicht der nächste Zweck des Dichters, sein Zweck ist die Schönheit. Insofern aber die Schönheit nichts anders ist als die anmuthige Erscheinung des Guten, insofern opfert der Priester der Schönheit auf dem Altar der Wahrheit und der Tugend." Goethe bemerkte darüber: „Aeußerst fratzenhaft erscheint der arme Kosegarten, der, nachdem er nun zeitlebens gesungen und gezwitschert hat, wie ihm von der lieben Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen war, seine Individualität durch die Folterschrauben der neuen philosophischen Forderungen selbst auszurecken bemüht ist, und seine Bettlerjacke auf der Erde nachschleift, um zu versichern, daß er doch auch ungefähr so einen Königsmantel in der Garderobe führe. — Indessen sind diese Menschen, die sich noch denken können, daß das Nichts unserer Kunst alles sei, noch besser dran als wir andern, die wir doch mehr oder weniger überzeugt sind, daß das Alles unserer Kunst nichts ist." Schiller hatte brieflich Kosegarten seine Meinung gesagt. Dieser dankte ihm für seine Aufrichtigkeit, legte aber zugleich das Anzeigeblatt seiner Gedichte bei, welches nach Schiller nur ein Verrückter geschrieben haben könne. „Gewissen Menschen ist nicht zu helfen", äußert Schiller, „und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirne geschmiedet."*) Schiller war der Ueberzeugung, daß das Aesthetische zugleich Ernst und Spiel sei, wobei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet sei. Hiernach suchte er sich über den Charakter der Dichter klar zu wer-

*) Ein vor kurzem von Goethe gebrauchter Ausdruck aus seiner Iphigenie.

den. So äußert er sich auch über die damaligen Dichterinnen in Weimar und Jena. Sophie Mereau besitze eine gewisse Innigkeit und selbst zuweilen eine Würde des Empfindens, auch eine gewisse Tiefe, aber da sie in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt sich gebildet, so verfehle sie das Poetische der Form nach. Amalia Imhof sei nur durch die Phantasie, nicht durch das Herz zur Poesie gekommen, und so werde sie ihr Leben lang damit nur spielen. Seine Schwägerin, Karoline von Wolzogen, besitze Gehalt und Form, aber eine zu große Phantasie entferne sie von dem Punkte, worauf es eigentlich ankomme. Unter den Dichterinnen hatte er seine eigene Gattin vergessen und die durch Novalis ihm empfohlene Louise Brachmann in Weißenfels, von welcher der Musenalmanach zwei Gedichte (Guidos Aurora und Kindheit und Jugend) unter der Chiffre Louise*** brachte. Drei Gedichte von Sophie Mereau hatte Schiller aufgenommen, von Amalia von Imhof, unter der Chiffre F. (Imhof), fünf, darunter eine Romanze die Jungfrau des Schlosses, welche freilich gegen die kunstvollendeten Stücke von Goethe und Schiller einen starken Abstand bildet. Ein anderes Gedicht, die Schatten, welches Amalia von Imhof, als sie mit ihrer Schwester in diesem Jahre auf der Redoute zum Geburtstage der Großherzogin (28. Januar) als Schatten erschienen war, dieser überreicht hatte, wollte Schiller in den Almanach aufnehmen, was die Dichterin aber deshalb ablehnte, weil dieses Gedicht unter ihrem Namen bekannt war; doch brachten es später die Horen im zehnten Stücke dieses Jahres, das aber erst im Februar 1798 erschien. Nur ein ungenauer Bericht von Schillers Tochter, Frau von Gleichen, konnte den Irrthum veranlassen, die Schatten seien von Schiller, der höchstens hier und da nachgebessert hat.

Gleich nach seiner Genesung am 11. August ging Schiller an die Kraniche des Ibykus, die er am Abend des 16. vollendete und gleich am folgenden Tage zugleich mit den zwei ersten Aushängebogen des Almanachs an Goethe sandte. „Ich gestehe", schrieb er diesem, „daß ich bei näherer Besichtigung des Stoffes mehr Schwierigkeiten fand, als ich anfangs erwartete; indessen däucht mir, daß ich sie größtentheils überwunden habe. Die zwei Hauptpunkte, worauf es ankam, schienen mir erstlich eine Kontinuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte, und zweitens die Stimmung für den Effekt zu erzeugen. Die letzte Hand habe ich noch nicht daran legen können, da ich erst gestern Abend fertig geworden, und es liegt mir zu viel daran, daß Sie die Ballade bald lesen, um von Ihren Erinnerungen noch Gebrauch machen zu können. Das Angenehmste wäre mir zu hören, daß ich in wesentlichen Punkten Ihnen begegnete." Eine Hauptschwierigkeit war die Versetzung in das griechische Leben, die im Ring des Polykrates nicht gefordert wurde, hier aber in der prächtigen Schilderung der Bühne ganz besonders gelungen ist; auch sonst ist die Darstellung so prächtig wie im ganzen lebendig und anschaulich. Goethe fand die beiden ersten Bogen des Almanachs, worauf unter andern der neue Pausias, der Ring des Polykrates und der Anfang des Zauberlehrlings stehen, schon recht stattlich; die erzählenden Gedichte gäben ihm einen eigenen Charakter. Die neue Ballade schien ihm sehr gut gerathen, der Uebergang zum Theater sehr schön und der Eumenidenchor, eine Erfindung Schillers, am rechten Platze. Doch machte er im einzelnen einige Vorschläge zur Erreichung einer noch größern Wirksamkeit, besonders wünschte er eine Erweiterung der Exposition, da die Mitte des Gedichtes so sehr gelungen sei. Auch möge er an den Reim noch einige Sorg-

falt wenden. Nach den Kranichen mag den Dichter die nochmalige Durchsicht der im Frühjahre für den Almanach entworfenen Beiträge beschäftigt haben; denn daß er diese erst jetzt gedichtet, ist unwahrscheinlich nach der Aeußerung, die er freilich erst am 15. September an Goethe macht, die sich aber auf die ganze Zeit nach der Sendung der Ballade bezieht: „Das Lied von der Glocke habe ich bei meinem Uebelbefinden nicht vornehmen können noch mögen. Indessen fanden sich doch noch allerlei Kleinigkeiten für den Almanach, die eine Mannigfaltigkeit in meine Beiträge bringen und meinen Antheil an demselben ziemlich beträchtlich machen." Dahin gehören auch die vier unmittelbar hintereinander folgenden Distichen der Obelisk, der Triumphbogen, die schöne Brücke, das Thor, in ganz ähnlicher Art, wie der vorige Almanach die Distichen über die verschiedenen Versarten (Hexameter, Distichen, Stanze) gebracht hatte. Nun aber finden sich im Almanach zerstreut noch drei Distichen unter der Chiffre E., von denen das eine, die Peterskirche, Schiller in seine Gedichte aufgenommen hat, wonach denn auch die beiden andern wohl nur durch Versehen in die Gedichte nicht aufgenommenen ihm angehören werden:

Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben*),
Und du, thöricht Geschlecht, stellst in das Leben den Tod.

Das Regiment.

Das Gesetz sei der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.**)

*) Der Dichter denkt hier nicht an den Todesgenius mit der Fackel, sondern an die mit heitern Lebensbildern geschmückten Sarkophagen, wie dies Goethe so herrlich im ersten venediger Epigramme ausführt. Den Gegensatz bilden die Todtentänze und sonstige Darstellungen von Sterbenden.

**) Schiller scheint mit Recht Körners Urtheil später nicht beigestimmt zu

Als Goethes Brief mit dem Urtheile über die Kraniche des Ibykus am 30. anlangte, hatte Schiller schon seit acht Tagen an einem Katarrhalfieber mit hartnäckigem, in seinem ganzen Hause herrschendem Husten gelitten. „Das Fieber läßt mich heute zwar in Ruhe", schreibt er an diesem Tage, „aber der Husten plagt mich noch sehr, und der Kopf ist mir ganz zerbrochen." So konnte er denn noch nicht auf die vorgeschlagenen Aenderungen seiner Ballade näher eingehn. Goethe war unterdessen auf ein neues poetisches Genre gefallen, in welchem sie vielleicht mehreres für den folgenden Almanach machen könnten, auf Gespräche in Liedern; eines davon konnte er schon übersenden. Leider verschlimmerte sich Schillers Uebel ungemein. Erst am 7. September fing er an, sich wieder zu fühlen und seine Stimmung wiederzufinden. „Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng, wie die Tagszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es sein muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. Wir sind mit dem Druck des Almanachs bald im Reinen." Die zehn ersten Bogen waren eben ausgedruckt, die von Schiller den Ring, den Handschuh, Ritter Toggenburg, den Taucher, das Reiterlied, die Worte des Glaubens, die nadoweſſiſche Todtenklage und die auf Baukunst bezüglichen Distichen nebst

haben, diese Gnome sei ein glückliches Bild für einen reichhaltigen Gedanken, in einer einfachen, aber edlen Form. Wie eigentlich die Sitte eingreifen soll neben dem Recht, tritt nicht klar hervor.

den beiden S. 194 angeführten unter Chiffre E. enthielten. Von Gries, dessen Phaethon im achten und neunten Bogen stand, bemerkte Schiller, es sei ein poetisches Genie in A. W. Schlegels Art und Genie. „Er hat Schlegels Pygmalion nachgeahmt und in demselben Geschmack einen symbolischen Phaethon geliefert. Das Produkt ist närrisch genug, aber die Versifikation und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienst." Goethe fand den Phaethon gar nicht übel gemacht, und das alte Märchen des ewig unbefriedigten Strebens der edlen Menschheit nach dem Urquell ihres allerliebsten Daseins noch so ganz leidlich aufgestutzt. Auch mit Schlegels Prometheus war Schiller nicht ganz zufrieden, während Goethe das Gedicht sehr lobte, doch aber auch später stutzig wurde, als sein Freund H. Meyer, der einen feinen Sinn für alles Anschauliche hatte, es nicht auslesen konnte. Den noch eben von Schlegel eingesandten Arion hielt Schiller für kalt, trocken und ohne Interesse. Daß Schlegel die Sakontala als Ballade behandeln wollte, schien ihm ein für diesen sonderbares Unternehmen, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle. An eigentlich schöpferischer Dichtungskraft fehlte es Schlegel nach seiner Ansicht gar sehr, weshalb er sich über den echten Schwung und das Gefühl seiner Stanzen über Romeo und Julie wunderte. Die persönliche Verbindung mit Schlegel war in Folge von litterarischen Angriffen seines Bruders schon seit einigen Monaten abgebrochen.

An seinen Kranichen des Ibykus hatte Schiller doch nach Goethes Rath wesentliche Veränderungen vorgenommen, wenn er auch einzelne Ausstellungen nicht gelten lassen konnte. Um zu erfahren, ob in dem Stücke nichts mit altgriechischen Gebräuchen in Widerspruch stehe, sandte er die Ballade am 6. an Böttiger, ehe er noch die letzte Hand daran legte. Den 7. er-

hielt er sie zurück. Leider dauerte der Husten noch immer fort, wodurch er seinen Kopf weit mehr angegriffen fühlte als früher durch die Krämpfe, die ihn fast verlassen hatten. In acht bis zehn Tagen hoffte er, wie er am 15. schreibt, der Schererei des Almanachs los zu sein. Aber gleich darauf führte der Zufall ihm ein recht artiges Thema einer Ballade zu, von welcher am 22. schon 24 Strophen fertig waren, den Gang nach dem Eisenhammer. Daß er das Lied von der Glocke noch hatte liegen lassen müssen, war ihm jetzt nicht so ganz unlieb; denn indem er diesen Gegenstand noch ein Jahr mit sich herumtrage und warm halte, müsse das Gedicht, das wirklich keine kleine Aufgabe sei, erst seine wahre Reife erhalten. Auch sei dieses Jahr einmal das Balladenjahr, und das nächste Jahr habe (durch Goethes neue Lieder) schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden, zu welcher Klasse die Glocke gehöre. Daß Schiller dem Anfange der Kraniche des Ibykus eine größere Breite und Ausführung seinem Rathe gemäß gegeben, freute Goethe sehr; in Bezug auf den Schluß werde er wohl Recht behalten, da der Künstler selbst am besten wissen müsse, in wiefern er sich fremder Vorschläge bedienen dürfe. Körner, der die Böttiger mitgetheilte Handschrift der Kraniche des Ibykus zufällig gesehen hatte, ohne zu wissen, ob die Ballade von Goethe oder von Schiller sei, fand die Darstellung köstlich und einzelne Stellen sehr wirkungsvoll, doch habe das Ganze etwas Trockenes, wie der Ring des Polykrates. „Die Einheit ist hier wieder ein abstrakter Begriff: die Rache des Schicksals, wie dort der Nemesis. Solche Begriffe schaden der dramatischen Darstellung nicht, weil die Aufmerksamkeit zu sehr auf der handelnden und leidenden menschlichen Natur haftet, und die unsinnliche Idee gleichsam nur im Hintergrunde steht. Aber im erzählenden

Gedicht darf das Unsinnliche, däucht mich, nicht herrschen. Der eigentliche Stoff der Ballade ist wohl höhere menschliche Natur in Handlung. Das Begeisternde in einer menschlichen Begebenheit wird aufgefaßt und gleichsam in einem dichterischen Monument verewigt. Das Ziel ist entweder Sieg nach einem schweren Kampfe oder eine heldenmäßige Resignation bei dem Uebergewicht der äußern Kraft." Schiller meinte, die gerügte Trockenheit sei wohl vom Gegenstande unzertrennlich, weil die Personen darin nur um der Idee willen da seien, und sich als Individuen derselben unterordneten. Es frage sich also nur, ob es erlaubt sei, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen; denn ein größeres Leben möchten sie schwerlich vertragen, solle die Wirkung des Uebersinnlichen nicht verlieren. Er habe von der Ballade keinen so hohen Begriff, daß nicht die Poesie dabei bloßes Mittel sein dürfte. Körner wunderte sich, daß Schiller die Ballade, die ihm vorzüglich gelinge, so gering zu schätzen scheine; sie unterscheide sich ja vom epischen Gedichte nur durch den kleinern Umfang, sei wie dieses eine echte Dichtung, im Gegensatz zu den Dichtarten, welche die dichterische Form zu einem fremdartigen Zwecke gebrauchen. Am 29. September vollendete Schiller den Gang zum Eisenhammer, und schon am 2. Oktober konnte er den ausgedruckten, mit ihm schließenden Almanach seinem Freunde Körner schicken. Diese letzte Ballade war für Schiller, wie er gegen Körner äußert, ein ganz neues Genre, an das er sich nicht ohne Furcht gewagt hatte. Es war ein eigentlich christliches Gedicht, in welchem der kindlich fromme Glaube seine Verklärung findet, weshalb auch gerade der katholische Gottesdienst hier in allem das Gemüth ergreifenden Glanze auftreten mußte. Goethe äußerte, Schiller habe kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht, und die hier die Verzögerung geschickt herbeiführende Messe sei von bester

Wirkung. Körner fand den Ton der „christlich-katholisch-altdeutschen Frömmigkeit" mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch das Ganze der Erzählung gehalten und besonders die schwere Aufgabe der Darstellung der kirchlichen Gebräuche sehr gelungen; die nur leise angedeutete Idee einer besondern göttlichen Vorsehung gebe dem Gedichte etwas Herzliches, dem auch die hartnäckigste Starkgeisterei nur mit Mühe widerstehe. Dagegen konnte der von klassischer Bildung erfüllte Humboldt Fridolins nordischer Frömmigkeit keinen Geschmack abgewinnen.

So war denn der neue Musenalmanach, wenn ihm auch der stachelnde Reiz der Xenien und die heitere Laune der venediger Epigramme fehlte, nicht allein seiner beiden Vorgänger durchaus würdig, sondern er übertraf sie bedeutend durch die ganz neue Erscheinung kunstvollendeter Balladen und Romanzen, die sich von Bürgers den alten Volksgesängen nachgebildeten Balladen wesentlich unterschieden, wie die charakteristische Verschiedenheit der beiden verbündeten Dichter unter sich auch hier unverkennbar hervortrat. Schillers sonstige Beiträge waren, außer dem Reiterlied und den Worten des Glaubens, weniger ansprechend, wogegen Goethe noch ein paar reizende Lieder gegeben hatte. A. W. Schlegels Prometheus, noch mehr sein Arion schienen bedeutend; in seiner Zueignung von Romeo und Julie hatte er sich selbst übertroffen. Auch die entführten Götter zogen durch ihre Beziehung auf die Zeit an, wogegen sein Sonett kalt ließ. Der umfangreiche Phaethon von Gries zeichnete sich vortheilhaft aus. Die Elegien eines Bildhauers Keller aus Zürich, damals in Rom, mit K. bezeichnet, zeugten von Kunstsinn. Die Beiträge von K. L. M. Müller in Leipzig, von Siegfried Schmidt in Freiberg, von Hölderlin unter der Chiffre D., von Amalia von Imhof unter der Chiffre F. von Sophie

Mereau, Luise Brachmann, Friederike Brun, Conz, Franz Cordes aus Glandorf in Oldenburg und von Steigentesch sprachen an, und lief auch unbedeutenderes unter, wie das Meer von Jägle aus Neapel und die mit R. unterzeichneten Beiträge des mit A. von Humboldt befreundeten Schweden Karl Gustav von Brinkmann, unter denen ein Gedicht an Humboldt die Aufmerksamkeit auf sich zieht*), so konnte dies dem Werth des Musenalmanachs keinen Abbruch thun. Von bekannten Dichtern hatten Matthisson und Pfeffel beigesteuert, und auch aus dem Nachlasse des unglücklichen Reinhold Lenz brachte man zwei anziehende Dichtungen. Goethes auf verkehrte Richtungen der Zeit und Literatur scharf zielende Xenien Oberons goldene Hochzeit hatte Schiller nicht aufgenommen, weil er diesmal alles Verletzende fern zu halten wünschte. Für das nächste Jahr, äußerte er, besäßen sie daran einen Schatz, der sich noch weiter ausspinnen lasse.

Gleich nach Beendigung des Almanachs wandte sich Schiller dem Wallenstein zu,**) den er nun in Versen zu bearbeiten sich entschlossen hatte; ja er vermochte nicht zu begreifen, wie er je an eine prosaische Darstellung habe denken können. „Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle", schreibt er, „befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher. — Der Rhythmus leistet bei einer dra-

*) Meine Vermuthung ist mittlerweile durch eine Aeußerung der Frau von Stein bestätigt worden. Am 13. Oktober schickte Schiller auch an Brinkmann als Mitarbeiter ein Exemplar des Musenalmanachs. Wenn der Dichter diesem, Matthisson und Schmidt an demselben Tage, dem 13. Oktober, Exemplare des Musenalmanachs schickte, so geschah es, weil sie alle drei Mitarbeiter waren.

**) Nur der Abfassung eines Hochzeitsliedes konnte er sich nicht entziehen. Er dichtete die Verse an Demoiselle Slevoigt, die in einer schon früher von ihm benutzten Reimform abgefaßt sind.

matischen Produktion noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt und sie trotz ihres innern Unterschiedes in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seine Leser nöthiget, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen." Goethe, der unterdessen aus der Schweiz nach Weimar, nicht ohne mancherlei dichterischen Ertrag, zurückgekehrt war, erklärte sich damit vollkommen einverstanden, und er sprach sich scharf über das Verkennen dieses einfachen Grundgesetzes aus. „Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Ueberzeugung arbeiten wollen; denn so eine Salbaderei in Prinzipien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie Gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten." Als Schiller sich durch die Jamben ins Breite getrieben sah, fand Goethe das sehr natürlich. „Halten Sie sich ja zu Ihrem Wallenstein; ich werde wohl zunächst an meinen Faust gehn, theils um diesen Tragelaphen loszuwerden, theils um mich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum (epischen) Tell, vorzubereiten. Dabei soll gelegentlich an den nächsten Almanach gedacht werden; vielleicht fällt auch etwas für die Horen ab. Lassen Sie uns ja auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren! Es muß uns noch manches gelingen, und Meyers Mitarbeit (für die Kunstgeschichte) wird uns äußerst fördern. Auch können wir der Theilnahme des Publikums gewiß sein: denn ob man gleich im ganzen immer darauf schilt, so enthält es doch im einzelnen sehr gebildete Menschen, welche die redlichen und ernsten Bemühungen eines Schriftstellers zu schätzen wissen." Daß Wieland um diese Zeit öffentlich Klopstock für den größten Dichter der Nation erklärte und das goldene Alter unserer Dichtkunst den

jetzigen „Hefen" entgegensetzte, konnte nur Goethes mitleidigen Spott erregen; auch Garves grämliches Gebaren gegen die neueste Dichtkunst bedauerte er. Ihn selbst beschäftigte darauf eine Ausführung des Gegensatzes zwischen epischer und dramatischer Dichtung, wobei er sich in den Homer versenkte; aber bei den anziehenden Verhandlungen darüber erwachte sogleich seine dichterische Schöpfungskraft. Schiller hielt sich trotz manchen körperlichen Leiden an den Wallenstein. Der Almanach ging so reißend ab, daß am Ende des Jahres schon die Hoffnung auf eine zweite Auflage sich zeigte, zu Schillers höchster Befriedigung. Der lyrischen Dichtung enthielt er sich damals ganz; denn das am 22. Dezember für das zehnte Stück der Horen gesandte Gedicht die Hoffnung und die schönen Stanzen die Begegnung dürfte er damals nur überarbeitet haben. In diesem zehnten Stücke der Horen finden sich noch zwei strophische Gedichte Kosmopoliten und das Neue, mit der Chiffre M., die freilich in dem von Schiller im vorigen Jahre viel gebrauchten Versmaße des Reiterliedes gedichtet, aber gewiß ganz irrig unserm Dichter zugeschrieben worden sind. Bei der Noth, die letzten Hefte der Horen zu füllen, nahm Schiller auch Unbedeutenderes auf. Wer unter der Chiffre M. stecke, ist kaum zu sagen, gewiß nicht jener Müller, dessen Name im Inhaltsverzeichniß der Horen ausgeschrieben ist. Die Nachahmung Schillers ist unverkennbar. Man könnte an Sophie Mereau denken. Auch ein Gedicht der Amalie von Imhof nahm er auf, ohne Namen oder Chiffre.

Mit Wallenstein ging es trotz mancher durch Unwohlsein veranlaßten Unterbrechungen am Anfange des Jahres 1798 glücklich von Statten. Als Schiller am 5. Januar das Vollendete in reinlicher Abschrift vor sich sah, fand er, daß er hier augenscheinlich über sich selbst hinausgegangen, was nur Folge seines Um-

gangs mit Goethe sei; nur der dauernde Verkehr mit einer so objektiv ihm entgegenstehenden Natur, sein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, habe ihn befähigen können, seine subjektiven Grenzen so weit auseinanderzurücken. Goethe drang darauf, er möge die dramatischen Forderungen noch einmal recht durcharbeiten, um ja zur Erkenntniß der reinen Kunstform zu gelangen. Uebrigens hatte dieser bei den verschiedenen Stimmen über die Gedichte des Almanachs gefunden, daß die schätzbarste Theilnahme sie nichts lehren und keine Art von Tadel ihnen was helfen könne. „So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde." Die Redoute zum Geburtstag der Herzogin drängte ihn zu den schönen den Frieden feiernden Stanzen, die nebst andern auf der Schweizerreise gedichteten Stücken dem Almanach zu Gute kommen sollten. Für diesen hatte er schon um dieselbe Zeit einen Einfall, der noch toller sei als die Xenien; es galt wiederum einen Anhang, dessen Redaktion er sich selbst vorbehielt. Wahrscheinlich trug er sich schon damals mit einem solchen Stechbüchlein, wie es die Weissagungen des Bakis werden sollten; er dachte durch neckische Räthselhaftigkeit eine eigenthümliche Spannung zu erregen. Daß Schiller ihn damals neckte, ahnte er nicht. Dieser sandte ihm eine Dichtung seiner Gattin mit den Worten: „Dieser Tage hat sich wieder ein neuer Poet gemeldet, der mir gar nicht übel scheint, es müßte mich denn ein gewisser Widerschein Ihres Geistes bestechen; denn dieser scheint viel auf ihn gewirkt zu haben." Goethe fand in dem Gedichte „ein beinahe weibliches Talent,

hübsche jugendliche Ansichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, sittliches Gefühl"; aber leider sei es den Deutschen nicht möglich, sich zu bilden und zu lernen, was doch zu lernen sei in Bezug auf innere und äußere Form des Gedichts. „Es ist wirklich sonderbar, wie unsere jungen Naturen das, was sich von einer Dichtung durchs Gemüth auffassen läßt, an sich reißen, nach ihrer Art reproduziren, und dadurch zwar mitunter ganz was Leidliches hervorbringen, aber auch gewöhnlich, was man durch die ganze Kraft seiner Natur zum Stil zu erhöhen strebte, sogleich zur Manier herabwürdigen, und gerade dadurch, weil sie sich dem Publiko mehr nähern, öfters einen größern Beifall davon tragen als das Original, von dessen Verdiensten sie nur theilweise etwas losgerissen haben." Gleich darauf preßte ihm Amalia von Imhof die Klage aus, die guten Seelen wollten nicht begreifen, wie viel darauf ankomme, ob auch der Gegenstand sich behandeln lasse. Von Schillers Schwägerin, der Verfasserin der Agnes von Lilien, bemerkt er, eine solche Natur hätte, wenn sie einer Kunstbildung fähig gewesen wäre, etwas Unvergleichliches hervorbringen müssen. Dagegen wußte er den Humor und die Natürlichkeit zu schätzen, die sich in den hausbackenen Gedichten des nürnberger Klempnermeisters Grübel aussprechen. Am 21. Februar hatte er etwas vor, wozu er am Anfang sich der Stanze bedienen wollte; da diese ihm aber gar zu obligat und gemessen periodisch schien, so dachte er sich des Versmaßes des schlegelschen Prometheus, der Terzine, zu bedienen; bei näherer Ansicht aber wollte ihm auch dies nicht gefallen, weil es gar keine Ruhe habe und man der fortschreitenden Reime wegen nirgends schließen könne. Schiller rieth zur Stanze, da die Schwierigkeit beider Versmaße gleich sei, jene aber ungleich mehr Anmuth habe. Wahrscheinlich dachte Goethe schon damals an eine

dichterische Darstellung der Metamorphose der Pflanze. Bei Gelegenheit eines Ausspruches von Voß über Goethes Hermann und Dorothea meinte Schiller, man sehe daraus, daß Voß auch keine entfernte Ahnung von dem innern Geiste dieses Gedichtes und folglich auch keine von dem Geist der Poesie überhaupt habe, kurz keine allgemeine und freie Thätigkeit, sondern lediglich seinen Kunsttrieb, wie der Vogel zu seinem Nest und der Biber zu seinen Häusern.

Während Goethes vierzehntägigen Aufenthaltes zu Jena nach der Mitte März hörte er endlich die drei ersten Aufzüge Wallensteins, die er ganz trefflich fand, nur vermochte er sich nicht zu denken, wie das Stück aus seiner jetzigen freien Form auf die Beschränktheit der Bühne gebracht werden könne. Schiller freute sich ganz besonders, daß der Freund darin keinen Widerspruch weder mit dem Gegenstand noch mit der Kunstform gefunden; über die theatralischen Forderungen dachte er schon hinwegzukommen, wenn nur die tragisch-dramatischen befriedigt seien. Auch über die von Goethe beabsichtigten beiden epischen Gedichte Tell und Achilleïs wurde verhandelt. Schiller theilte dem Freunde Körners weitere Beurtheilung des Almanachs mit, die ihm viel Vergnügen machte und manches Nachdenken erregte. Den dem Ring und den Kranichen gemachten Vorwurf der Trockenheit, die Schiller selbst zugab, wollte er nicht gelten lassen. Den von Körner aufgestellten Begriff der Dichtung hielt er für zu enge; die Darstellung von Ideen in der hier vorliegenden Weise stehe der Dichtung gar wohl zu und seien diese Gedichte nicht mit solchen zu verwechseln, welche abstrakte Gedanken symbolisirten. Schiller meinte aber, diese Gattung sei nicht der höchsten dichterischen Wirkung fähig, und müsse deshalb etwas außerhalb der Poesie Liegendes zu Hülfe nehmen, um das Fehlende zu

ergänzen. Die in der Schweiz entworfene Elegie Euphrosyne auf die talentvolle, junge Schauspielerin Christiane Becker wurde jetzt vorgenommen, auch die Weissagungen des Bakis begonnen. Schiller erkrankte leider darauf wieder. Der Genesende versenkte sich ganz in den Homer. „Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere: aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte, und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Die herrliche Kontinuität und Reziprozität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten."

Am 7. Mai zog Schiller in seinen Garten, wo er zunächst den fünften Aufzug des Wallenstein vollenden wollte, obgleich die Heiterkeit des Frühlings der düstern Schwere desselben nicht eben förderlich sei. Goethe hing damals dem Gedanken an seine Achilleïs nach. Die Ilias erschien ihm so rund und fertig, man möge sagen, was man wolle, daß nichts dazu noch davon gethan werden könne. Sein neues Gedicht müsse er zu isoliren suchen. Der Stoff sei ein tragischer, verschmähe aber doch seiner Breite wegen eine epische Behandlung keineswegs. Glaube Schiller hiernach, daß er ein Gedicht von so großem Umfang und Arbeit unternehmen solle, so könne er jede Stunde anfangen; denn über das Wie der Ausführung sei er meist mit sich einig. Schiller wünschte, der Freund möge bei seiner Achilleïs nur ganz von Homer absehn, bloß Stimmung bei diesem suchen. Ganz gewiß werde er sich seinen Stoff so bilden, wie er sich zu seiner Form eigene, und umgekehrt die Form zu beiden nicht verfehlen; für beides bürge ihm selbst seine Natur und seine Einsicht und Erfahrung. Goethe fand sich durch den Zuspruch seines Freundes so gestärkt, daß er nächstens muthiglich mit der Ausführung beginnen wollte.

Schon am folgenden Abend, den 20. Mai, kam er nach Jena, wo er mit kurzer Unterbrechung einen ganzen Monat im innigsten Austausche mit Schiller verweilte. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten Humboldts noch ungedruckte ästhetische Versuche über Hermann und Dorothea, wobei alle Forderungen an den epischen und dramatischen Dichter, der Unterschied zwischen alter und neuer Dichtkunst, und was damit zusammenhängt, gründlich erwogen wurden. Aber auch Wallenstein und die Achilleïs kamen zur Sprache, und die für alle, besonders die bildende Kunst so wichtigen Propyläen wurden ins Werk gesetzt. Dann aber kam der Almanach an die Reihe, zu welchem Goethe schon manches bereit, anderes im Sinne hatte. Am 13. Juni wurde die Elegie Euphrosyne zum Abschluß gebracht, am 15. das Gedicht Wächter auf dem Parnaß, von Schiller Sängerwürde, jetzt deutscher Parnaß überschrieben, vollendet, in welchem „edlen Werke" Goethe derjenigen spottet, welche, wie Herder, alles, was außerhalb reiner Sittlichkeit und edler Gemüthlichkeit liegt, als unheilig von der Dichtkunst ausgeschlossen wissen wollten, deren höchstes Ziel die echte ganze moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens sei. Herder hatte sich unter anderm mit bitterster Entrüstung von Wilhelm Meister und von den „Heldenballaden", der Braut von Korinth und dem Gott und der Bajadere, abgewandt, in welchen Priapus eine große Rolle spiele. An demselben 15. Juni schreibt Schiller an Körner: „Der Kopf ist mir diesen Monat so warm von dem, was ich noch zu thun und zu leisten habe, daß ich gar zu keiner ordentlichen Folge in meinen Geschäften komme. Goethe ist auch schon lange hier. — Zum Almanach geschehen allmählich Vorbereitungen: Goethe hat schon sehr schöne Sachen dazu parat. — Was mir dazu wird eingegeben werden,

das wissen die Götter. Man sollte sich hüten, auf ein so komplizirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein Wallenstein ist, wo der Dichter alle seine poetischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Existenz, — und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern: denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte." Goethe vollendete am 16. der Müllerin Verrath, das Blümlein Wunderhold und die Musageten, am 17. die so anmuthige wie sinnlich anschauliche, sehr rasch gedichtete Metamorphose der Pflanze, ohne daß Schiller durch diese reiche lyrische Thätigkeit zu einer gleichen angeregt worden wäre. Erst mehrere Tage nach Goethes Entfernung, der ihm seinen Beitrag zum Almanach abgeschrieben zurückließ, am 23. will er nachsehn, ob der lyrische Geist ihn anwandle, aber vergeblich. Goethe übersendet ihm darauf zwei kleine Gedichte A. W. Schlegels an die Schauspielerin Fr. Unzelmann als Nina und an Iffland als Pygmalion. Schlegel habe zu verstehn gegeben, bemerkte er dabei, sie seien als Handschrift anzusehn und dürften allenfalls einen Platz im Almanach verdienen; vielleicht schicke es sich, sie aufzunehmen, da sie noch verschiedene Gedichte an bestimmte Personen aufnehmen wollten. Doch war er ganz damit einverstanden, daß Schiller nur in dem Falle diese Gelegenheitsverse einrücken wollte, wenn Schlegel noch etwas Bedeutendes zum Almanach liefere, da er sich in Acht nehmen müsse, dieser Familie Anlaß zu geben, sich bedeutend zu machen; müsse er ja fürchten, Frau Schlegel werde jedermann versichern, ihr Mann arbeite nicht am Almanach, aber um diesen zu heben, habe er die zwei

schon gedruckten Gedichtchen aufgegriffen. Einige andere eingesandte Gedichte schienen Goethe so auf der Grenze zu stehn, daß er nicht wußte, ob sie sich zur Realität oder zur Nullität hinüberneigen möchten. Er selbst war damals an die Motivirung der ersten Gesänge seines Tell gegangen, den er, Dank den Erörterungen Humboldts, in Behandlung und Ton ganz von seinem Hermann trennen könne. Am 4. Juli kam Goethe nach Jena, um sich ganz seiner dichterischen Muse und des innigsten Zusammenlebens mit Schiller zu freuen; außer dem Tell schwebte ihm auch ein Gedicht über die magnetischen Kräfte vor. Aber schon am 11. riefen ihn unaufschiebbare Geschäfte nach Weimar zurück. Schiller wollte unterdessen die lyrische Stimmung in sich zu nähren und zu benutzen suchen, und er hoffte, bei Goethes Rückkehr endlich den Anfang mit einem eigenen Gedichte gemacht zu haben. Aber leider ward er wieder durch seine Krämpfe in Unthätigkeit gesetzt. Dem weimarer Freunde sendet er das von Gries erhaltene Gedicht der Arzt, das ihm, wäre es halb so groß, noch einmal so lieb wäre, mit der Frage, ob er demselben vielleicht etwas abgewinnen könne. Auch habe sich noch ein leidlicher Mensch gemeldet, von dem er allenfalls etwas aufnehmen könne. Es war K. M. Hirth aus Erlangen, von welchem Schiller das Sonett der Lebensgenuß aufnahm. Goethe erwiederte, das Gedicht habe eine eigene Art von Nullität. „Die jungen Herren lernen Verse machen, sowie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! Ob es für den Almanach sei, weiß ich nicht. Es käme, dünkt mich, darauf an, ob Sie Platz haben; denn das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bißchen Herz und Geist darein spenden zu können.“ Das Gedicht behandelt die bekannte, auch im Wilhelm Meister benutzte Sage von

Antiochus und seiner Stiefmutter Stratonice. „Mit dem bessern Wetter finde ich mich auch wieder besser und thätiger", meldet Schiller am 20. Juli, „und nach und nach scheint es auch zu einer lyrischen Stimmung bei mir kommen zu wollen. Ich habe bemerkt, daß diese unter allen dem Willen am wenigsten gehorcht, weil sie gleichsam körperlos ist, und wegen Ermangelung eines materiellen Anhalts nur im Gemüthe sich gründet. In den vorigen Wochen habe ich eher Abneigung als Lust dazu empfunden, und bin aus Unmuth auf einige Tage zum Wallenstein zurückgekehrt, der aber jetzt wieder zurückgelegt wird." In demselben Briefe fragt er, ob Goethe es wohl schicklich finden würde, einen Hymnus in Distichen zu verfertigen oder ein in Distichen verfertigtes Gedicht, worin ein gewisser hymnischer Schwung sei, einen Hymnus zu nennen. Es schwebte ihm hierbei das beabsichtigte Gedicht das Glück vor. Der Almanach, der mit Goethes Euphrosyne begann, war damals bereits im Drucke, und Schiller hoffte damit in der ersten Woche des Septembers fertig zu werden. Schillers Lage im Garten, meinte Goethe, sei für die lyrische Dichtung von der einen Seite so ungünstig als von der andern günstig, besonders da er sich hier auf das Bauen eingelassen habe; er selbst kenne diese wunderbare Ableitung aus leidiger Erfahrung. An einem glücklichen Erfolge einer lyrischen Behandlung des elegischen Silbenmaßes zweifelte er nicht, da dieses sich nach allen Seiten hin bewegen lasse. Bei der damals zwischen Goethe und Meyer angeregten Frage, ob das genialisch Naive in einem gewissen Sinne durch Schule überliefert werden könne, entschied sich Schiller für die Bejahung, insofern die Schule die sentimentale Unart abhalten und über den natürlichen Zustand wachen könne. „Ich kann nicht anders glauben, als daß der naive Geist, welchen alle Kunstwerke aus einer gewissen

Zeit des Alterthums gemeinschaftlich zeigen, die Wirkung und folglich auch der Beweis für die Wirksamkeit der Ueberlieferung durch Lehre und Muster ist. Nun wäre aber die Frage, was sich in einer Zeit wie die unserige von einer Schule für die Kunst erwarten ließe. Jene alten Schulen waren Erziehungsschulen für Zöglinge, die neuern müßten Korrektionshäuser für Züchtlinge sein, und sich dabei, wegen Armuth des produktiven Genies, mehr kritisch als schöpferisch bildend beweisen. Indessen ist keine Frage, daß schon viel gewonnen würde, wenn sich irgendwo ein fester Punkt fände oder machte, um welchen sich das Uebereinstimmende versammelte; wenn in diesem Vereinigungspunkt festgesetzt würde, was für kanonisch gelten kann und was verwerflich ist, und wenn gewisse Wahrheiten, die regulativ für die Künstler sind, in runden und gediegenen Formeln ausgesprochen und überliefert würden. So entstünden gewisse symbolische Bücher für Poesie und Kunst, zu denen man sich bekennen müßte." So tief war das Bewußtsein der Nothwendigkeit fester Grundsätze der herrschenden dichterischen Willkür und Lässigkeit gegenüber in Schillers Seele gedrungen. Da er Goethes Poetengedicht, das noch keinen Namen hatte, für den vierten Bogen des Almanachs brauchte, so schlug er dafür Sängerwürde vor, worin sich die Ironie verstecke und doch die Satire dem Kundigen sich verrathe. Goethe, der den Vorschlag über alle seine Hoffnungen vortrefflich fand, theilte ihm das von A. W. Schlegel für den Almanach eingesandte Gedicht Campaspe mit, das er aber keineswegs empfehlen, ja nicht einmal vertheidigen wolle. „An der Legende selbst ist schon nicht viel: denn daß ein Sultan ein Mädchen verschenkt, will wohl nichts heißen. Ferner sind dem Gegenstande nicht einmal die artigen Motive, die man daraus herleiten könnte, abgewonnen. Der Vortrag ist nicht durchsichtig und klar, und was sich sonst

noch zu Ungunsten der Arbeit sagen ließe. Genau besehen ists wieder ein Pygmalion, wobei sich das falsche Streben abermals zeigt, die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln. Ich will einige freundliche Einwendungen dagegen machen, und ihm rathen, nochmals Hand daran zu legen; dadurch wird wenigstens interloquirt." Auf Schillers scharfe Aeußerung über das schlegelsche Athenäum, dessen „naseweise, entscheidende, schneidige und einseitige Manier" ihm physisch wehe thue, meinte Goethe, ein solches Wespennest, wie die Fragmente des Athenäums, sei doch ein fürchterlicher Gegner der allgemeinen Nichtigkeit, der Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzelbuckelgebärden, der Leerheit und Lahmheit, und bei allem, was dem Freunde mit Recht daran mißfalle, könne man den Verfassern doch einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht absprechen. Diese Tugend aber schien Schiller mit so viel egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Nutzen und Werthe verliere. „Auch gestehe ich, daß ich in den ästhetischen Urtheilen dieser beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eigenen poetischen Arbeiten des ältern bestätigen mir meinen Verdacht; denn es ist mir absolut unbegreiflich, wie dasselbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodische Natur seiner eigenen Werke, diese dürre und herzlose Kälte, auch nur ertragen, ich will nicht sagen schön finden kann. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie diese beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier er-

regt weder Neigung und Vertrauen noch Respekt, wenn sie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt und die Blößen, welche die Herren sich in ihrer einseitigen und übertreibenden Art geben, werfen auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein." Schiller war persönlich von den Schlegeln verletzt, wodurch sein freilich in der Sache großentheils begründetes Urtheil eine eigene Schärfe erhielt. Goethe wollte die weitere Erörterung ihrer mündlichen Unterhaltung aufsparen, wo er mit Schiller die Fragmente eigens durchzugehn gedachte. Endlich am 31. Juli (der unmittelbar vorhergehende Brief ist vom 27.) kann Schiller berichten, er sei dieser Tage in einer ganz guten Stimmung zur Arbeit gewesen; etwas sei auch fertig geworden und ein anderes auf dem Weg, es zu werden. Das vollendete Gedicht ist unzweifelhaft das Glück, das andere blieb entweder später ganz liegen oder es war das Bürgerlied, später das eleusische Fest genannt, so daß er dies bis Ende des nächsten Monats zurücklegte. In dem genannten Gedicht nimmt Schiller einen eigenen Schwung, um das so oft als blind getadelte Glück als eine hehre göttliche Macht zu feiern.

Wohl am Abend des 31. Juli kam Goethe nach Jena*), wo er bis zum 16. August blieb. Die lyrische Poesie ruhte diesmal, da Schiller ganz von Wallenstein ergriffen war, dessen beide letzten Aufzüge, soweit sie fertig waren, er dem Freunde am

*) Daß im Kalender die Angabe „Goethe angekommen" unter dem 29. Juli steht, beruht wohl auf Druckfehler; denn noch am 31. Juli schreibt Schiller in einer Weise an Goethe, daß er diesen mittlerweile nicht gesehen haben kann, und daß das Datum des Briefes richtig sei, ergibt die Erwähnung einer großen Sendung freiherrlicher Gedichte, die er gestern erhalten, da der Kalender unter dem 30. bemerkt: „Herr von E. aus Kopenhagen." Im Kalender hat Schiller merkwürdiger Weise den 31. Juli ganz weggelassen, als habe der Monat nur dreißig Tage. Wenigstens fehlt er im Drucke.

15. vorlas. Goethes sehr lebhafte Bewegung gab ihm einen seltenen Genuß und lieh ihm Muth zur Vollendung und letzten Bearbeitung des ungeheuren Werkes. Auch ward die Bearbeitung der Ballade der Kampf mit dem Drachen besprochen. An Körner schreibt er den 18.*) August: „Es fehlt mir dieses Jahr an aller Lust zum Lyrischen; ja ich habe sogar eine Abneigung dagegen, weil mich das Bedürfniß des Almanachs wider meine Neigung aus dem besten Arbeiten am Wallenstein wegrief. Ich habe es auch verschworen, daß der Almanach außer dieser nur noch eine einzige Fortsetzung erleben und dann aufhören soll. Ich kann die Zeit, die mir die Redaktion und der eigene Antheil wegnimmt, zu einer höhern Thätigkeit verwenden. Die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung. Deswegen werde ich, wenn der Wallenstein mir gelungen ist, beim Drama bleiben, und in den übrigen Stunden theoretische und kritische Arbeiten treiben." Das Gedicht das Glück legt er dem Freunde bei, ein anderes denkt er in etwa acht Tagen zu schicken. Körner antwortet am 22.: „Gegen das Publikum, glaub' ich, bist Du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung Deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hierzu bedarf es immer noch eines besondern Anlasses. Manchen, der Dich innig verehrt, hält die Bescheidenheit ab, sich gegen Dich selbst darüber zu äußern. Dagegen gibt es Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, Dir jedes un-

*) Irrig ist das Datum des 15.; denn in dem Briefe heißt es, dieser Tage habe er die zwei letzten Akte des Wallenstein Goethe vorgelesen.

gewaſcheue Urtheil, was irgendwo gedruckt wird, zu hinterbringen. Aber die litterariſchen Schreier, die Du überdies durch die Xenien gereizt haſt, ſind das Publikum nicht. — Was ich Dir einräume, iſt wenig Empfänglichkeit bei dem Publikum im ganzen für poetiſche Form. Aber dies trifft Goethe mehr als Dich. In Deinen Werken iſt immer noch ein beſonderer Gehalt des Stoffs, der auf mehrere wirkt, die zwar nicht den Künſtler, aber doch den Menſchen zu ſchätzen wiſſen. Schade wäre es alſo, wenn Du die Luſt zum Almanach verlöreſt. Die Redaktion ſollteſt Du freilich einem Gehülfen überlaſſen, wenn ſie Dir zu viel Zeit nimmt; aber es iſt oft wohlthätig, daß Du zu einer gewiſſen Gattung von Gedichten durch einen äußern Antrieb veranlaßt wirſt. Während der Arbeit kommt dann der innere Trieb hinzu, wenn Dir der erſte Verſuch gelingt. Das überſchickte Gedicht gehört zu einer ſeltenen Gattung, die nur von wenigen nach Würden geſchätzt werden kann. Das Dargeſtellte iſt das dichtende Subjekt im idealiſirten Zuſtande der Betrachtung. Das Idealiſche iſt hier in der höchſten Empfänglichkeit bei der ungeſtörteſten Ruhe. Ohne Spur von Kälte muß die Empfindung in ſtetem Gleichgewicht bleiben. Dies wurde deſto ſchwerer bei einem Stoffe, der, wie das Glück, die Empfindung aufs höchſte reizt. Aber der hohe Standpunkt, aus dem das Ganze gedacht iſt, und die Würde des Tons muß für viele etwas Drückendes haben."

Am 18. begann Schiller den Kampf mit dem Drachen. Drei Tage ſpäter ſchreibt er an Goethe, er habe einige Dutzend Reime gemacht, und er ſei eben an der Ballade, wobei er ſich die Unterhaltung verſchaffe, mit einer gewiſſen plaſtiſchen Beſonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der von Goethe ihm zurückgelaſſenen Kupferſtiche in ihm erweckt habe. Während des

übelsten Wetters, das den Dichter fast nöthigte, in seiner windigen Gartenwohnung sich in ein geheiztes Zimmer einzuschließen, schloß er am 26. das Gedicht ab; die Bürgschaft begann er am 27. und war am 30. damit fertig. An Goethe schreibt er den 27., die Arbeit gehe ganz leidlich von Statten, und er werde ihm ehestens etwas produziren können; er wollte den Freund mit beiden Balladen zugleich überraschen. Matthisson hatte unterdessen zu seinen vielen Beiträgen noch einen gesandt, und auch Gries einige Kleinigkeiten gespendet. An Goethes Geburtstag konnte er diesem die zwei ersten Aushängebogen senden, die außer den goetheschen Beiträgen, Euphrosyne, die Musageten (Justus Amman unterzeichnet) und die Metamorphose der Pflanze, Gedichte von Conz, Matthisson, S. G. Bürde in Breslau und von Steigentesch enthielten. „Es freut mich", schreibt Goethe, „daß die Herren Conz und Bürde ein wenig liederlich werden und sich an verbotenen Liebschaften ergetzen; wenn ich es noch von Matthisson erleben könnte, würde es mir noch größern Spaß machen. Es ist kurios, wie sich die Leute vor gewissen An- und Nachklängen nicht retten können. So tönt der alte Hexenmeister (seines Zauberlehrlings) in der alten Wundergerte doch einigermaßen nach." Gleich nach der Vollendung der Bürgschaft gab Schiller sich an das ihm längst im Sinne liegende, vielleicht schon begonnene Gedicht von der Ceres, zuerst Bürgerlied, später das eleusische Fest genannt. Den 31. schreibt er an Goethe, er hoffe nächste Woche auf einige Tage nach Weimar zu kommen. „Freilich muß ich mit meinen Beiträgen zum Almanach im Reinen sein; dazu aber kann binnen vier Tagen Rath werden; denn es sind zwei Balladen fertig (von der einen hatte er dem Freunde nichts gesagt), welche zusammen 20 Seiten gedruckt betragen, und das

Gedicht, woran ich eben jetzt bin, wird auch zwischen 10 und 12 Seiten bekommen (es umfaßt im Almanach 11 Seiten), so daß ich also mit dem abgedruckten Gedicht (das Glück) doch ein Kontingent von 36 bis 40 Seiten zusammenbringe, außer dem, was vielleicht noch der Zufall binnen den nächsten 14 Tagen beschert." Am 4. September sandte Schiller die beiden Balladen an Goethe, wobei er in Bezug auf den Kampf mit dem Drachen bemerkte, es sollte ihm lieb sein, wenn er den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlnug richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte; die Erzählung des Ritters sei zwar lang ausgefallen, doch das Detail nöthig gewesen, und sie habe sich nicht wohl trennen lassen. Die andere Geschichte habe ihm Hygin zugeführt, von dessen Fabelsammlung er am 28. August bemerkt hatte, er lese sie mit Vergnügen durch. Neugierig sei er, ob er alle im Stoffe liegende Hauptmotive glücklich herausgefunden habe. „Denken Sie nach, ob Ihnen noch eines beifällt; es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Prinzipien erfinden kann." Goethe fand beide Balladen sehr gut gerathen, und bei der ersten gar nichts zu erinnern. „In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passiren sein, daß einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein ander schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut gefunden." Zu beiden Gedichten, die der

Almanach als Romanzen bezeichnet, hatte der Dichter eigenthümliche Strophenformen gewählt. Alles war hier auf das besonnenste zur treffenden Wirkung erfunden, ohne daß Wärme, Kraft und Leben darunter gelitten. „Glaube nicht, daß ich diese Gattung so leger traktire", schreibt er selbst an Körner; „sie wird mir leicht, weil ich darüber klar bin, und in keiner, möcht' ich sagen, bin ich mir der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt. Auch wirst Du finden, wenn Du diese zwei Balladen kritisch untersuchen wolltest, daß ich sie mit ganzer Besonnenheit gedacht und organisirt habe."

Am 5. September hofft Schiller den nächsten Tag das Gedicht von der Ceres schließen zu können, obgleich sein leidiger Schnupfen dazu eine schlechte Stimmung gebe. „Können Sie noch etwas in den Almanach stiften", schreibt er an diesem Tage an Goethe, „so thun Sie es ja; denn es wird hart halten, den nöthigen Tribut zu liefern, obgleich der göttliche Matthisson heute abermals ein Gedicht nachgesendet hat; denn unsere Dichterinnen haben mich stecken lassen."*) Er hatte Matthisson diesmal besonders freundlich für seinen „reichen und schönen Beitrag" (am 25. Juli) gedankt, und ihn gebeten, „durch zahlreiche Opfer ferner den Pierinnen zu huldigen". „Die Stanzen, die Sie auf der Herzogin Geburtstag gemacht, wünschte ich zu haben." Diese waren bereits ohne Goethes Namen im Journal des Luxus und der Moden erschienen. Zugleich legte er des Mädchens Klage bei. Gefalle es dem Freunde, so könnten Sies auch

*) Luise Brachmann aber war auch diesmal nicht zurückgeblieben. Schon auf dem vierten Bogen steht unter dem Namen Louise ihre Idylle die Rettung, zwei kleinere Beiträge auf dem siebenten und achten Bogen. Im Inhaltsverzeichnisse heißt ihre Chiffre Louise**.

drucken lassen. „Ich finde unter meinen Papieren allerlei angefangen, aber die Stimmung läßt sich nicht kommandiren, um es zu endigen.“ Hiernach ist es höchst wahrscheinlich, daß auch dieses Liedchen früher begonnen war, jetzt erst zur Vollendung gelangte oder umgearbeitet ward. Wahrscheinlich hatte Schiller es schon am 7. September 1797 an Zelter gesandt. Vgl. oben S. 189 f. Die zwei ersten Strophen desselben ließ Schiller später im dritten Aufzug der Piccolomini seine Thekla singen: aber an diesen dritten Aufzug ging Schiller erst im November und benutzte dazu das schon gedruckte Lied. In ganz eigenthümlicher romantischer Wendung drückt Schiller hier die Empfindung aus, für ein Herz, das den einzig Geliebten verloren, gebe es kein Glück auf Erden mehr außer dem sehnsüchtigen Schmerze um seinen Verlust. Die ganz eigene Strophenform entspricht trefflich der zwischen Verzweiflung und sehnsüchtiger Erinnerung schwebenden Stimmung. Goethe fand das kleine Lied allerliebst; es habe vollkommen den Ton der Klage. Er selbst hatte in allen seinen Papieren herumgedacht und nichts gefunden, um dem Almanach damit zu Hülfe zu kommen. „Noch zu der voigtischen Hochzeit (am 24. Aug.) hatte ich ein Gedicht ganz disponirt, das leider nicht fertig ward, und selbst im Almanach würde es noch immer zur rechten Zeit kommen. Aber woher die Stimmung nehmen!?!?“ Am 7. September machte Schiller seine Ceres fertig, das „letzte Gedicht“ für den Almanach, da er sich jetzt ganz dem Wallenstein zuwenden mußte. Als er am 10. zu dem längst versprochenen mehrtägigen Besuche nach Weimar kam, brachte er das Gedicht Goethe mit. Schiller hatte früher den Plan gefaßt, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln, da der Uebergang aus dem rohen Nomadenleben zu höherer menschlicher Bildung ihn sehr anzog. Im Bürgerliede

wie er sein Gedicht nannte, stellt er den Ackerbau als Bezähmer der Wildheit und Begründer aller Künste in einer freien mythischen Dichtung dar, doch so, daß diese mythische Geschichte am Festtage der Einführung des Ackerbaues von der gesammten Gemeinde gesungen wird. Der achtversigen trochäischen Strophe, deren er sich bedient, hat er an den Stellen, wo die Darstellung freudig belebt wird, durch häufige Anwendung von Daktylen statt der Trochäen raschern Schwung verliehen. Das Ganze hat freilich in der Einführung der verschiedenen Künste und der sittlichen Ausbildung bis zur Gründung der Ehe einen fast allegorischen Charakter erhalten, wie sehr auch Schiller bestrebt war, alles möglichst anschaulich zu beleben. Als Körner ihm über das Bürgerlied schrieb, das fremde Kostüm benehme diesem gewiß einem kleinen Publikum äußerst schätzbaren Gedichte seine Popularität, so daß es nicht von so allgemeiner Wirkung sei wie die Balladen, erwiederte Schiller ärgerlich, freilich könne es nicht allgemein interessiren, aber das liege mehr an dem trockenen Stoff als an den mythischen Maschinen, die vielmehr das einzige Lebendige darin seien; „denn der Teufel mache etwas Poetisches aus dem unpoetischsten aller Stoffe".

In Weimar beschloß Schiller nach reifer Ueberlegung und vielen Verhandlungen mit Goethe den Wallenstein in zwei Stücke zu theilen und ihm das längst gedichtete Vorspiel zur Eröffnung des neuhergestellten Theaters gegen den 10. Oktober zu liefern. Als er aber nach seiner Zurückkunft das Vorspiel noch einmal aus der Rücksicht betrachtete, daß es für sich allein stehn solle, erkannte er sehr wohl, daß er dasselbe bedeutend erweitern müsse, was er in wenigen Tagen leisten zu können hoffte. Indessen ging der Druck des Almanachs rasch voran. Auch Amalia von Imhof hatte zwei Gedichte geliefert, und von seiner

Gattin nahm er die weiblichen Erscheinungen auf, erstere unter der Chiffre F*** (im Inhaltsverzeichniß F), letztere unter D (dem Schluß des Namens Lengefeld), unmittelbar nach dem auf dem neunten Bogen schließenden Bürgerlied. Er selbst fügte noch auf demselben neunten Bogen sein Gedicht Poesie des Lebens. An *** hinzu, eine neue Bearbeitung des im Juni 1795 entworfenen Gedichtes. Unmittelbar darauf ließ er Goethes Gedicht auf der Herzogin Geburtstag unter der am 18. September vorgeschlagenen Ueberschrift Stanzen folgen. Da es in Folge von Schillers Unwohlsein mit dem Vorspiel nicht vorwärts gehn wollte, so eilte Goethe am 24. nach Jena, um die Sache zu beeilen. Er selbst entschloß sich ein Soldatenlied zum Beginne des Vorspiels zu liefern; ein Prolog von Schiller und ihm sollte die Vorstellung eröffnen. Am 29. bittet Goethe um Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges auch jenes Liedes wegen; dieser hofft seinen Beitrag zum Prolog zu beendigen. Am 30. ging der letzte Bogen des Almanachs, der zehnte, in die Presse. Goethe fand Schillers Prolog sehr wohl angelegt, und er überließ ihm dessen ganze Ausführung. Den 1. Oktober kehrt Goethe nach Weimar zurück, wohin ihm Schiller erst drei Tage später den vollendeten Prolog senden kann, an dem dieser eine sehr große Freude hatte. Doch änderte er darin eine Stelle, welche Schiller gern aufnahm, wahrscheinlich die 14 Verse „Und doch ist dies — höhere Gesetze", worin freilich manches von Schiller Gesagte beibehalten sein wird. Am 7. ward der Druck des an den Almanach „angeflickten" Prologs vollendet. Auf der Rückseite des letzten Blattes des Prologs standen Cottas Anzeige vom Erscheinen Wallensteins auf nächste Ostern und folgende mit Schillers Namen unterschriebene An-

kündigung: „Bei Herrn Crusius in Leipzig erscheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte, von mir selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt.“ Es scheint, als ob Schiller diese Anzeige ohne Verabredung mit Crusius erlassen, der sich schon früher zum Verlage seiner Gedichte bereit erklärt hatte. Der glückliche Erfolg seiner neuesten Dichtung, des Prologs, scheint ihm diesen Gedanken eingegeben zu haben. Klopstock war in diesem Jahre mit einer zweiten und fast auf das Doppelte vermehrten Ausgabe seiner Oden aufgetreten, welche an Herder ihren begeisterten Lobredner gefunden. Dieser hatte unter andern geäußert, unsere Sprache habe kaum ein Buch, worin so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich töne; fast alle seien ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung und Klopstock habe sich nirgends seiner Gesinnung zu schämen; in den spätern Oden sei der süße Most guter alter Wein geworden, „im goldenen Becher deutscher Treue, mit griechischen Rosen umlaubt“. So verherrlichte Herder Klopstock den ihm widerwärtig gewordenen weimarer Dioskuren gegenüber, die er Götterbuben schalt.

Goethe hatte schon am 6. Oktober sein Soldatenlied zum Anfang von Wallensteins Lager übersandt. Schiller fand es ganz zweckmäßig, meinte aber, es sei um ein weniges zu kurz; vielleicht könnte er noch einige Strophen anflicken, und am folgenden Tage übersandte er noch ein paar Strophen dazu. „Es däucht mir, daß es gut sein wird, dem Zuschauer etwas Zeit zu geben, sowie auch den Statisten selbst, die Gruppe in ihrer Bewegung zu sehn und die Anordnungen zu machen. Sie werden es wohl so einrichten, daß mehrere Stimmen sich in die Stro-

)en theilen, und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer iederholt." Das uns erhaltene Soldatenlied*) lautet alſo:

Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Moſt;
Das iſt Soldatenkoſt.
Tra da ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht iſt unſer Knecht;
Das iſt Soldatenrecht.
Tra da ra la la la la!

In Wäldern gehn wir bürſchen
Nach allen alten Hirſchen,
Und bringen frank und frei
Den Männern ihr Geweih.
Tra da ra la la la la!

Heut ſchwören wir der Hanne
Und morgen der Suſanne;
Die Lieb' iſt immer neu,
Das iſt Soldatentreu.
Tra da ra la la la la!

Wir ſchmauſen wie Dynaſten
Und morgen heißt es faſten;
Früh reich, am Abend bloß,
Das iſt Soldatenloos.
Tra da ra la la la la!

*) Die Melodie des Liedes hat Frau Marie Belli hinter der Schrift Chriſtian Auguſt Joachim Leißring. Ein Lebensbild" (1853) mitgetheilt. gl. Pasqué „Goethes Theaterleitung in Weimar" II, 50.

Wer hat, der muß uns geben,
Wer nichts hat, der soll leben!
Der Ehmann hat das Weib
Und wir den Zeitvertreib.
Tra da ra la la la la!

Es heißt bei unsern Festen:
Gestohlnes schmeckt am besten,
Unrechtes Gut macht fett;
Das ist Soldatengebet.
Tra da ra la la la la!

Von diesen 7 Strophen sind drei von Schiller, sicher die vierte, dann wohl die fünfte und die letzte. Bei den spätern Aufführungen ließ man die schlimme letzte Strophe weg. Eine durchgreifende Einheit fehlt dem Liede jetzt. Schiller hatte früher vor, ein „Liedlein von Magdeburg" nach einer alten Melodie zu machen. In Goethes Nachlaß fand sich ein Lied von der Zerstörung Magdeburgs, in welcher dieser mit Bleistift Lücken ausgefüllt hatte. Sollte dies auch zu einer Aufführung des Lagers bestimmt gewesen sein?

Der Almanach enthielt außer 12 größtentheils bedeutenden Beiträgen Goethes (3 unter dem Namen Justus Amman) und 7 von Schiller, unter denen zwei Balladen, das Bürgerlied, das Glück und der Prolog, 10 Stücke von Matthisson, mehreres von Eschen, Gries, A. W. Schlegel und von Steigentesch, einzelnes von Friederike Brun, Conz, Bürde, K. M. Hirth, Hölderlin, Albrecht Kochen, Sophie Mereau, Lebrecht Möller aus Weißenfels, Ludwig Thilo und J. B. Vermehren in Jena; am allerbedeutendsten zeigte sich der neu hinzugetretene Ludwig Tieck. Unter Chiffern bargen sich Amalia von Imhof, Luise Brachmann und Schillers Gattin. Schiller und Goethe hielten den Prolog

für das Beste im Almanach. Und freilich war hier manches vortrefflich, höchst dichterisch ausgesprochen und das Ganze zweckmäßig angeordnet, wenn es auch an eigentlicher Einheit fehlte und der Ausdruck bisweilen zur Prosa herabsank. Körner rechnete die beiden Balladen zu Schillers gelungensten Sachen, von Goethe waren Euphrosyne und Amyntas seine Lieblinge. Luise habe recht hübsche Sachen geliefert, Matthisson zum Theil frostige Reimerei; Tieck zeichne sich unter den Neuauftretenden vortheilhaft aus. Schiller war über die gleichgültige Aufnahme des Almanachs verdrießlich; selbst Körners vorläufige Bezeichnung dessen, was ihm darin am besten gefallen habe, mißstimmte ihn. Diese Art oder Unart, aus Werken einer bestimmten poetischen Stimmung sich eins auszusuchen, und ihm wie einem besser schmeckenden Apfel den Vorzug zu geben, sei ihm immer fatal, äußerte er gegen Goethe, obgleich es keine Frage sei, daß unter mehrern Produktionen immer eins das Bessere sein könne und werde. Aber das Gefühl sollte gegen jedes besondere Werk einer besondern Stimmung gerechter sein; gewöhnlich seien hinter solchen Urtheilen doch nur Sperlingskritiken (die wählen, was ihnen mundet) versteckt. Freilich hatten auch Schiller und Goethe selbst ihre Lieblinge unter den Gedichten, aber sie urtheilten nach der Kunstvollendung. Schiller hatte deshalb gar nicht übel Lust, in Goethes Propyläen der unästhetischen Forderung des Moralischen und Naturmöglichen oder vielmehr Vernunftmöglichen, welche mit der eben daselbst von Goethe bloßgestellten des Naturwirklichen gewöhnlich verbunden sei, zu Leibe zu gehn, dieser Unart, welche die dichterischen Werke und Beurtheilungen derselben anzustecken pflege. Goethe aber meinte, wer nicht, wie jener unvernünftige Sämann im Evangelium, den Samen um-

herwerfen möge, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgehe, müsse sich mit dem Publikum gar nicht abgeben.

Die lyrische Dichtung ließ Schiller in der nächsten Zeit ganz zur Seite, wo sein Streben einzig darauf gerichtet war, die Piccolomini und Wallensteins Tod auf die Bühne zu bringen und dieser wie auch der deutschen Tragödie eine neue Bahn zu eröffnen. Die Piccolomini wurden zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1799 zum erstenmal aufgeführt, und schon am 17. März war Wallensteins Tod vollendet, welcher die beiden schönen lyrischen Strophen am Ende von Theklas Monolog brachte. Goethe hatte Ende 1798 die schöne Paramythie Phöbos und Hermes für die Propyläen gedichtet, war aber, trotz mancher Pläne, unter denen auch ein Naturgedicht, zu keiner dichterischen Thätigkeit gelangt, bis er endlich im März wieder zur Achilleïs zurückkehrte. Auf den Geburtstag des ihm sehr befreundeten Professor Loder in Jena, den 28. Februar schrieb Schiller einen scherzhaften Glückwunsch aus mehr als 60 lauter auf oren schließenden Versen. Am 21. März kam Goethe nach Jena, wo er gleich am folgenden Tage das liebliche Gedicht Spiegel der Muse schrieb, am 2. April bereits den ersten Gesang der Achilleïs dem Freunde senden kann. Dieser hatte unterdessen schon auf einen tragischen Stoff eigener Erfindung seine Gedanken gerichtet, auf die feindlichen Brüder. Auch hatte er sich zu Goethes höchster Freude entschlossen, diesmal auf den Almanach gar keine Sorge zu verwenden, sondern darin die Schwestern von Lesbos von Amalia von Imhof zu geben. „Dadurch wird von allen Seiten gewonnen", schreibt Goethe an Meyer, „für ihn, für mich und für unsere liebe Kleine dazu. Ich kann die beste Zeit der Achilleïs geben, und was das Frühjahr an kleinen Gedichten bringt, gleich in die Propyläen setzen, um

diese ernsthaften Hallen mit einigen Kränzen zu schmücken. Von Schillern ist auch eher was für unser Institut zu erwarten." Goethe sollte das Gedicht durchgehn, mit der Verfasserin weiter verhandeln und diesem eine Elegie als dichterische Einleitung vorgesetzt werden. Wallensteins Tod brachte auf der Bühne eine so ungeheure Wirkung hervor, daß in den ersten acht Tagen zu Weimar von nichts als von diesem großartigen Triumphe der schillerschen Tragödie die Rede war. Schiller ward dadurch veranlaßt, einen neuen geschichtlichen Stoff, die Maria Stuart, zu ergreifen, in welchen er sich ganz versenkte. Vom 1. bis zum 27. Mai weilt Goethe wieder in Jena, wo ihn die Propyläen beschäftigen, an denen auch Schiller um so lebhaftern Antheil nimmt, als es ihm mit der Erfindung seines Dramas zunächst nicht gelingen will. Die Verhandlungen Goethes mit Amalia von Imhof über die Schwächen und Mängel ihres Gedichts verstimmten die Dichterin, welcher solche Forderungen unerwartet waren. Auch kam der Plan zu einer Sammlung von Goethes neuen Gedichten zu Stande, die er als siebenten Band seiner neuen Schriften erscheinen lassen wollte. Von Schiller wurde ein Schema über den Dilettantismus ausgearbeitet und mit Goethe besprochen. Die Poesie ward hier als lyrisch und pragmatisch unterschieden, als ihr Nutzen und Schaden fürs Subjekt ästhetische Ausbildung und Flachheit, fürs Ganze Geselligkeit (Lyrik) oder Idealität (Pragmatik) und Mittelmäßigkeit, für die alte Zeit in Deutschland Pedantismus, für die neuere Schöngeisterei bezeichnet. In Weimar ging Goethe an die Durchsicht und Verbesserung des Gedichtes von Amalia von Imhof, die sich glücklicherweise vor seinen strengen Forderungen nicht mehr entsetzte, aber doch war es ihm eine saure Arbeit. Schiller begriff wohl, daß das Gedicht bei näherer Betrachtung Goethe immer weniger

Freude mache; denn auch darin zeige sich der Dilettantismus besonders, daß er, weil er von einem falschen Prinzip ausgehe, nichts hervorbringen könne, was nicht im ganzen falsch sei, also auch keine wesentliche Hülfe zulasse. „Mein Trost ist, daß wir bei diesem Werke den dilettantischen Ursprung ja ankündigen dürfen, und daß wir, indem wir eine Toleranz dafür beweisen, bloß eine Humanität zeigen, ohne unser Urtheil zu kompromittiren. Das Schlimmste dabei ist die Mühe und die Unzufriedenheit, die es Ihnen macht; indessen müssen Sie die Arbeit als eine sectionem cadaveris zum Behuf der Wissenschaft ansehn, da dieser praktische Fall bei der gegenwärtigen theoretischen Arbeit (über den Dilettantismus) nicht ganz ungelegen kommt."

Am 4. Juni geht Schiller an die Ausführung des Anfangs seiner Maria Stuart, der freilich nur langsam vorrückt. Goethe, dem des Freundes Urtheil über seinen Sammler sehr wohl that, dachte auch der Behandlung des Dilettantismus, ähnlich wie dem Sammler, eine dichterische Form zu geben, theils um sie allgemeiner, theils um sie gefälliger wirken zu machen. „Wenn wir dereinst unsere Schleusen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, wo die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat. Da nun der Hauptcharakter des Pfuschers die Inkorrigibilität ist, und besonders die von unserer Zeit mit einem ganz bestialischen Dünkel behaftet sind, so werden sie schreien, daß man ihnen ihre Anlage verdirbt, und wenn das Wasser vorüber ist, wie die Ameisen nach dem Platzregen alles wieder in alten Stand setzen. Doch das kann nichts helfen, das Gericht muß über sie ergehn. Wir wollen unsere Teiche nur recht anschwellen lassen und dann die Dämme auf einmal durchstechen. Es soll eine gewaltige Sündflut werden." Schiller meinte, gegen das Publikum

sei das einzige Verhältniß, das einen nicht reuen könne, der Krieg, und sei auch er dafür, daß man den Dilettantismus mit allen Waffen angreife. Den Deutschen müsse man die Wahrheit so derb als möglich sagen. Goethe hatte unterdessen angefangen seine kleinen Gedichte zusammenschreiben zu lassen. Am 24. Juli war der erste Aufzug der Maria Stuart beendet, und der zweite wurde am 25. begonnen. Wider Wunsch und Erwarten fühlte Goethe sich in Weimar zurückgehalten. Die Durchsicht des Gedichtes der Imhof, das einer bronzenen Statue gleiche, die artig gedacht und gut modellirt, aber im Gusse verdorben sei, und manches andere mißstimmten ihn, so daß er aller theoretischen Belehrung zu entsagen und bloß auf Hervorbringung eigener Werke seinen Geist zu richten sich entschloß, da die Menschen statt jeder Art von theoretischer Einsicht nur Redensarten haben wollten, wodurch das Wesen, was sie treiben, zu etwas werden könne. Schiller gab ihm vollkommen Recht, daß man sich der theoretischen Mittheilung gegen die Menschen enthalten und nur hervorbringen müsse. Ende Juli zieht Goethe, um seiner von allen Seiten geräuschvollen Nachbarschaft zu entgehn, in seinen Garten, wo er die erste Walpurgisnacht dichtet, seine eigenen neuen Gedichte, die größtentheils in Abschrift vorlagen, durchgeht und die in Distichen geschriebenen nach strengern prosodischen Gesetzen unter Beihülfe von A. W. Schlegel verbessert, auch den Druck der Schwestern von Lesbos leitet. Schiller erwiedert in Bezug auf die Beschäftigung mit der Sammlung seiner Gedichte, die in manchem Sinne, wenn es ihm damit gelinge, als ein Fortschritt erscheinen müsse: „Zu den prosodischen Verbesserungen in den Gedichten gratulire ich. Zu dem letzten Artikel in unserm Schema (über den Dilettantismus), zur Vollendung, gehört unstreitig auch diese Tugend, und der Künstler

muß hierin etwas vom Punktirer (eine von Goethe im Sammler gebrauchte Bezeichnung) lernen. Es hat mit der Reinheit des Silbenmaßes die eigene Bewandtniß, daß sie zu einer sinnlichen Darstellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Licenz gegen das Silbenmaß eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar macht. Aus diesem Gesichtspunkt ist sie ein großes Moment und berührt sich mit den innersten Kunstgesetzen. In Rücksicht auf den jetzigen Zeitmoment muß es jeden, der für den guten Geschmack interessirt ist, freuen, daß Gedichte, welche einen entschiedenen Kunstwerth haben, sich auch noch diesem Maßstab unterwerfen. So wird die Mittelmäßigkeit am besten bekämpft; denn sowohl der, welcher kein Talent hat, als korrekte Verse zu machen, und bloß für das Ohr arbeitet, als auch der andere, welcher sich für zu original hält, um auf das Metrum den gehörigen Fleiß zu wenden, werden dadurch zum Schweigen gebracht. Weil aber die prosodische Gesetzgebung selbst noch nicht durchaus im klaren ist, so werden immer bei dem besten Willen streitige Punkte in der Ausführung übrig bleiben, und da Sie einmal über die Sache so viel nachgedacht, so thäten Sie vielleicht nicht übel, wenn Sie in einer Vorrede, oder wo es schicklich ist, Ihre Grundsätze darüber aussprächen, daß man das für keine bloße Lizenz oder Uebertretung halte, was aus Prinzipien geschieht."

Wie eifrig sich Schiller auch an Maria Stuart hielt, so konnte er sich doch der Sorge um den Almanach nicht ganz entschlagen, obwohl er am 9. August an Körner schreibt: „Wenn Du wüßtest, welch unendlichen Saccaden mich dieser Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Versemachern in Deutschland aussetzt, und wie schwer es hält, bei dem ungeheuern Zuströmen des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein paar Bogen leidliche Ar-

heit zu erhalten*): Du würdest mir Glück wünschen, daß ich diese Bürde abgeworfen. Von jetzt an gottlob habe ich mit keinem schlechtern Poeten mehr zu thun, als ich selbst bin; und selbst um das Publikum werde ich mich nicht sonderlich mehr zu bekümmern brauchen." Drei Tage später äußert er gegen Goethe: „Ich wünschte nur ein Wort von dem Gange des Drucks, den Almanach betreffend, zu erfahren: denn die Zeit bis Michaelis geht nun schon klein zusammen. Auch ist Meyer wohl so gut und läßt die Hexameter des ganzen Gedichtes zählen, daß ich bestimmt weiß, wie viel Bogen es gibt. Etwas werde ich wohl für den Almanach geben müssen, um Cotta mein Wort zu halten, wenn auch die Glocke daran müßte." Wahrscheinlich hatte ihn Cotta daran gemahnt. Goethe erwiedert, der erste Bogen sei unter der Presse, der dritte der sechs Gesänge des Gedichtes in seinen Händen, und wolle er noch sein Mögliches daran thun. „Freilich da ich selbst gegenwärtig an einer strengen Revision meiner eigenen Arbeiten bin, so erscheinen mir die Frauenzimmerlichkeiten unserer lieben kleinen Freundin noch etwas loser und lockerer als vorher, und wir wollen sehn, wie wir uns eben durchhelfen. Das Ganze soll überschlagen werden, und es wird sich zeigen, daß wir auf alle Fälle noch etwas dazu geben müssen. Lassen Sie sich allenfalls die Glocke nicht reuen; ich will auch mein Mögliches thun, einen Beitrag zu schaffen, ob ich gleich bis jetzt weder wüßte was, noch wie." Schiller bemerkt darauf: „Wenn es möglich wäre, daß Sie noch einiges in den Almanach stiften könnten und ich auch meinen Beitrag geben kann, so würde ich auch Matthissons, Steigentesch's und noch einige andere Beiträge darin auf-

*) Manche Dichter der Zeit, besonders ältere, wollten sich nicht unter Schiller stellen, der auch die Beiträge nicht honorirte. An A. W. Schlegel schreibt er, außer ihm würden nur Goethe und Herder honorirt.

nehmen, und so dem Almanach seine gewöhnliche Gestalt verschaffen. Um Cottas willen wäre mirs lieb, daß ihm nicht auch hier (wie bei den Propyläen) ein Unglück begegne, wiewohl ich von den Kupferstichen (Meyers zu dem Gedichte) das Beste hoffe. Bei Gelegenheit Ihrer Gedichtsammlung ist mir eingefallen, ob Sie nicht etwa das Fach didaktischer Gedichte, wozu die Metamorphose der Pflanzen gehört, noch zu bereichern hätten, und vielleicht fände sich zu solchen Gedichten am schnellsten die Stimmung, da die Anregung von dem Verstande kömmt. Wenn Sie hierher kommen und wir uns darüber unterhalten, so entsteht vielleicht etwas, wie das Gedicht von der Metamorphose auch schnell da war. Es gäbe zugleich einen Beitrag für den Almanach." Goethe ersucht den Freund dringend, den Almanach etwas mehr von sich auszustatten und ihn der alten Gestalt zu nähern, und er verspricht dazu von seiner Seite das Mögliche. „Das Gedicht, je mehr man es betrachtet, läßt fürchten, daß es nicht in die Breite wirken werde, so angenehm es für Personen ist, die einen gewissen Grad von Kultur haben. Die barbarische Sitte als Gegenstand, die zarten Gesinnungen als Stoff und das undulistische Wesen*) als Behandlung betrachtet, geben dem Ganzen einen eigenen Charakter und besondern Reiz, zu dem man gemacht sein oder sich erst machen muß. Das Allerschlimmste ist, daß ich wegen der Kupfer fürchte. Der Mann (der Kupferstecher Böttger) ist ein bloßer Punktirer und aus einem Aggregat von Punkten entsteht keine Form. Nächsten sollen Sie hören, wie viel das Ganze betragen wird; die zwei ersten Gesänge machen drei

*) Undulisten werden in Goethes Sammler diejenigen Künstler und Liebhaber genannt, „die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch dann zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmuth entsteht."

Bogen.“ Schiller, der indessen auf einen neuen tragischen Stoff gekommen, weiß nicht, wie bei diesen nicht tröstlichen Aussichten Rath geschafft werden solle, da seine Gedanken sich noch gar nicht auf etwas Lyrisches wenden wollen; ihm selbst habe bei dem Gedicht etwas Aehnliches geschwant. „An meinen kleinen Gedichten“, meldet Goethe den 21., „habe ich fortgefahren zusammenzustellen und zu korrigiren. Man sieht auch hier, daß alles auf das Prinzip ankommt, woraus man etwas thut. Jetzt, da ich den Grundsatz eines strengern Silbenmaßes anerkenne, so bin ich dadurch eher gefördert als gehindert. Es bleiben freilich manche Punkte, über welche man ins Klare kommen muß. Voß hätte uns schon vor zehn Jahren einen großen Dienst gethan, wenn er in seiner Einleitung zu den Georgiken über diesen Punkt etwas weniger mystisch geschrieben hätte. — Wegen des Almanachs müssen wir nun einen Tag nach dem andern hinleben und das Mögliche thun. Der dritte Gesang, den ich mit den Frauenzimmern (Amalia von Imhof und Frau von Wolzogen) durchgegangen, ist nun in der Druckerei, und wir wollen nun dem vierten nachzuhelfen suchen. Es ist immer keine Frage, daß das Gedicht viel Anlage und viel Gutes hat, nur bleibt es in der Ausführung zu weit hinter dem zurück, was es sein sollte, obgleich inzwischen, daß Sie es nicht gesehen haben, viel daran geschehen ist.“ Goethes Mittheilungen über seine Mondbetrachtungen veranlaßten Schiller zu einigen Distichen, von denen er am 24. hoffte, das Bedürfniß des Almanachs werde sie wohl zur Reife bringen. Leider hat sich davon nichts erhalten.

Den 26. August vollendete Schiller den zweiten Aufzug der Maria Stuart, und am folgenden Tage ging er „nach einem wohlgemeinten und dennoch vergeblichen Bemühen“, sich eine lyrische Stimmung für den Almanach zu verschaffen, zum dritten

über, in dessen erster Szene die schönen lyrischen Strophen Marias vorkommen. Schon im zweiten Aufzug hatte er am Schlusse des Monologs von Mortimer mehrfach den Reim, auch verschlungen, eintreten lassen. „Das einzige Mittel, mich jetzt von der Maria weg und zu einer lyrischen Arbeit zu bringen", schreibt er an Goethe, „ist, daß ich mir eine äußere Zerstreuung mache. Dazu ist die achttägige Reise nach Rudolstadt gut. Sobald ich von Ihnen bestimmt weiß, ob ich Sie hier oder in Weimar sehn kann und wann, so werde ich meinen Plan machen. Vor dem 8. September aber gehe ich nicht, weil die fremden Gäste dort nicht früher wegreisen. Ueber dem vielen Nachdenken, welche neue Form von Beiträgen man zu dem Almanach brauchen könnte, ist mir der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und würdige Zeitgenossen, gekommen. Der Jahrhundertswechsel gäbe einen nicht unschicklichen Anlaß, allen denen, mit welchen man gewandelt und sich verbessert gefühlt hat, und auch denen, die man nicht von Person kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu setzen. Freilich vestigia terrent*). Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff als das Loben, das wiedergefundene Paradies (Miltons) ist nicht so gut gerathen als das verlorene, und Dantes Himmel ist auch viel langweiliger als seine Hölle. Außerdem ist der Termin gar zu kurz für einen so lobenswürdigen Vorsatz." Am 2. September ließ er Maria Stuart liegen, in welcher er, wie er an Goethe schreibt, da, wo die Gelegenheit es rechtfertigt, sich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaß bediente, und man müsse das Publikum an alles gewöhnen.

*) Hor. ep. I., 1, 74.

Schon am 3. geht er mit den Seinen nach Rudolstadt, wo er wohl (vgl. S. 183 f.), da er auf die Vollendung des Liedes von der Glocke bedacht war, die Glockengießerei besuchte, doch wurde das Gedicht hier wohl ebenso wenig gefördert als während des mehrtägigen Aufenthaltes bei Goethe. Am 15. September kehrte er nach Jena zurück, wohin ihm Goethe den folgenden Tag folgte, um hier auf des Herzogs Wunsch Voltaires Mahomet zu übersetzen. Aber auch nach der Rückkunft wollte sich bei Schiller die rechte lyrische Stimmung nicht finden, so daß er schon den Entschluß gefaßt hatte, auf jeden eigenen Beitrag für den Almanach zu verzichten, als die am 21. September von Zelter erhaltene Sendung einer neuen Lieferung seiner Lieder, die auch Goethes Zauberlehrling und Erinnerung sowie Schillers Lied der Thekla enthielt, ihn wie neu beseelte. „Das Paket überrascht mich nicht wenig", schreibt er an Goethe, „und ob es gleich meine alte Unentschlossenheit wieder zurückruft (denn ich habe mich heute schon ernstlich entschlossen gehabt, den Beitrag zum Almanach aufzugeben, und mich deswegen schon wieder an die Maria gemacht), so belebt es doch auch wieder meinen Muth; vielleicht hat es diese Wirkung auch bei Ihnen." An Körner meldete er: „Der Almanach ist jetzt bald gedruckt, und die Umstände haben mich genöthigt, gegen meine Neigung eine Pause in meiner dramatischen Arbeit zu machen, und einige Gedichte auszuführen. Morgen aber hoffe ich zu der theatralischen Muse wieder zurückzukehren. Leider erscheint diesmal von Goethe gar nichts im Almanach; alle Produktivität hat ihn diesen Sommer verlassen." Die erste Walpurgisnacht hatte er für seine Gedichte zurückgelegt. Schiller hatte in dieser Zeit den im April 1797 gedichteten Spruch des Confucius wohl etwas verbessert, die schon 1796 angefangene

Erwartung neu bearbeitet*) und das Lied von der Glocke fast vollendet, das er aber erst am 30. zum Druck sandte. In der Erwartung malt er die öftere Täuschung des an einem herrlichen Sommerabend im Parke sehnsuchtsvoll die Geliebte erwartenden Liebenden in anmuthiger Weise; der Wechsel des Versmaßes ist treffend gewählt, der Glanz der Sprache und die lebendige Rhythmik bezeichnend verwandt, aber es fehlt doch auch noch jetzt dem Gedichte an wahrer Kunstvollendung. Dagegen fließt in dem Liede von der Glocke der Strom der Empfindung rein und voll, und der Reichthum gehaltvoller Anschauungen und Schilderungen gibt diesem an den Glockenguß sich anschließenden Lebensliede einen ganz einzigen Werth. Der Almanach enthielt außer dem großen Gedichte und Schillers drei Stücken Beiträge von Herder (unter den Chiffern D., E., F.**), von Gries, von Knebel (unter der Chiffre v. K.), Matthisson und Steigentesch. Schiller fand, daß der Almanach sich noch ganz gut ausnehme und neben seinen Kameraden vornehm genug. Der Almanach von Voß, der einen völligen Nachlaß seiner poetischen Natur zeige, erscheine mit seinen Kompagnons auf einer völlig gleichen Stufe der Platitude, und in Ermangelung der Poesie walte bei allen die Furcht Gottes.

Schiller wandte sich jetzt wieder der Maria Stuart zu.

*) Dies Gedicht war es wohl, das er am 24. (nach dem Kalender) nach Weimar in die Druckerei schickte, wogegen die drei Tage später gesandten Gedichte Beiträge von Herder und Gries waren.

**) Es ist ein Irrthum, wenn Boxberger die unter der Chiffre F. gegebenen drei Gedichte Herders mit der anonymen, F. unterzeichneten Sendung in Verbindung bringt, die Schiller am 7. Oktober, als der Almanach ausgedruckt war, aus Nürnberg erhielt. Schon am 9. sandte er Exemplare des Musenalmanachs an den Herzog, die Herzogin, Herder u. a. Daß diese Gedichte von Herder sind, steht fest.

Aber auch die Herausgabe eines neuen Bandes seiner kleinen Schriften sowie seiner Gedichte beschäftigte ihn, da er gerade um diese Zeit des Geldes bedürftig war. Die Gedichte die Worte des Wahns, ein Gegenstück zu den Worten des Glaubens, und die in klangvollen Distichen den Gedanken, daß auch das Schöne sterben müsse, darstellende Nänie werden von Schiller selbst in der Sammlung seiner Gedichte in das Jahr 1799 versetzt, doch sind seine Angaben nicht ganz zuverlässig. Kaum dürfte sich für sie eine andere Entstehungszeit in diesem Jahre finden lassen als der Anfang Oktober, gerade vor der in der Nacht vom 11. auf den 12. erfolgenden Niederkunft seiner Gattin, wenn sie nicht schon vorher entworfen, aber weil sie dem Dichter weniger genügten, liegen geblieben waren. Die Worte des Wahns erschienen in dem cottaschen Damenkalender auf 1801. Am 13. ging Goethe nach Weimar zurück. Am Tauftage, den 15. Oktober, schreibt Schiller an den Buchhändler Crusius in Leipzig, den er schon im vorigen Jahre in öffentlicher Ankündigung als Verleger seiner zu Michaelis 1799 erscheinen sollenden Gedichte bezeichnet hatte: „Mit der Edition meiner Gedichte sowie auch des zweiten Theils meiner prosaischen Schriften wollen wir nun endlich Ernst machen. Das Manuscript für beides ist eben in der Hand des Abschreibers, und in 14 Tagen wird Ihnen solches abgeliefert. Die Gedichte betragen 20 gedruckte Bogen.“ Er wünsche dafür eine vorzüglich schöne Ausstattung sowohl in Papier als in der Schrift, doch sollte es beim Kleinoktavformat seiner prosaischen Schriften bleiben. Ostern müßten sie erscheinen. Aber ein Nervenfieber, welches seine Gattin am 22. befiel, versetzte ihn in Sorge, Noth und Leid, so daß er nicht zur Durchsicht der Gedichte gelangte. Zwar erklärte der Arzt die Kranke am 30. außer Gefahr, aber noch immer hatte Schiller

das Schlimmste zu befürchten, und der quälende Anblick der Leidenden, um die er immer sein mußte, griff ihn gewaltig an. Am 10. sah er Goethe, der bis zum 8. Dezember in Jena verweilte, das Schiller mit den Seinigen schon am 3. Dezember verließ, um nach Weimar überzusiedeln. Goethe versuchte sich bei der heitern Ruhe, die er zu Jena fand, in derben Sonetten gegen den Kunstdilettantismus. Den ersten Theil seiner neuen Gedichte hatte er bereits zum Druck abgesandt. Als Schiller an seinem neuen Wohnsitze zur Ruhe gekommen war, wandte er sich ganz der Maria Stuart zu, deren drei erste Aufzüge er bereits am 24. vorlesen konnte.

Gleich am Anfang des folgenden Jahres (1800) kam ein zur Aufführung der Uebersetzung von Voltaires Mahomet zu dichtender Prolog zur Sprache, welcher den Zweck dieses Versuches, die französische Tragödie auf die sich hebende deutsche Bühne zu bringen, aussprechen sollte. Schiller dichtete vom 6. bis 9. Januar zu diesem Zwecke die an Goethe gerichteten Stanzen. Nach eifriger Beschäftigung mit der Uebersetzung des shakespeareschen Macbeth und der Durchsicht des Wallenstein, der jetzt gedruckt werden sollte, warf Mitte Februar eine ernstliche Krankheit ihn selbst aufs Krankenlager. Noch am 24. März waren seine Kräfte so weit zurück, daß er nur mit zitternder Hand schreiben konnte. Doch nahm er an Goethes Durcharbeitung und Anordnung des letzten Theiles seiner Gedichte freundlichen Antheil, wogegen Goethe seinen Macbeth durchging, wozu Schiller das Pförtnerlied gedichtet hatte, wie auch die Hexenchöre frei von ihm behandelt worden waren. Schon Ende Februar 1796 hatte er an A. W. Schlegel geschrieben, Bürgers Uebersetzung der Hexengesänge sei eine recht bürgerische Pfuscherei. Auch Goethe finde sie greulich, und habe, da er den Macbeth gern einmal in Wei-

mar spielen lassen wolle, schon darauf gedacht, wie er sie anders übersetzt erhalten könnte. Die ganz eingelegte Erzählung von dem Fischer und dem Schatz ist fast im Balladenton gehalten. Nach seiner Genesung hält sich Schiller besonders an Maria Stuart, deren vier erste Aufzüge bereits am 5. Mai in Ordnung sind. Macbeth kommt bald darauf zur Aufführung. Der Druck der Gedichte war bereits begonnen. Schiller hatte aus der Anthologie nur ein Stück, das Lied meine Blumen*), und zwar in völliger Umgestaltung, aufgenommen, aus den Räubern nur Hektors Abschied**), aus der Thalia die von 22 auf 6 Strophen verkürzte Freigeisterei der Leidenschaft, jetzt Kampf überschrieben, dann die um 2 Strophen verminderte Resignation, einen Chorgesang aus des Euripides Iphigenia in Aulis, den Humboldt so hoch hielt (vgl. S. 96 f.) unter dem Titel die Hochzeit der Thetis und die Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis, die Zerstörung von Troja, mit manchen Aenderungen, endlich aus dem Merkur die Götter Griechenlands, gleichfalls sehr verkürzt und mannigfach verändert. Die Veränderungen rührten großentheils schon aus frühern Jahren her, wo er bereits mit einer Ausgabe seiner Gedichte sich beschäftigt hatte (vgl. S. 112 ff.). Ganz ausgeschlossen hatte er von den zwischen 1785 und 1789 veröffentlichten Gedichten das Lied an die Freude, die Künstler, im Oktober und die berühmte Frau, worüber er sich wohl schon ent-

*) Im Jahre 1793 hatte Schiller noch unter den Gedichten an Laura die Entzückung als eines der fehlerfreiesten bezeichnet und auch gegen manche andere Gedichte der Anthologie, die Körner der Aufnahme würdig hielt, (mit Ausnahme von Laura am Klavier) nichts einzuwenden. Vgl. S. 114 f.

**) 1793 wollte Schiller auch das Lied Amaliens aufnehmen, und er hatte nichts gegen den Gesang zwischen Brutus und Cäsar.

schieden hatte, ehe er den Anfang der Sammlung in Druck gab. Das erstere schien ihm, wie er selbst an Körner schrieb, durchaus fehlerhaft, und ob es sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfehle, so sei es doch ein schlechtes Gedicht; es bezeichne eine Stufe der Bildung, die er durchaus hinter sich habe lassen müssen, um etwas Ordentliches hervorzubringen; weil es einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegengekommen, sei es gewissermaßen ein Volkslied geworden, wodurch es aber noch keinen dichterischen Werth erhalte. Die Künstler, wie mehrere andere Gedichte, hatte er, wie er sagt, wohl zwanzigmal in die Hand genommen, ehe er sich bestimmte, sie wegzulassen; anfangs habe er, wie Körner, gemeint, es ließen sich zwei Gedichte daraus machen, aber dieser Gedanke sei nicht auszuführen; das Ganze sei durchaus unvollkommen, habe nur einzelne glückliche Stellen, um die es ihm freilich selbst leid thue. Die berühmte Frau hatte Körner 1793 zu seiner Freude der Aufnahme werth gehalten, auch das Gedicht im Oktober empfohlen. Von Uebersetzungen blieben die aus der Iphigenia und den Phönizierinnen und das vierte Buch der Aeneis ausgeschlossen. Die seit 1795 erschienenen Gedichte wurden meistentheils aufgenommen, doch blieben außer vielen Epigrammen und Sprüchen die Macht des Gesanges, das verschleierte Bild zu Saïs und die Verse in das Stammbuch einer jungen Freundin weg. An Körner schreibt der Dichter bei der Uebersendung der Sammlung: „Du wirst manche Gedichte vergeblich darin suchen, theils weil sie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen. Diese bleiben also entweder auf einen möglichen zweiten Theil oder doch auf eine neue und erweiterte Ausgabe des gegenwärtigen verspart.“ Und bald darauf: „Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von

mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte." Unter den neuern Gedichten haben besonders die aus dem Jahre 1795 sehr bedeutende Umgestaltungen und Kürzungen erfahren, während bei den übrigen nur einzelnes des Ausdrucks oder des Verses wegen verändert wurde; auf den letztern ist besonders bei den Distichen Sorgfalt verwandt worden. Dagegen ist Schiller gegen den Reim weniger streng gewesen, und so reimen nicht bloß i und ü, ei und eu, e oder ä und ö (selbst Rede und Oede), sondern auch ei und äu (Säulen und heilen) und ganz verschiedene konsonantische Laute, wie in steigt erreicht, kam schwamm, Gewande Unbekannte, Norden Pforten, schieden bieten, Wilden zielten, verödet getödtet, verhüllt Bild, Gott Gebot, Gefäße Messe, Nerve unterwerfe. In Bezug auf die Weglassungen und Sinnänderungen bemerkt Schiller gegen Körner, er habe der Rundung des Ganzen das einzelne, wo dies gestört, aufgeopfert und besonders die Gedichte von gewissen abstrakten Ideen möglichst zu befreien gesucht, da eine Zeit gewesen, wo er sich allzusehr dazu hingeneigt. Neu hinzugekommen sind außer den hier zuerst gedruckten Stanzen an Goethe, den Worten des Wahns und dem schon 1795 gedichteten, aber zufällig ungedruckt gebliebenen Spruche Zenith und Nadir die drei Distichen die drei Alter der Natur, Tonkunst, der Gürtel. „Ganz neue (Gedichte) wirst Du nicht viele finden", schreibt Schiller an Körner, „und auch nicht erwarten, da Du weißt, wie unhold mir dieser Winter gewesen ist. Indessen ist doch einiges, was Du nicht kennst, dazu gekommen." Die Worte des Wahns erschienen zu derselben Zeit auch im Taschenbuch für Damen. Da Schiller noch Ende Juli mit dem Schlusse seiner Gedicht-

sammlung beschäftigt war, so könnten jene drei Distichen in den Sommer fallen. Die Gedichte erschienen hier in bunter Folge; von jedem einzelnen war das Jahr seiner Entstehung im Register angegeben; den Anfang bildete das Mädchen aus der Fremde am Schlusse standen die Stanzen an den Leser, welche den ersten Musenalmanach geschlossen hatten, als Abschied an den Leser. Die goetheschen neuen Gedichte waren bereits Anfangs August erschienen. Schiller wußte ihren Werth wie wenige zu würdigen, während selbst Körner darüber mit der Bemerkung hinweg ging, die Sammlung enthalte nur wenig neue Gedichte. So waren die beiden großen, eng verbunden dem Dilettantismus gegenüberstehenden Dichter zu derselben Zeit mit ihren neuern Gedichten vor der Welt aufgetreten, die mehr nach dunkler Ahnung und vorurtheilsvoller Neigung oder Abneigung als aus innerer Einsicht und Erfassung über diese zu süßer Reife gelangten Dichtungen urtheilte.

Nach Vollendung der Maria Stuart, die bereits am 14. Juni zur Aufführung gelangte, wandte sich Schiller der Jungfrau von Orléans zu, deren Stoff ihm bei seiner Armuth an Anschauungen und Erfahrungen wieder viele Mühe kostete, aber er hielt ihn warm, so daß ihm die Tragödie aus dem Herzen floß. Von lyrischen Gedichten dieses Jahres kennen wir nur noch die Distichen, welche er am 17. Dezember in das Stammbuch von Goethes elfjährigem, mit seinem Karl befreundetem Sohne schrieb. Er gedenkt hier der „ewigen Werke", die dessen Vater, „der einzige, uns blühend unsterblich erschuf". „Nach meiner innersten Ueberzeugung", hatte er einen Monat vorher an die Gräfin Schimmelmann geschrieben, „kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstwerthe auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist." Dagegen entging ihm

nicht das Unreife und Leere der Romantiker. So hielt er Tieck zwar für eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur, aber es fehle ihm an Kraft und Tiefe, und werde ihm stets daran fehlen; auch werde er das, was die schlegelsche Schule an ihm verdorben, nie ganz verwinden können.

Am 5. März 1801 begab sich Schiller ganz allein nach seiner Gartenwohnung zu Jena, um seine Jungfrau zu vollenden, doch kehrte er am 1. April nur mit dem vierten Aufzug zurück. In dem Monolog, welcher diesen Aufzug beginnt, hatte der Dichter zum Ausdruck der wechselnden Empfindungen verschiedene lyrische Maße mit Glück verwandt, unter ihnen auch die Stanze, welcher er sich auch schon im Prolog der Tragödie bedient hatte. Schiller hatte die Freude, daß Goethe das am 15. April vollendete Drama für sein bestes hielt, so brav, gut und schön, daß er ihm nichts zu vergleichen wisse.

Während seines Aufenthaltes zu Jena hatte Schiller durch eine Aeußerung Schellings sich veranlaßt gesehen, sich in einem Briefe an Goethe ausführlich über seine Auffassung der Dichtkunst zu erklären. „In der Erfahrung", bemerkt er hier, „fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werks in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehn, und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Objekt legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit dar-

stellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an, und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus. Man hat in den letzten Jahren über dem Bestreben, der Poesie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehn, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet ist darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad seiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in sich hat und folglich außer sich darstellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die sein Werk ausübt. Je subjektiver sein Empfinden ist, desto zufälliger ist es; die objektive Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichterischen Werk gefordert; denn jedes muß Charakter haben, oder es ist nichts: aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus. Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen ist der Weg vom Subjekt zum Objekt verschlossen; aber eben dieser Schritt macht mir den Dichter. Ebenso gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkt jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an sich selbst machen. Diesen, sage ich, fehlt nur der Grad, jenen aber fehlt die Art, und dies, meine ich, wird jetzt zu wenig unterschieden. Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit

zwischen beiden, wobei die Kunst nichts gewinnt; denn die ersten, welche sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen, diese hingegen haben die That für sich, die zwar beschränkt, aber reell ist. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden." Goethe erwiederte, er sei nicht allein Schillers Meinung, sondern gehe noch weiter. „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflektion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflektion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das (der?) einzelne gefördert. Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein- für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden."

Nach der Vollendung der Jungfrau schwankte Schiller lange zwischen verschiedenen dramatischen Stoffen. Ehe er zu einer festen Entscheidung gelangen konnte, dichtete er im Juni während Goethe's Abwesenheit einiges Lyrische als Beitrag zu dem cottaschen Tagebuch für Damen. Zuerst scheint sich

Schiller mit einem Gedichte auf Deutschlands Größe beschäftigt zu haben, was jedenfalls erst nach dem lüneviller Frieden geschah. Der größte Theil desselben wurde prosaisch entworfen und viele Strophen ausgeführt. Wir geben hier die letztern nach der beabsichtigten Folge; bei manchen Versen liegen doppelte Fassungen vor, von denen die eine in Klammern steht, anderswo sind Verse nicht ausgeführt.

Wo der Franke, wo der Britte
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Geschick bestimmt?
Schweigend in der Ferne stehen
Und die Erde theilen sehen
— — — — — — — — —?

Lächelnd naht der goldne Friede
Aus dem thränenvollen Kriege
Und mit lorbeerleerem Haupt!
(Der die Stirne sich belaubt
Aus dem thränenvollen Kriege
Und mit lorbeerleerem Haupt?)

Deutschlands Majestät und Ehre
Wohnt nicht auf dem Haupt der Fürsten,
Wohnt auf seiner Bürger Haupt.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Finster zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
Doch lebendge Blumen grünen
Unter gothischen Ruinen
— — — — — — — gleich.

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt,
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.
(Wenn die Schatten sich vereinen
In der Menschheit schönes Bild!)

Daneben aber finden sich folgende freie, über den Entwurf hinausgehende Ausführungen:

Zu erobern mit den Flotten,
Zu — — — — — — — —,
Das ist nicht des Deutschen Größe
Obzusiegen mit dem Schwert;
In das Geisterreich zu dringen
Vorurtheile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers werth.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdeballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.

Ewge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone

Seines Menſchenadels ſchmäht,
Der ſich beugt vor fremden Götzen,
Der des Britten todten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz.
(lüſtern ſpäht.)

Mag der Britte die Gebeine,
Alter Kunſt, die edlen Steine
Und ein ganzes Herkulan —
Gierig nach dem Koſtbarn greifen
Und auf ſeiner Inſel häufen,
Was ein Schiff nur laden kann.

Nimmer werden ſie zum Leben
Auferſtehn und ſich erheben
Vom Geſtelle.
Ewig werden ſie Verbannte
Bleiben an dem fremden Strande,
Nie zum Leben auferſtehn.
(Nie heimiſch ſein.)

Denn der Witz hat mit dem Schönen,
Mit dem Hohen nichts gemein.
Führt der Bitte ſeine —
Und den Königen zum Hohne
Mit der freien Bürgerkrone
Schmückt der Franke ſich das Haupt!

Feſt auf ſeinem Wellengotte
Steht der Britte,
Keine freie Bürgerkrone
Bringt er nach Haus!
Wie der Franke ſeinem Sohne,
Keinen Lorbeer mit zurück.
(Traurig mit geſenktem Blick.)

Das, was von der Sammelſucht der Britten hier geſagt wird, finden wir zum Theil mit denſelben Worten in dem Ge-

dichte die Antiken in Paris, das demnach nicht, wie Schiller angab, dem Jahre 1800 angehört, sondern wohl bald nach unserm Gedichte entworfen, aber nicht vollendet wurde. Dasselbe gilt von dem Gedichte die deutsche Muse, das gleichsam eine besondere Anwendung des hier ausgesprochenen Gedankens ist, daß Deutschlands Majestät und Ehre nicht in seinen Fürsten beruhe. Aber nicht allein unser großes Gedicht blieb damals liegen, auch die beiden daraus gleichsam hervorgewachsenen gediehen nicht zu einer dem Dichter irgend genügenden Vollendung.*) Dagegen gelang ihm darauf die Ballade Hero und Leander, die er am 11. Juni fertig machte und zwei Tage später für Cottas Taschenbuch für Damen zum Drucke absandte. Goethe hatte diesen Stoff schon vor Jahren zu einer Bearbeitung als Ballade sich vorgesetzt, war aber ganz davon abgekommen. Der Dichter entfaltet in dieser feierlich einherschreitenden, die weiteste Ausführung sich gestattenden Ballade den ganzen Glanz und Reichthum seiner Darstellung, den die dramatische Dichtung, und besonders seine Jungfrau, mehr als je entwickelt hatte. Die hier gewählte zehnversige Strophe ist nur in der Verslänge und dem Ausfall eines Reimes von der in dem Gedichte das Ideal und das Leben gebrauchten verschieden. Gleichzeitig mit dieser Ballade schickte er die beiden Gedichte Antritt des neuen Jahrhunderts (damals nur An*** überschrieben) und das Mädchen von Orleans (oder, wie es damals hieß, Voltaires Pucelle und die Jung-

*) Nicht läßt sich bestimmen, wozu die Worte gehört haben sollen, die auf der Rückseite eines der Blätter sich finden, auf welchen der Dichter das Gedicht über Deutschland entworfen hatte:

Es tanzen drei Schwestern freundlich und hold
In —

frau von Orleans) an Cotta. Wie er im letztern Gedichte die Ueberzeugung in wahrhaft dichterischer Weise ausspricht, daß die Verhöhnung Voltaires seiner Heldin bei reinfühlenden Herzen keinen Eintrag thun könne, so tritt im erstern dem gierigen, die Menschheit unterdrückenden Kampfe um die Weltherrschaft die Sehnsucht nach stiller Befriedigung des Herzens entgegen. Wahrscheinlich ging diesem der Plan eines andern Gedichtes voran, aus welchem sich die versuchte Strophe erhalten hat:

Nach dem fernen Westen wollt' ich steuern
Auf der Straße, die Columbus fand,
(Und mit seinen Kähnen)
Die Columb mit seinem Wanderschiffe
An die alte Erde . . . . . band.
Dort vielleicht ist Freiheit.
Ach dort ist sie nicht.
Flieh!
Liegt sie jenseits dem Atlantenmeere,
Die Columb mit wandernder Galeere . . .*).

Vor beide wohl fällt die Idee zu einem Gedichte, welches das immer zunehmende Verschwinden des Glaubens an übernatürliche Kräfte schildern sollte. Erhalten hat sich der Anfang des Planes: „Seine Götter ruft der Meerkönig zusammen und berathschlagt mit ihnen, wie sie gegen die menschliche Kunst ihre alte Götterfreiheit behaupten wollen, weil die Mechanik ihnen über den Kopf wachse. Alles Göttliche verschwindet aus der Welt, und die alten Götter machen den Menschen Platz. Immer hör' ich die Humanität rühmen, man will sie überall pflanzen, und darüber wird alles Große und Göttliche ausgerottet. Wie klein war die Welt des Odysseus, als die beiden Aethiopien sie umschlossen, aber da war der Mensch noch groß, und kräftig stand

*) Vgl. Gedicht 83.

er da." Da eine glückliche Fortführung und ein passender Abschluß sich dem Dichter nicht ergaben (die Göttin der Künste hätte sich wohl der Menschen annehmen müssen), so ließ er den Plan fallen. Wahrscheinlich gehören in diese Zeit auch die Entwürfe zu einem am Ende des Jahres in anderer Weise ausgeführten Liede vom Sänger und zu dem Gedichte Sehnsucht, das mit hinreißender Anmuth den Gedanken ausspricht, den Drang nach einem seligen Jenseits vermöge nur frommer Glaube zu befriedigen. Schiller setzt das Gedicht in das Jahr 1801, gab es aber erst im folgenden Frühjahr aus der Hand.*)

Zur Bearbeitung eines eigenen dramatischen Stoffes konnte er in der nächsten Zeit bei mancherlei Plänen nicht gelangen. Da kam ihm der Gedanke, Gozzis Turandot für den nächsten Geburtstag der Herzogin zu bearbeiten. Am 2. November hoffte er, in einem Monat damit fertig zu werden. So geschehe doch etwas, und er verliere die Zeit nicht ganz, indem er zu einem neuen Werk sich stimme und sammle. Goethe hatte unterdessen den Plan zu einem Mittwochskränzchen gefaßt, das sich alle vierzehn Tage in seinem Hause versammeln sollte. Außer Schiller, dessen Gattin, Schwägerin und Schwager waren Meyer, Amalia von Imhof, die Obermarschallin von Egloffstein, die Hofdamen

*) Vielleicht gehört in diese Zeit auch folgender Anfang einer Erzählung der Fischer:

Mit seinen Vassen unzufrieden
Und seinen diebischen Vezieren,
Die ihn von seinen Völkern schieden,
Am Seil des Irrthums ihn zu führen,
Stand Bajazet einst unbekannt
An des Meeres Strand,
Und einen Fischer sah er eben
Sein Netz erheben.

von Göchhausen und von Wolfskeel beständige Mitglieder desselben. „Es geht recht vergnügt dabei zu", schreibt Schiller nach dem ersten am 11. November gefeierten Kränzchen, wozu Goethe das Stiftungslied gedichtet hatte, „obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokulirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größern Arbeiten niemals kommen würde." Schiller begann sogleich zu diesem Zwecke den Sänger (später die vier Weltalter genannt) zu dichten (vgl. S. 251), aber die herrschende Masernepidemie hinderte schon das zweite Kränzchen, und als dieses am letzten Jahrestage gefeiert wurde, war Schiller so unwohl, daß er nicht Theil nehmen konnte. Turandot aber war am 27. Dezember abgeschlossen. Schiller hatte hierzu die drei Räthsel von dem Jahre, dem Auge und dem Pfluge nebst den Auflösungen sehr glücklich ausgeführt, da er sich nicht an die gozzischen Räthsel binden wollte; beim erstern hatte er die erste Strophe mit geringen Veränderungen aus der Uebersetzung von Werthes genommen.

Am 30. Januar 1802 wurde Schillers Turandot mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Da man bei der Aufführung des Stückes mit den Räthseln zu wechseln gedachte, so lieferte Schiller zu der am 2. Februar stattfindenden Wiederholung zwei neue, den Regenbogen und den Blitz, Goethe eines, den Schalttag. Schiller schrieb nicht allein zu seinen eigenen, sondern auch zu Goethes Räthsel die Auflösung. Da es mit dem neuen Drama noch immer nicht vorwärts gehn wollte, so hielt er sich noch zunächst an die lyrische Dichtung, besonders weil er für dieses Jahr *nicht allein* in Cottas Taschenbuch für Damen, sondern auch

in die Erholungen des Inspektors des Antiken- und Münzkabinets zu Dresden W. G. Becker, dessen Bekanntschaft er daselbst im vorigen Jahre erneuert, Beiträge versprochen hatte. Den ersten Entwurf der beiden durch das Mittwochskränzchen hervorgerufenen Lieder der Sänger und an die Freunde sandte er am 4. Februar zur Tonsetzung an Körner; in der Form, die er ihnen später gegeben, wollte er sie Ende April dem Freunde zugehn lassen. Das erste soll Gesang und Liebe feiern, wobei der Dichter auf unerwartete Weise den Uebergang vom Sänger zu den Frauen gewinnt; im andern spricht sich mit dem Schiller eigenen Glanze der Gedanke aus, daß die Gegenwart und der Ort, wo die verbundenen Freunde leben, ihnen des Guten und Erhebenden genug darbieten. Das Versmaß des Liedes an die Freunde unterscheidet sich von dem der Ballade Hero und Leander nur dadurch, daß alle Verse um einen Fuß länger sind; das andere hat das Maß des Reiterliedes. An Goethe, der sich gegen den 8. Februar nach Jena begeben hatte, schreibt er am 11., die Angelegenheit seines Hauskaufes habe ihm, wie alle natürlichen Dinge bei ihm zu thun pflegten, die freie Geistesstimmung verdorben. „Unter diesen Umständen hat ein kleines Gedicht Kassandra, das ich in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangen, nicht viele Fortschritte gewinnen können.“ Hiernach muß dasselbe ein paar Tage früher, wohl gleich nach Goethes Abreise begonnen worden sein. Da bald darauf der Erbprinz seine Bildungsreise nach Paris beginnen sollte, und das Mittwochskränzchen ihm einen Abschiedsabend zu bereiten gedachte, so hielt es Schiller für geboten, ein freundliches Gesellschaftslied dem Scheidenden zu widmen. „Ich habe auch schon einige Verse niedergeschrieben“, berichtet er den 17. an Goethe, „die wir vielleicht in unserm Kränzchen produziren können.“ Goethe war schwer zu

bewegen, hierzu nach Weimar zu kommen, entschloß sich aber doch zuletzt, am 22. in seinem Hause das Festkränzchen zu halten. Schillers von Liebe zum Prinzen und echt deutschem Sinn eingegebenes Lied wurde von allen Gästen nach der Melodie „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", gesungen. Goethe lieferte für diesen Abend sein Tischlied.

Vorher hatte Schiller wieder Goethes Elegien gelesen. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken", schreibt er diesem am 20. Februar, „wie frisch und innig und lebendig mich dieser echte poetische Genius bewegt und ergriffen hat. Ich weiß nichts darüber, selbst unter Ihren eigenen Werken; reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgesprochen." Er selbst legte darauf an das Lied Sehnsucht und die Antiken zu Paris die letzte Hand, und dichtete oder vollendete die Gunst des Augenblicks, welches den Dichter des Liedes an die Freude in der vollen Reife seiner tiefern Dichternatur zeigt. Diese Gedichte nebst dem Abschiedsliede auf den Erbprinzen sandte er am 18. März durch Körners Vermittelung an Becker. „Die Einlage bitte ich an Becker zu besorgen", schreibt er dem dresdener Freunde. „Es sind einige Kleinigkeiten von Poesie, die ich ihm für seine Erholungen versprochen habe; Du kannst sie Dir gelegentlich von ihm zeigen lassen; denn viel ist nicht daran. Indessen findest Du doch vielleicht etwas Komponibles darunter. Ich habe einige glückliche Ideen zu Gedichten; wenn sie nur ausgeführt wären!" Daß er die Kassandra begonnen hatte, wissen wir; daneben scheint ihm Thekla, eine Geisterstimme, damals vorgeschwebt zu haben, vielleicht auch das Punschlied. Körner antwortete, auch ihm hätten die an Becker gesandten Gedichte Freude gemacht, ob sie gleich nicht zu seinen vorzüglichsten Produktionen gehörten; das Lied Sehnsucht würde er vorziehen,

doch möge er eine Nachlässigkeit in der dritten Strophe verbessern, da er selbst es zu komponiren gedenke. Schiller wiederholt darauf, daß an jenen Gedichten, womit er nur Becker seinen guten Willen habe zeigen wollen, nicht viel sei; aber die Sehnsucht habe etwas Gefühltes, Poetisches, und werde wohl durch die Musik gewinnen. Zur Aenderung der dritten Strophe verstand er sich nicht. Die Gedichte erschienen nicht in Beckers Erholungen, sondern in dessen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1803. Zu der dritten Aufführung der Turandot am 24. April dichtete Schiller drei neue Räthsel nebst den Auflösungen. Die Leitung des Theaters nahm ihn während dieser Zeit sehr in Anspruch, auch befand er sich mehrfach leidend; dazu kam die Last des Auszuges in sein neues Haus am 29. April und die Trauer um seine an demselben Tage hingeschiedene Mutter. Auch die nächsten Monate wurden der dichterischen Thätigkeit nicht förderlich. Am 6. Juni schreibt er an Körner: „Diese letzte Zeit habe ich nicht viel geleistet, aber etwas Kleines, Lyrisches habe ich im Kopf für Cottas Kalender; sobald es fertig, sende ich es Dir mit den zwei ältern Gedichten (die vier Weltalter und an die Freude, in vollendeterer Gestalt) zu.“ Aber einen Monat später hören wir, daß in Folge des krampfhaften [illegible]stens, der seine ganze Familie befallen habe, seine Thätigkeit stocke, da er ohnehin schon Mühe genug gehabt, sich von den Zerstreuungen des Auszugs, des Baues in seinem neuen Hause und hundert andern Widerwärtigkeiten zu sammeln. Erst im August gelingt ihm Kassandra, die er am 9. September Körner übersendet, damit dieser den Glauben an seine Produktivität nicht ganz verliere. Vielleicht werde der Freund bedauern, daß die Idee zu diesem Gedicht, welche vielleicht der Stoff einer Tragödie hätte werden können, nur lyrisch ausgeführt

worden. Körner schätzte an diesem Gedichte „besonders die rührende Weiblichkeit ohne Nachtheil der Kraft"; für das Drama gebe der Stoff keinen befriedigenden Schluß. Das in achtzeiligen trochäischen Strophen geschriebene Gedicht beschränkt sich auf die Darstellung des verzweifelnden Zustandes der Priesterin, die wegen der Verkündigung des von ihr erschauten schrecklich drohenden Verderbens von allen für wahnsinnig gehalten wird. Die einleitende und die abschließende Strophe treten dagegen gar zu sehr zurück.*) Der Kassandra hatte er das wohl schon im März entworfene Lied Thekla, eine Geisterstimme, beigelegt, in welcher seine Thekla, die so manche zarten Herzen mit mächtigster Rührung hingerissen, die Erfüllung aller ihrer auf die jenseitige Wiedervereinigung gerichteten Wünsche ausspricht. Schiller freute sich über Körners Antheil an diesem Liedchen, das er, wie er sagt, mit Liebe gemacht hatte. „Der Ton ist trefflich darin gehalten", schrieb Körner, „eine hohe Rührung mit der größten Einfachheit verbunden. Hier hast Du Dich ungestört Deiner Phantasie überlassen, und sie hat Dich belohnt." An der Braut von Messina arbeitete er damals „mit ziemlichem Ernste"; auf jeden Fall wollte er noch am Ende des Jahres damit fertig sein, da das Stück zum nächsten Geburtstage der Herzogin ge-

*) Ein Gedicht, das Schiller am 30. August an den zu Subiaco im Kirchenstaate weilenden Landschaftsmaler Karl Kaaz (geboren 1776 zu Stuttgart) gedichtet haben soll, ist nicht von Schiller, sondern von einem in Rom weilenden Freunde des Malers. Gödeke denkt an den Maler Fr. Müller. Die im Gedichte genannten römischen Mauern und die wagendurchrasselten Straßen auf Weimar zu beziehen, widerstreitet, wie manche andere, wenn Schiller es gedichtet haben sollte, nothwendig werdenden Beziehung aller Wahrscheinlichkeit. Das Gedicht gab zuerst Böttiger im Oktober 1810 im Morgenblatt. Woher der Irrthum stamme, ist schwer zu sagen. Gödeke meint *man* habe Müller als Schiller verlesen.

spielt werden sollte. Aber die Vollendung gelang erst am 31. Januar 1803. In dieser Tragödie, zu welcher er sich durch das Studium des Aeschylus vorbereitet hatte, nimmt das Lyrische einen sehr breiten Raum ein, da nicht allein der Chor, sondern auch Beatrice sich in lyrischen Liedern ergeht. Den ganzen Schwung und die reiche Pracht seiner Lyrik sollte er hier auf das glänzendste entfalten.

In dieses Jahr setzt Gödeke zweifelnd das eigenhändig (?) Friedrich von Schiller unterzeichnete Gedicht (Karl August sandte ihm am 16. November 1802 den Adelsbrief):

Wie schön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erscheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu Dir!

Die Welt ist groß, schön dieses Menschenleben,
Und muthig schlägt das Herz;
Und doch ergreift mich ahndungsvolles Beben,
Der Muth besiegt den Schmerz.

Ich strebte einst, mit Kraft das Schicksal zu bestreiten,
Selbst gründen wollt' ich mein Geschick;
Doch schon mußt' ich des Schicksals Zorn erleiden,
Und kraftlos trat ich dann zurück.

Der hohe Geist, der in der Schöpfung wohnet,
Er ist's allein, der dem Geschick gebeut,
Er ists, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

Merkwürdig ist es, daß dieses Gedicht ganz in dem Versmaße von Schillers Kampf gedichtet, ja auch die männlich reimenden Verse, wie dort, von verschiedener Länge sind. Trotz

Gödeke möchte ich mit Hoffmeister an der Echtheit zweifeln, obgleich berichtet wird, das in der Handschriftsammlung des Herrn von Falkenstein befindliche Blatt stamme „aus der sichersten Quelle".

Den zweiten Theil seiner Gedichte, der auf Ostern 1803 erscheinen sollte, wird Schiller schon im Laufe des Jahres 1802 zusammengestellt haben. In dieser von ihm selbst im Drucke sorgfältig überwachten Ausgabe*) gab er aus den Räubern das Lied Amaliens (mit Aenderung eines Wortes und Weglassung einer Strophe), aus der Anthologie die Lauraoden Phantasie, Laura am Klavier, die Entzückung, das Geheimniß der Reminiszenz, wovon die drei letztern neben manchen Aenderungen im einzelnen bedeutend abgekürzt sind (Melancholie und Vorwurf sind weggeblieben), die Kindsmörderin (mit wenigen Aenderungen), die Größe der Welt, die Schlacht (mit einer Aenderung), Rousseau (von den ursprünglichen vierzehn Strophen waren nur die erste und siebente geblieben), Gruppe aus dem Tartarus, Elysium (die Bezeichnung und Anordnung als Kantate ist weggefallen), der Flüchtling (früher Morgenphantasie überschrieben), an den Frühling (mit einer Aenderung des Ausdrucks), an Minna (ein paar herbe Ausdrücke sind gemildert), der Triumph der Liebe (mit manchen Auslassungen und Aenderungen), Männerwürde (früher Männer und Kastraten überschrieben, bedeutend abgekürzt und umgestaltet), das Glück und die Weisheit (etwas verändert), an die Moralisten (sehr abgekürzt und gemildert) und Graf Eberhard der Greiner. Aus der zweiten Periode hatte der Dichter hier das Lied an die Freude aufgenommen (mit man-

*) In beiden Theilen dieser ersten Ausgabe ist nur ein Druckfehler, Tochter statt Töchter, nachgewiesen.

chen Aenderungen und Weglassung der letzten Strophe), ferner die unüberwindliche Flotte, die Götter Griechenlands in der frühern Gestalt für die Freunde derselben (die verbesserte hatte der erste Theil gebracht), die Künstler (mit ein paar Aenderungen des Ausdrucks), die berühmte Frau, einer jungen Freundin ins Stammbuch (mehrfach verändert), Dido (das vierte Buch der Aeneis, mit manchen Verbesserungen) und die Szenen aus den Phönizierinnen (gleichfalls mehrfach verändert), wogegen die Uebersetzung der Iphigenie in Aulis wegfiel, aus welcher im ersten Theil nur die Hochzeit der Thetis gegeben worden war. Wegblieb auch diesmal das wohl übersehene Gedicht im Oktober (oben S. 94 ff.) Auch die bisher ausgeschlossenen oder nach dem ersten Theile entstandenen Gedichte der Horen und Musenalmanache fanden Aufnahme, wie z. B. die früher beanstandeten Gedichte die Macht des Gesanges und das verschleierte Bild jetzt ohne irgend eine Aenderung aufgenommen wurden; ausgeschlossen blieben die schillerschen Votivtafeln, die Distichen Ilias, Zeus zu Herkules, das Höchste, Unsterblichkeit, von den jetzt unter Kleinigkeiten stehenden das zweite bis fünfte und der griechische Genius an H. Meyer in Italien, nebst einer Anzahl anderer Distichen und Sprüche, die auch in den neuesten Ausgaben der Gedichte fehlen. Von den Räthseln und Parabeln wurden 10 gegeben. Neu hinzugekommen sind die Gedichte Poesie des Lebens, die deutsche Muse, Punschlied und der Pilgrim. Ersteres stammt aus dem Oktober 1796, erlitt jetzt wohl nur wenige Veränderungen. Die deutsche Muse schrieb Schiller dem Jahre 1800 zu, wohl ebenso irrig wie die Antiken zu Paris (vgl. S. 248 f.). Das Punschlied könnte dem Mittwochskränzchen die erste Idee ver-

danken. Nach Schillers eigener Angabe gehört es dem Jahre 1803 an. *Der Pilgrim* ist ein Gegenstück zur *Sehnsucht*, und auf Veranlassung der Sammlung entstanden. Am 26. April bat der Buchdrucker Göpferdt in Jena den Dichter um noch ein kleines Gedicht zur Ausfüllung einer leeren Seite. Schiller schickte ihm unser drei Seiten einnehmendes Stück. Ob er es augenblicklich dichtete oder einen frühern Entwurf überarbeitet, wissen wir nicht, jedenfalls ist es nicht älter als das Jahr 1803, dem es Schiller selbst zuschreibt. Der Dichter leitete diesen zweiten Theil mit folgender „Weimar in der Ostermesse 1803" unterschriebener Vorerinnerung ein: „Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reifern Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters. Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum *auf einmal* in *der* Gestalt darzustellen, in welcher er *nach und nach* vor demselben erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden

hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen. Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich schlechten Drucks und eines schmutzigen Aeußern zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer findet.*) Wie ganz anders hatte Schiller geurtheilt, als es Bürgers Gedichte galt! Vgl. S. 110 f. Freilich erklärte Schiller noch in demselben Jahre, daß er seine Meinung über Bürgers Dichterverdienst nicht ändere, aber die strengen Anforderungen, die er an eine Sammlung von Gedichten machte, von denen viele schon bekannt und beliebt waren, hatte er selbst aufgegeben. Und wenn er sich dem Publikum ganz zeigen wollte in der Gestalt, wie er nach und nach vor ihm erschienen, so durfte er nicht so viele Aenderungen, besonders in den Jugendgedichten, sich erlauben, nicht so manche, die für seine Entwicklung von Bedeutung sind, ganz weglassen. Das Verlangen, jene Ausgabe seiner „sämmtlichen Gedichte" zu ver-

*) „Sämmtliche Gedichte von Friedrich Schiller, Professor in Jena. Jena und Weimar 1800." Der Herausgeber der Buchhändler Fr. Th. Behrens in Frankfurt, bemerkte: „Da es übrigens sehr wahrscheinlich ist, daß der Verfasser eine strengere Wahl bei einer selbst besorgten Ausgabe treffen wird, so behält die vorliegende dennoch immer ihren Werth, da sie neben den vollendetsten Meisterwerken zugleich auch die charaktervollen Erstlinge unseres Lieblings dichters enthält." Schiller selbst hatte schon im Herbst 1798 eine ausgewählte Sammlung seiner Gedichte angekündigt, was aber den habgierigen Nachdrucker nicht hinderte, seine Hand auf fremdes Gut zu legen. Die Sammlung war unvollständig und dazu durch viele Druckfehler entstellt. 1793 war eine „Sammlung einiger zerstreuter Gedichte von Schiller. Für einen freundschaftlichen Zirkel abgedruckt" zu Erlangen erschienen mit der Widmung „Seinen Freunden W.". Sie enthielt bloß zehn Gedichte. Uebrigens hat Schiller den fehlerhaften Nachdruck von 1800 bei einzelnen seiner Gedichte in seiner eigenen Sammlung zu Grunde gelegt.

drängen, und mit einem dem ersten Theil an Umfang ziemlich entsprechenden Bande aufzutreten, hatten ihn bestimmt. Freilich billigte Körner, der seiner strengen Beurtheilung Bürgers beigestimmt hatte, die Art, wie Schiller bei diesem zweiten Theile verfahren. „Daß Du Deine ältern Sachen unverändert gelassen hast (?), war Dir gar nicht zu verdenken", schreibt er. „Zu Deiner völligen Befriedigung wirst Du sie auch mit dem größten Zeitaufwande schwerlich umschaffen. Und niemand verdankt Dir die Mühe, die Du darauf wendest. Jede Kritik muß schweigen, wenn die Jahreszahl dabei steht und Du ein anderes reiferes Werk daneben stellst." Aber nicht alle urtheilten so günstig, vielmehr fehlte es nicht an Stimmen, welche es sehr mißbilligten, daß Schiller seine wilden und unreifen Erzeugnisse nicht ganz ausgeschlossen habe.

„Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer", schrieb Schiller am 3. Februar 1803 an Humboldt, „daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken; jeder steht für sich, und muß sich seiner Haut, wie im Naturstande, wehren." Um so höher mußte er das Glück schätzen, das ihm sein inniges Verhältniß zu Goethe geschenkt, der an allen seinen Erfolgen den schönsten, neidlosesten Freundesantheil nahm. Die am 19. März erfolgte Aufführung der Braut von Messina machte einen ungewöhnlich starken Eindruck. Schiller selbst gestand durch sie zum erstenmal die Anschauung einer vollen Tragödie bekommen zu haben, und Goethe glaubte den theatralischen Boden durch dieses lyrische Drama zu etwas Höherm eingeweiht. Auch die Jungfrau von Orleans betrat jetzt mit größtem Erfolge die weimarische Bühne. Goethe

begab sich am 14. Mai nach Jena, wo er bis gegen Ende des Monats blieb. Schiller hatte unterdessen mehreres Lyrische geliefert. In den vierten Aufzug seiner Uebersetzung des picardischen Parasiten hatte er das schöne gemüthliche Lied der Jüngling am Bache eingelegt, das längst vor Schillers Vollendung der am 5. Mai abgeschlossenen Uebersetzung gedichtet sein wird. Eine Komposition desselben gab der Sänger W. Ehlers in seinen „Gesängen mit Begleitung der Chitarra", für welche Schiller ihm schon am 22. Mai das Honorar von Cotta zahlte. Rudolf von Habsburg wurde am 25. April vollendet. Zu dem „Souper und Punsch auf dem Stadthause" am 26. April dichtete Schiller das „Punschlied im Norden zu singen", das er zwei Tage später Becker in Dresden für sein Taschenbuch sandte. Den 22. Mai vollendete er das Siegesfest oder, wie es im Kalender heißt, Helden vor Troja. Zwei Tage später sandte er an Goethe seine neuesten „poetischen Fabrikate", das Siegesfest, der Graf von Habsburg und sein Punschlied. Das Siegesfest, äußert er gegen Goethe, sei die Ausführung einer Idee, die ihm ihr Kränzchen vor anderthalb Jahren gegeben habe; da alle gesellschaftlichen Lieder, die keinen poetischen Stoff behandelten, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfielen, so sei er gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineingefallen und habe sich da geholt, was er nur schleppen gekonnt. So komme man doch, schreibt er an Humboldt, aus der Prosa des Lebens heraus, das keinen Stoff biete, und wandle in besserer Gesellschaft. Gegen Körner nennt er es „ein ernstes Gesellschaftslied im Geschmack des Liedes an die Freude, doch hoffe er, es sei etwas besser gerathen. Das Versmaß ist ganz dasselbe, wie im Lied an die Freude, auch die vier letzten Verse jeder Strophe als Chor gedacht. Das Ganze zeugt von lebendigem Einleben

in den Homer, weshalb Schiller mit Recht meinte, es könne nur den anziehen, welcher mit diesem Dichter völlig vertraut sei. Der Gedanke, das Siegesfest der Griechen zum Stoff eines Gesellschaftsliedes zu erheben, ist freilich etwas eigenthümlich. Mit der Art, wie er im Grafen von Habsburg eine bei der Durchsicht der Quellen zum Tell ihm zugekommene Anekdote genommen und eingekleidet hatte, war Schiller besonders zufrieden. Und wirklich war es ihm gelungen, die Anekdote zu höchster dichterischer Bedeutsamkeit zu erheben, indem er gerade den Sinn, der sich in ihr kund gibt, als von Gott besonders geliebt und herrlich belohnt darstellt, und das Ganze in einen prächtigen Rahmen einschließt. Auch Körner fand, daß ihm der Ton dieser Gattung wieder vortrefflich gelungen sei. Wir haben hier, wie in Hero und Leander und im Gedichte an die Freunde, zehnversige Strophen, aber sie sind nicht, wie dort, trochäisch, sondern jambisch, mit häufiger Anwendung des Anapästen, und die vier abwechselnd reimenden Verse stehen voran, während sie dort folgen. Schiller hatte sich um diese Zeit mit der deutschen Prosodie von Voß bekannt machen wollen, doch war er nicht weit darin gekommen, da er zu wenig Allgemeines daraus nehmen konnte. Goethe war mit der Herausgabe seiner der Geselligkeit bestimmten Lieder beschäftigt, bei deren Durchsicht er Schillers Urtheil in Anspruch nahm, der große Freude an diesen meist auf alte Volksmelodien gedichteten Liedern hatte.

Unter diesem Jahre gibt Gödeke zweifelnd die in ein Stammbuch geschriebenen Verse:

Zerstöre keinem Kinde
Sein buntes Kartenschloß

Reiß nur des Irrthums Binde
Dem Mann von starker Seele los.
Doch ahndest du nun Wahrheit,
Und schaust noch selbst kein Sonnenlicht,
So reich' zur höhern Klarheit
Ihm deine Lampe nicht.

Die Entstehungszeit ist ganz ungewiß. Gödeke vermuthet, daß die Verse in des Philosophen Reinhold Stammbuch geschrieben worden. Sie erschienen zuerst in der Zeitschrift „hamburgischer Briefträger" am 25. Mai 1805 in die Nachschrift zu einem S. unterzeichneten Aufsatz „Schillers Tod". Schiller habe sie in das Stammbuch des Verfassers eingeschrieben.

Schiller vermittelte in diesem Jahre bei Cotta das Erscheinen einer Uebersetzung eines englischen Dramas „Die zwei Emilien", in welcher drei Lieder sich finden. Gödeke schreibt ohne stichhaltigen Grund die Uebersetzung Schillers Gattin zu, und meint, Schiller möge dabei nachgeholfen und die kleinen Gedichte eingeschaltet haben.

Im Oktober ging Schiller an die Ausführung seines Tell, auf welche die unter seiner Leitung erfolgte Aufführung des shakespeareschen Julius Cäsar von wohlthätigem Einfluß war, doch fühlte er sich durch Unwohlsein und mancherlei Abhaltung gestört. Anfangs 1804 dichtete er das den Weg zum Gotthard sinnig andeutende Berglied, eine besondere Frucht seiner genauen Studien über die Gotthardtstraße, welche er zum letzten Aufzug des Tell gemacht. „Damit das neue Jahr doch nicht ganz ohne poetische Gabe beginne", schreibt er am 4. Januar an Körner, „so lege ich etwas bei, was neben dem Tell gelegentlich entstanden. Es wird Graf Geßler (der in der Schweiz gewesen) an manches erinnern. Vielleicht wirst Du eine Melodie dazu finden." Doch vergaß er das Lied beizulegen. Zu der am

11. stattfindenden Aufführung von Turandot dichtete er drei neue Räthsel, die Farben, der Schatten an der Sonnenuhr, die chinesische Mauer. Gleich darauf sandte er an Goethe den ersten Aufzug seines Tell, der mit drei Liedern, des Fischerknaben, des Hirtenknaben und des Alpenjägers, beginnt. Das Versmaß des ersten und letzten Liedes sind dieselben, das dritte unterscheidet sich davon nur durch die Versetzung der zwei beginnenden Verse in die Mitte; der oft die Stelle des Jambus vertretende Anapäst gibt den lieblichen Liedchen eine eigenthümliche Bewegung. Kurz darauf erhielt Goethe auch den zweiten Aufzug des Tell, den er alles Lobes und Preises werth fand. Erst am 26. Januar sendet ihm Schiller das wohl noch einmal durchgesehene Berglied als eine „kleine poetische Aufgabe zum Dechiffriren". „Ihr Gedicht ist ein artiger Stieg auf den Gotthardt", erwiederte dieser, „dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ist ein zum Tell sehr geeignetes Lied." Aber Schiller hatte an nichts weniger gedacht als an eine Verwendung dieses Liedes zu seinem Drama; die genauere Beschäftigung mit der Beschreibung des Gotthardt hatte ihm dasselbe eingegeben. Am 8. Februar schickte Goethe das „schöne Berglied" zurück. Bereits am 18. Februar war Tell beendet, dessen dritter Aufzug mit dem trefflichen Schützenliede des Knaben beginnt, wie der vierte mit dem Gesange der barmherzigen Brüder schließt. Den 17. März beschritt das Stück zum erstenmal mit außerordentlichem Erfolge die Bühne. Schiller fühlte, daß er des Theatralischen nach und nach mächtig werde. Schon eine Woche vorher hatte er sich zu Demetrius entschlossen, wozu sich auch bald die gute Stimmung fand. Unterdessen war der erste Theil der Gedichte in einer zweiten von neuem durchgesehenen Ausgabe bei demselben Verleger in Leipzig erschienen,

und auch von einer Prachtausgabe war ernstlich die Rede, worüber Schiller dem Verleger seine nähern Bestimmungen versprochen hatte. An diesen schreibt er den 22. April, wohl durch eine Mahnung veranlaßt: „Entschuldigen Sie, hochgeschätzter Herr, daß ich Ihnen die versprochenen Angaben zu der Prachtausgabe meiner Gedichte so lange schuldig blieb. Mein neuestes Schauspiel, der Wilhelm Tell, den ich in diesen Tagen geendigt und hier in Weimar habe aufführen lassen, hat mir alle Zeit weggenommen, daß ich nichts anderes denken konnte; jetzt gleich nach der Messe aber sollen Sie befriedigt werden. In den Aushängebogen zu meinen Gedichten habe ich keinen Druckfehler bemerkt. Eine neue Vorrede zu dieser zweiten ist nicht nöthig, wenn nur auf dem Titel Zweite, von neuem durchgesehene Auflage gesetzt wird. Aber die alte Vorrede zur ersten Auflage kann wieder abgedruckt werden." Nur der zweite Theil der Gedichte hatte eine Vorrede. Die neue Auflage erschien als zweite verbesserte, und war der erste Theil dieser neuen Auflage der ersten an Zahl der Seiten ganz gleich, auch im Texte, nur daß im Gedichte das Glück ein Distichon weggefallen, der Titel des Gedichtes das Reich der Formen (früher der Schatten) in das Ideal und das Leben abgeändert ist und einige Abweichungen sich finden, von welchen die Aenderungen der Form, wie milderte statt mildete, Sehnen statt Sennen, vielleicht dem Korrektor angehören.

Am 25. April sandte Schiller an seinen langjährigen Gönner, den schon 1802 zum Kurfürsten von Mainz und Erzkanzler erhobenen Karl von Dalberg eine Abschrift seines Tell, worein er zwei Stanzen schrieb, welche den Gegensatz der Befreiung der schmählich unterdrückten Schweiz zu wildem, von den Parteien geschürtem Umsturz darstellen. Tags darauf reiste er über Leipzig

nach Berlin, von wo er am 21. Mai zurückkehrte. Nach der Heimkehr hielt er sich zunächst an Demetrius, an dem er, obgleich er ihn für ein „tolles Sujet" hielt, einige Zeit mit großer Lust arbeitete, aber bald ließ er ihn liegen, und am 12. Juli entschloß er sich zum Warbeck. In die Zwischenzeit fällt die Dichtung des Alpenjägers, eines lieblichen Nachklangs des Tell, welche die wilde Verwegenheit des Gemsjägers nicht preist, sondern straft. Etwas Gezwungenes läßt sich im Ganzen nicht verkennen. Schiller dichtete ihn, um Becker einen Beitrag zu seinem Taschenbuch zu liefern; am 5. Juli sandte er ihn an diesen, von dem er am 2. gemahnt worden war. Das Berglied und der Jüngling am Bach erschienen im Taschenbuch für Damen. In demselben Monat befiel Schiller eine ernstliche Krankheit, von welcher er im September sich noch nicht ganz erholt hatte. Nach seiner Genesung schwankte er wieder zwischen Demetrius und Warbeck. Vom 4. bis 9. November schrieb er das schöne lyrische Festspiel die Huldigung der Künste zum Empfange der als Erbprinzessin einziehenden Großfürstin Maria Paulowna, welches die Anmuth und den Reichthum seiner Lyrik glücklich entfaltete. Da er sich darauf in Folge eines neuen Krankheitsanfalles zu freier dichterischer Thätigkeit nicht gestimmt fühlte, begann er am 17. Dezember die Uebersetzung von Racines Phädra, welche Ende Januar 1805 zum Geburtstag der Herzogin zur Aufführung kommen sollte. Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage des zweiten Theiles der Gedichte war unterdessen erschienen, mit den seit der ersten erschienenen Gedichten bereichert, unter denen der Jüngling am Bach mit einigen Aenderungen und die drei Räthsel Nr. 3. 7. 9. waren. In dem Gedichte die berühmte Frau waren ein paar *Verse geändert*, zwei andere gestrichen, einmal statt Musäen das

richtige, aber in den Reim nicht wohl passende Musseen gesetzt. Das Gedicht Schön und erhaben erhielt hier die Ueberschrift Führer des Lebens.

Nach der Aufführung der Phädra am 30. Januar griff Schiller wieder zum Demetrius. Im Februar erkrankte er ernstlich, stellte aber sich rascher her, als er hatte hoffen dürfen. Schon am 5. März meldet er Körner, er habe wieder frisch zu arbeiten angefangen. Den 16. schreibt er in das Stammbuch des hochbetagten Kupferstechers und Kunstkenners Christian von Mechel aus Basel, wohl desselben, den Goethe im Jahre 1779 in seiner Vaterstadt besuchte, zwei Distichen. Einen Monat später äußert er gegen Humboldt: „Um die poetische Produktion in Deutschland sieht es kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Litteratur für die nächsten dreißig Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht.“ Er selbst hatte sich in diesem Winter auch mit der Vorbereitung der dem Buchhändler Crusius versprochenen mit Kupfern auszustattenden Prachtausgabe seiner Gedichte beschäftigt. Seinen Bedienten Rudolf hatte er die einzelnen Gedichte, je nach ihrer Größe, auf ein einzelnes Blatt oder auf mehrere Blätter schreiben lassen und einzelne Veränderungen darin vorgenommen. Das Ganze sollte die bisherige bunte Folge aufgeben und die Gedichte in vier Bücher geordnet bieten, das zweite die Balladen und Romanzen in der folgenden Ordnung enthalten: der Ring, die Kraniche, Damon und Pythias (die Bürgschaft), Kassan-

dra, Hero und Leander, der Taucher, Ritter Toggenburg, der Handschuh, der Graf von Habsburg, der Gang nach dem Eisenhammer, der Alpenjäger, der Kampf mit dem Drachen; nur bei dem letztern ist zufällig der die Gattung des Gedichtes bezeichnende Zusatz Romanze nicht gestrichen. Auch das Reiterlied aus Wallensteins Lager hatte er aufgenommen; das Punschlied und das Berglied wollte er ihm vorangehn, Nadowessiers Todtenlied folgen lassen. Die Jugendgedichte sollten wegfallen, dagegen das Lied an die Freude bleiben, auch die Uebersetzungen aus Virgil. Leider überraschte ihn der Tod über der Anordnung der Prachtausgabe. Gödeke berichtet: „Er ordnete die einzelnen Gedichte in vier Bücher, deren jedes gleichartige Stücke, Lieder, Romanzen und Balladen, elegische Formen u. dergl. enthielt. — Die einzelnen Stücke, mit Ausnahme der kleinern distichischen Gedichte, die sämmtlich zu den Votivtafeln gestellt wurden, liegen auf losen Blättern in Umschlägen, die von Schillers Hand als Erstes — Viertes Buch bezeichnet sind. Da das Manuscript seit sechzig und mehr Jahren durch viele blätternde Hände gegangen, würde nicht einmal Sicherheit darüber bestehn, daß z. B. das zweite Buch für die Romanzen und Balladen bestimmt gewesen —, wenn sich nicht zufällig ein Foliobogen erhalten hätte, auf dem Schiller den Inhalt der einzelnen Bücher zu verzeichnen angefangen (ich mag nicht entscheiden, ob auch vollendet) hatte. — Nur bei einzelnen Gedichten hat Schiller korrigirt, jedoch auch hier nicht immer so, daß man eine letzte Redaktion darin erkennen kann. — Daß er die Bezeichnung Romanze, Ballade, Erzählung meistens ausstrich, hatte seinen Grund darin, daß diese Art Gedichte zu einem Buche vereinigt werden sollten, dem dann vielleicht eine Kollektivbezeichnung würde gegeben worden

ı. Die hervorſtechendſte Veränderung betraf den Titel der Bürg-
aft, die in Damon und Pythias verwandelt werden ſollte."
In den Jahren 1807 und 1808 erſchien eine dritte „von
:em durchgeſehene", aber nicht vermehrte, manche unberechtigte
weichungen von der zweiten zeigende Ausgabe der Gedichte bei
ıſelben Verleger, der noch drei andere Ausgaben bis 1818 fol-
ließ. An manchen Nachdrücken fehlte es nicht. Die Ausgabe
ıes Theaters hatte Schiller ſchon vor ſeinem Tode vor-
eitet und deshalb mit Cotta abgeſchloſſen; es erſchien in vier
sgaben von verſchiedener äußerer Form von 1805 bis 1808.
ſt im Jahre 1812 begann die Ausgabe der ſämmtlichen
:rke unter Körners Leitung, der leider den Abdruck der drit-
Ausgabe zu Grunde legte. Sie war nach den drei Perioden
ı Schillers Entwicklung geordnet, ſo daß in jeder die Gedichte
:angingen. Die der erſten Periode begannen den erſten Band,
der zweiten ſchloſſen den dritten, der neunte ward von denen
dritten eröffnet. Später nahm man alle Gedichte in den
:en Band auf, behielt aber ſehr unzweckmäßig die Eintheilung
drei Perioden bei. Die Anordnung nach der Zeitfolge geſchah
ht in Schillers Sinne; auch bei der Anordnung in den ein-
nen Perioden verfuhr Körner ganz nach eigenem Ermeſſen;
ı der beabſichtigten Eintheilung in vier Bücher hatte er keine
nung, wie er auch nichts von den zur Prachtausgabe be-
ichtigen Aenderungen wußte. In der erſten Periode hatte er
ı den vielen Gedichten der Anthologie folgende von Schiller
ɔſt ausgeſchloſſene hinzugefügt: Leichenphantaſie, Elegie
f den Tod eines Jünglings, Melancholie an Laura,
ı Freundſchaft, die Schiller nicht unverändert gegeben haben
:rde, und zum Schluſſe Semele nach dem Abdrucke im The-
er, bei welchem im erſten Theile weſentliche Verbeſſerungen

Schillers vorlagen; ausgeschlossen wurde das Gedicht Männerwürde. Auch die Todtenfeier am Grabe Riegers blieb weg. In der zweiten Periode gab Körner nur die schon von Schiller selbst aufgenommenen Gedichte, ohne Beachtung der Zeitfolge. Schiller selbst hatte die hierher gehörenden Götter Griechenlands neben der veränderten Gestalt auch in ihrer frühern gegeben. Körner begnügte sich damit, drei der ausgefallenen Strophen unter dem Texte mitzutheilen, ohne der übrigen gleichfalls weggebliebenen und der sonstigen Umgestaltungen zu gedenken. Wie hier, so ist auch im folgenden Körners Mittheilung des Ausgefallenen und Veränderten so lückenhaft und willkürlich, daß sie ganz zwecklos erscheint, und sollten diese Angaben ganz wegfallen, wenn man nicht etwa am Ende des Bandes durch vollständige Aufführung der Abweichungen dem darum sich kümmernden Leser einen wirklichen Dienst erzeigen will. Schon bei dem an den Anfang dieser Periode gesetzten Liede an die Freude hat Körner die Angabe der Abweichungen begonnen. Das Gedicht im Oktober hätte jedenfalls Aufnahme verdient, wenn Körner auch Anstand nehmen mochte, das auf seine eigene Hochzeit gedichtete Lied und die Priesterinnen der Sonne aufzunehmen, obgleich letztere schon in der ersten unrechtmäßigen Ausgabe von Schillers Werken (Wien 1810) stehen. Den bedeutendsten Theil der Gedichte enthält die dritte Periode. Körner beginnt hier mit den Liebes- und Sehnsuchtsliedern; zwischen diese und die Gesellschaftslieder setzt er die Gunst des Augenblicks, das Berglied, den Alpenjäger und die Dithyrambe, aber das erstere ist eigentlich Gesellschaftslied, das Berglied bezieht sich auf eine besondere Gegend, die es sinnig andeutet, und ist von Schiller selbst passend mit der *nadowessischen* Todtenklage zusammengestellt, die Körner unter die

Gesellschaftslieder mischt, da sie doch hinter den Balladen ihre Stelle haben sollte, wie der Alpenjäger von Schiller selbst unter die Balladen gesetzt wurde. Die Dithyrambe hätte ganz am Anfang stehn sollen. Den Balladen voran gehen die Klage der Ceres und das eleusische Fest, die beide allegorisch sind und nach den Balladen mit dem verschleierten Bild, der Theilung der Erde und dem Mädchen aus der Fremde stehn sollten. Die Anordnung der Balladen weicht von derjenigen ab, welche Schiller beabsichtigte, dürfte aber, wenn die Zeitfolge der Begebenheiten maßgebend sein soll, vor dieser den Vorzug verdienen; daß Schiller einem andern Grundsatz gefolgt sei, kann ich nicht finden. Die Bezeichnung als Ballade, Romanze, Erzählung sollte wegfallen. Auf die Balladen folgen allegorische Gedichte. Zwischen das Ideal und das Leben und den Spaziergang sind wunderlich die Parabeln und Räthsel gestellt, die mit den nicht distichisch geschriebenen Spruch- und Lehrgedichten den Schluß bilden sollten. Das Lied von der Glocke verdiente wohl eine andere Stelle; es würde vortrefflich den Anfang eines eigenen Buches bilden, dem sich die Macht des Gesanges, Würde der Frauen, Hoffnung, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns u. a. anschlössen. Die in Distichen geschriebenen Gedichte wären gleichfalls ganz von den übrigen abzusondern; den Anfang derselben hätte der Spaziergang zu bilden. Körner unterbricht sie durch eine Reihe spruchartiger Gedichte und läßt noch mehreres, sogar Pegasus im Joche, auf sie folgen, was eine ganz andere Stelle verdiente. Darauf kommen die an bestimmte Personen gerichteten oder auf Personen bezüglichen Gedichte, den Schluß bildet der Abschied vom Leser, der aber

nicht ernstlich auf die ganze Gedichtsammlung bezogen werden kann. Eine große Anzahl von Gedichten hat Körner hier neu aufgenommen, besonders aus den Musenalmanachen und den Horen, obgleich auch hier einzelnes mit Unrecht übergangen ist, dann aus den nach der Zusammenstellung der zweiten Ausgabe erschienenen Taschenbüchern und Zeitblättern, doch gestattete er keine Aufnahme dem S. 82** angeführten Liede, welches das Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809 gegeben, und schon die Ausgabe von 1810 aufgenommen hatte, mit der Bemerkung „aus dem Stegreif für ein Singspiel gedichtet". Auch die Elegie an Kaaz (oben S. 256*) schloß er aus, die das Morgenblatt im Jahre 1810 gebracht hatte. Was den Text betrifft, so hat Körner die erste Ausgabe von Schillers Gedichten zu Grunde gelegt, die zweite nicht überall verglichen; Schillers Aenderungen für die Prachtausgabe waren ihm unbekannt. Im Gedichte an Minna hat er die ausgefallene dritte Strophe aus der Anthologie wieder hergestellt. Zuweilen hat er sich eine unberechtigte Aenderung erlaubt, doch kann man an ein paar Stellen zweifeln, ob die Abweichung nicht auf einem Druckfehler beruht.

Neuerdings haben die cottaschen Einzelausgaben der Gedichte Schillers durch die genau eingehende Kritik Joachim Meyers wesentliche Verbesserungen im Text erhalten. In Hinsicht der Anordnung mußte es bei der unzweckmäßigen von Körner eingeführten bleiben. Gödekes große kritische Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften hat der Kritik eine feste Grundlage gegeben.

Treffend bezeichnet Schiller selbst, wie wir hörten, die drei Perioden seiner Lyrik als die eines jugendlichen Dilettantismus, einer anfangenden Kunst und einer reifern Einsicht. Wenn wir *Goethe als* den eigentlichen Dichter der Empfindung und der

Anschauung bezeichnen, so ist Schiller dagegen der Dichter des Denkens und der Idee. Die Natur hatte ihn mit einer schwungvollen Phantasie begabt, die seine lebhaft eindringenden Gedanken gewaltsam mit sich fortriß, sie hatte ihm zugleich die volle Kraft und Macht der Sprache verliehen; was ihm mangelte, war Reinheit der Empfindung, frische Anschauung und schöne Maßhaltung, welche Goethe zum ersten lyrischen Dichter erheben. Der Drang nach erhabenen Gedanken und glühendem Ausdruck derselben tritt schon in seinen ersten dichterischen Versuchen hervor; es sind nicht nahe liegende, sein jugendliches Herz anheimelnde, innerlich ihn ergreifende Gegenstände, welche ihn zur Dichtung begeistern, sondern etwas Gewaltiges, worin er sich erst hineindenken, das er sich erst durch Betrachtung hervorbringen muß, um es dann mit dem Schwunge seiner Phantasie zu erfassen und in einer schillernden Sprache zur Darstellung zu bringen. Daß hierbei Klopstock sein Liebling werden mußte, war ganz natürlich, da ja die ganze Richtung dieses Dichters auf glänzende Darstellung des Gedankens und musikalischen Wohllaut ging. Was Klopstock gewollt, das erreichte eben Schiller, dem eine schwungvollere Einbildungskraft verliehen war, indem er Klopstocks Hauptfehler, die kunstvollen, unsere Sprache über Gebühr einzwängenden, zum Theil falschen Strophenformen und die nordische Mythologie fern hielt. Wenn der jugendliche Schiller dem Eroberer flucht, so ist dies nur ein rhetorisches Schaustück, das er in dichterischer Sprache aufführt; wenn er die despotischen Fürsten straft, so ist der Haß gegen sie nur eine Leidenschaft, in die er sich ohne rechten Grund hineinredet; wenn er die Sonne feiert, so greift er hier nur begierig nach einem seinem Drang nach hochtönender Rede sich darbietenden Stoffe; wenn er begeistert seinen Freund anredet, so fühlt dieser, daß jene Begeisterung der Freund-

schaft, wie sehr der junge Dichter es sich auch einreden mag, nicht aus vollem Herzen strömt, sondern ein gemachtes Pathos ist. Einem solchen Jüngling, bei welchem der Gedanke bei weitem die Empfindung überwog, lag es sehr nahe, das Falsche, Verfehlte und Niederträchtige, das er bemerkte, zu verspotten und zu strafen, und so tritt bei ihm der Hang zur Satire, besonders zur pathetischen, hervor. Nichts liegt ihm ferner als innige Herzensliebe, aber auch in die Leidenschaft der Liebe denkt er sich hinein, und so haben wir eine Reihe Gedichte auf eine geliebte Laura, in denen nicht das Herz spricht, sondern eine bloß gedachte Leidenschaft, welche die glühende Phantasie in überspannten Gedanken und schwülstigen Bildern darstellt; es sind Treibhauspflanzen, denen alles frische sinnliche Leben abgeht, mochte auch Schubart darüber sich begeistern, da ein solcher Schwung der Phantasie freilich in Schwaben ganz neu war und man dem Dichter der Räuber die Ueberspanntheit zu Gute hielt, auch Schubart selbst das feine Gefühl für reine Natur abging. Schiller, den der Erfolg seiner Räuber hob, glaubte auch in der lyrischen Dichtung das bisher so sehr zurückgebliebene Schwaben vertreten zu müssen, und so verband er sich mit seinen Freunden zur Anthologie, in welcher er sich in den verschiedensten Arten versuchen zu müssen glaubte, von der hohen Ode an bis zum Bauernständchen. Hier zeigte sich bald, daß ihm auch der anmuthige und natürliche Ton gelang, wenn dieser auch freilich ihm ferner lag und er sich fast künstlich dazu herabstimmen mußte. Gewalt der Sprache, Feuer der Einbildungskraft und Drang nach hohen Gedanken kann man den Erzeugnissen dieser ersten Sturmzeit der Jugend nicht absprechen, aber es mangeln ihnen natürliche Empfindung, geschmackvolle Maßhaltung und klare

Beherrschung. Welch ein Gegensatz zeigt sich zwischen Goethes und Schillers Jugendgedichten! Mit welcher ureigenen Gewalt ergreifen uns die Lieder an Friederiken und Lili, wie fließen aus natürlichstem Gefühl sein König von Thule, sein untreuer Knabe, sein Geistesgruß! Versetzt er sich auch in seinem Wanderer nach Italien, das er nie gesehen, so knüpft er doch auch hier an eine wirkliche Erscheinung an, sein Gefühl ist ein durchaus echtes. Treibt auch in Wanderers Sturmlied die Leidenschaft ihn wild umher, so fließt doch auch dieses Lied aus wirklicher Empfindung. Ueberall spricht sich Goethes Gemüth aus, dessen Phantasie bei aller Erregung sich nie zum Wilden überspannt. Auch der Dichter von Kabale und Liebe hat die stürmische Wildheit noch nicht abgelegt; in der Freigeisterei der Leidenschaft und in der Resignation fühlt man freilich schon mehr eine wirkliche Grundlage, allein auch hier schweift der Dichter in wildem Ungestüm über alle Schranken, kann sich nicht zum reinen Gefühlsausdruck erheben. Neben dem glühenden Schwunge zeigt das jubelnde, aus voller Brust strömende Lied an die Freude schon mehr Maßhaltung im Ausdruck, aber der Dichter springt willkürlich von einem Gedanken und Gefühle zum andern, als ob es nur gälte, schwungvolle Empfindungen mit hinreißender Gewalt auszusprechen, als ob die verschiedenartigsten Gedanken sich vor der Seele von selbst zu einem schönen Bilde gestalteten. Das Hochzeitslied an Körner ergießt sich in behaglicher Breite und hat nichts weniger als künstlerische Gestaltung im Sinne.

Erst in Weimar geht dem Dichter das Gefühl auf, daß auch die lyrische Dichtung sich nicht wildstürmend über Felsen und Klippen ergießen, daß diese nicht der unklare Ausdruck wirklicher oder gemachter Leidenschaft sein dürfe, sondern aus dem

Innern frisch erblühen und zu reiner Gestaltung sich erheben müsse. Wenn wir den jugendlichen Goethe aus den leidenschaftlichen Liebesverwicklungen die echten Perlen der Dichtung gewinnen sehen, so fehlt dieses wichtigste Lebenselement der schillerschen Lyrik fast ganz; denn die Lauraoden sind, wie bemerkt, nur überspannte Rednerei, ohne gemüthliche Grundlage, zu der Freigeisterei der Leidenschaft und der Resignation hatte ihn Frau von Kalb hingerissen, ohne daß dies Gefühl ihm von Herzen gegangen wäre, da eine glühende Liebesneigung ihm fern lag, er nur auf eine ihn erhebende vornehme oder reiche Verbindung dachte, und selbst die Liebe, welche der Segen seines Lebens werden sollte, war ein stilles Feuer, das keine begeisternde Flamme anfachte. An dem, was ihm zunächst im Sinne lag, konnte sich allein der Strahl seiner Dichtung entzünden. Durch die Beschäftigung mit den Griechen, zu welcher ihn Wieland wirksam antrieb, war ihm lebhaft der Gedanke aufgegangen, wie viel dichterischer nnd sinnlich belebter die Natur- und Lebensanschauung bei jenen gewesen sei als in der alles verdüsternden und entseelenden neuern Welt. Diesen Gedanken in sehnsüchtiger und rührender Empfindung auszusprechen, trieb es ihn in den Göttern Griechenlands, auf welche er mit Recht so viel hielt, wenn sie auch freilich auf die höchsten Ehren lyrischer Dichtung keinen Anspruch machen dürfen. Hier hatte er sich, da Wieland an seinen bisherigen Arbeiten Korrektheit vermißte, die genaueste Beachtung des Ausdrucks bis im einzelnsten vorgesetzt und sie zu Wielands Verwunderung erreicht. Einen andern Gedanken, der ihm sehr am Herzen lag, daß in der Schönheit der Kunst Wahrheit und Sittlichkeit verhüllt liege, in der Kunst die edelste Menschheit sich verkläre, spann er in den Künstlern aus.

Doch überwucherte hier der Stoff so gewaltig, daß er ihn nicht zu fester, einheitlicher Gestalt ausprägen konnte; den Gedanken in reine Empfindung umzusetzen, wollte ihm nicht gelingen, wie viel er auch daran umstellen, hinzufügen und ändern mochte. Freilich gab sich Schiller dem Glauben hin, daß er hier wirklich ein empfindungsvolles Gedicht geliefert, er die Gedanken überall dichterisch verklärt habe, aber es war nur eine Täuschung, und die große Anstrengung, welche ihm diese Dichtung gekostet, verleidete ihm zunächst alle Dichtung, wie lebhaft er auch noch in dem schönen Gedicht im Oktober seine Freude ausgesprochen hatte, daß die Natur ihm ein Saitenspiel verliehen habe, des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen.

Beruf und Neigung trieben ihn zunächst zu ganz andern Beschäftigungen, zur Geschichte und Philosophie, die, wie fern sie auch dem dichterischen Geiste zu liegen scheinen, doch für Schiller nothwendig waren, seinen geistigen Gehalt zu verstärken, seinen Sinn zu klären, ihn Maßhaltung zu lehren, seine Empfindung zu reinigen und so zu heben, daß sie über den Gedanken Macht gewinne und ihn dichterisch zu gestalten vermöge. Dazu kamen der Umgang mit Wilhelm von Humboldt, der mit seiner hohen Verehrung des Alterthums, mit seinen ernsten Anschauungen von reiner Kunst ihn erfüllte, dessen begeisterte Freundschaft ihn hob, und die bald innige Verbindung mit dem Meister der Dichtung, den die voll und rein strömende Empfindung zum Dichter machte. Gleich in dem ersten Jahre seiner Verbindung mit Goethe brach, freilich durch den Musenalmanach äußerlich veranlaßt, die Macht ureigener Dichtung glänzend hervor, wenn auch der Uebergang von der philosophischen Betrachtung zur dichterischen Gestaltung nicht ohne Anstrengung erfolgte und nicht gleich

beim ersten Versuche gelingen wollte. Humboldt hat mit Recht hervorgehoben, daß bei Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden war, der vielleicht in einem höhern und prägnantern Sinne als je bei einem andern das Element seines Lebens gewesen, daß sein Dichtergenie ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervortritt, die alles, ergründend, spalten und alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. „Die Dichtung", fährt er fort, „strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühl hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diesem Gebiete kein anderer ältere noch neuere Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben." In der Hervorhebung der gelungenen Stellen gibt Humboldt selbst zu, daß das Gleichgewicht zwischen Denken und Empfinden sich bei Schiller nicht durchweg finde, daß demnach nicht beide in gleicher Stärke bei ihm wirken. Freilich können wir uns keinen Dichter, ja keinen Menschen ganz ohne Empfinden, ebenso wenig wie ohne Denken vorstellen, aber das eine oder das andere überwiegt; die eigentliche dichterische Thätigkeit aber wird durch das Empfinden mehr als durch das Denken bedingt, und so wird das Höchste nur dem Dichter gelingen können, in welchem die Empfindung in vollster Kraft wirkt. Eine solche Empfindung vermissen wir in dem jugendlichen Schiller, der die mangelnde Kraft derselben durch glühende Phantasie und Gewalt der Sprache zu ersetzen bestrebt war, und eben weil er sich nicht genügen konnte, nicht bloß ins Ueber-

spannte und Grelle, sondern auch ins Breite und Weitschweifige verfiel. Noch in den Künstlern finden wir, daß die Empfindung nicht den Gedanken ganz zu durchdringen und die Einbildungskraft ihn nicht zu anschaulichem Leben zu erheben im Stande war. Auch in der Folge gelang dies Schiller nicht immer, und besonders im Jahre 1795, woher er genöthigt war, bei der Durchsicht seiner Gedichte zum Zwecke der Sammlung einzelnes bloß Gedachte in das Anschauliche zu übertragen oder zu tilgen und überhaupt manche Umgestaltungen vorzunehmen, wie in den Gedichten das Ideal und das Leben, der Tanz, Natur und Schule, die Ideale, Würde der Frauen. Freilich war der Gegenstand selbst zuweilen ein unüberwindlicher, was aber den Dichter, der sich eine solche Aufgabe gewählt, nicht rechtfertigt. Das stärkste Ringen mit dem Stoffe und die ungeheure Gewalt seiner Sprache läßt sich nirgendwo verkennen, und sie geben selbst den Gedichten in welchen ihm die Bewältigung und dichterische Durchleuchtung nicht vollends gelang, eine große Anziehung, selbst wenn wir von so vielem einzelnen absehen, was auch in diesen Ausstrahlungen seines Geistes den Meister bekundet. Wie hoch steht hier Schiller über Klopstock, der so oft, besonders in seinen reifern Jahren, sich vergebens abmüht, den prosaischen Gedanken durch bloße poetische Form dichterisch zu beseelen!

Seiner besondern dichterischen Begabung nach gelangen Schiller zumeist solche Gedichte, in welchen ein tiefer oder würdiger Gedanke oder eine eindringende Betrachtung des Menschenlebens zur Verkörperung gelangt, sei es nun in wirklicher oder in allegorischer Darstellung, bei welcher letztern seine glänzende Sprache oder der rührende Farbenton, den er über das Ganze ausgießt, uns über jede peinliche Trockenheit erhebt.

Der Gedanke wird von ihm nicht als ein bloßes Ergebniß des Denkens hingestellt, sondern die Begeisterung, mit welcher der Dichter ihn erfaßt, leiht ihm die eindringliche Wirksamkeit lebhafter Empfindung. Ganz eigenthümlich ist die Art, wie er an einen äußern unscheinbaren Faden die sinnigsten Betrachtungen anzuschließen und uns zu einer die Seele mächtig ergreifenden geistigen Ueberschau zu erheben weiß, wovon der Spaziergang und das unvergleichliche, die reichsten Lebensbilder prächtig und zugleich anheimelnd entfaltende Lied von der Glocke so herrliche Beispiele sind. Beide zeigen den Dichter auch als Meister der Schilderung, die er mit reichen farbenvollen Strichen, gleichsam mit dramatischem Leben gibt, während Goethe mit einzelnen treffenden Lichtstrahlen das Bild uns vor das Auge zaubert, wobei seine seelenhafte Sprache wundervoll wirkt. Den so bedeutungsvollen Unterschied zwischen der Sprache beider Dichter, wer vermöchte ihn bezeichnender zu vergegenwärtigen als der selbst sprachgewaltige Jakob Grimm! „Goethe besitzt unleugbar die größere Sprachgewalt", urtheilt dieser Meister, „ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot, und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davon trägt; Goethe aber vermag der schon

entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühn schweifenden Zügen. An Schiller klebten in seiner ersten Zeit auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind, bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. — Seine Poesie gibt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute. — Eben darin, daß Schiller in etwas engerm Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mit begründet; denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken, und wird genau verstanden. Von Goethe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber bisher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann, und dennoch hat er einigemal ohne Noth und hart geklagt über die Sprache, gerade an Stellen, wo er sie am glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wußte lautern Saft aus ihr zu ziehen."

Die Pracht der Sprache gibt auch Schillers Balladen einen ganz eigenthümlichen Reiz, besonders da, wo der Stoff Schilderung wunderbarer Dinge verlangt, die er mit Lust ergreift. Darauf scheint sich besonders die Aeußerung zu beziehen, welche Goethe am 20. Juli 1797, wo Schiller nur den Taucher, den Handschuh und den Ring des Polykrates gedichtet hatte, gegen Körner thut: „Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben; die seinigen sind ihm, wie Sie wissen, sehr geglückt. Ich wünsche,

daß die meinigen einigermaßen daneben stehn dürfen; er ist zu dieser Dichtung in jedem Sinne mehr berufen als ich." Goethe hielt sich in der Ballade an das Schauerliche, Unheimliche, und suchte hier möglichst den einfachen, aber ergreifenden Volkston, meist im Anschluß an das bestimmte Volk, aus dessen Gebiet der Stoff genommen war, zu treffen, während Schiller neben der Pracht der Darstellung durch die Würde und Bedeutung des zu Grunde liegenden Gedankens wirken wollte, so daß auch hier wieder seine Beziehung auf den Gedanken hervortritt, der neben der Gelegenheit zu wirksamen Schilderungen ihm einen Stoff besonders anziehend machte. Es sind eben zwei besondere Arten der Ballade oder Romanze; denn die Unterscheidung beider ist durchaus willkürlich, wie man denn diese auch auf verschiedenste Weise versucht hat. Wie Schiller sich eine eigene Art der Ballade schuf, so auch seine Behandlung des Räthsels. Goethe bezeichnet es einmal als einen „schönen Fehler" einiger Räthsel des Freundes, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes geben, und meinte; man könnte darauf fast eine neue Dichtungsart gründen, wogegen er ein Räthsel, das er selbst gedichtet hatte, „kahl" nennt. Schiller wünschte durch die Pracht und den Reiz der Schilderungen seines Gegenstandes dem Räthsel einen besonderen Glanz zu verleihen. In ähnlicher Weise gab sich sein Drang nach edlem Gehalte und gedankenvoller Würde darin kund, daß er auch den Gesellschaftsliedern eine ideelle Grundlage gab, entweder einen allgemeinen Gedanken oder eine allegorische Beziehung oder gar, wie im Siegesfest, einen bedeutenden Sagenpunkt. Goethes launiges Bild Weltseele ist von ganz anderer Art.

So bewährt sich Schiller überall als Gedankendichter, dessen

Größe in dem tiefen Gehalte seiner Dichtung beruht, wodurch freilich die eigentlich dichterische Wirkung nicht selten beeinträchtigt wird, ja selbst in seinen gelungensten Gedichten, wo die Empfindung des Gedankens ganz Herr geworden ist und ihn auf den Flügeln der Einbildung emporträgt, ist diese keine so unmittelbare, wie bei Goethe, bei dem alles aus der reinen Empfindung strömt, die frische Menschensprache der Natur, nicht des Geistes erhabene Töne zu uns dringen. Dabei adelt Schillers Dichtungen eine unvergleichliche Pracht und ein süßer hinreißender Wohllaut der Sprache, wogegen Goethe mit natürlicher Beredsamkeit, welche den bildlichen Ausdruck nur zu sinnlicher Bezeichnung verwendet, uns ins Herz dringt. Selbst in den früheſten, in den roheſten und wildeſten Gedichten Schillers verräth sich der mächtige Schwung seiner Sprache unter so mancher Umhüllung, so mancher Unfertigkeit und Schwäche, doch ist die Ueberspanntheit der Gedanken meist so grell, der Mangel an Zusammenhang und Rundung meist so widerwärtig, daß man diese Gedichte gern in einen Anhang verwiesen, nicht die Sammlung damit eröffnet sähe. Dagegen sind auch Goethes früheſte Gedichte, nimmt man die Höllenfahrt Christi und die drei geklünstelten leipziger Oden aus, so frisch natürlich, daß sie uns freundlich anmuthen. An der Abrundung und vollendeten Einheit fehlt es Schiller auch zuweilen noch in den Gedichten späterer Zeit, während er damals immer bemüht war, alles Ueberflüssige, wozu er früher so sehr neigte, auszuscheiden, wie er denn auch nach Goethes Bericht bei den zum Musenalmanach eingesandten fremden Arbeiten sehr oft durch Streichen vieler Verse und Strophen aus einem matten Gedicht ein wirksames zu gewinnen wußte. In der Gewalt, die Geister über sich emporzuheben, sie mit würdigen und erhabenen

Gedanken seelenhaft zu erfüllen vermag, steht Schiller ganz einzig da, wenn er auch in rein dichterischer Wirkung hinter Goethe, dem die Natur den feinsten Sinn für Gestaltung und Maßhaltung verliehen hatte, weit zurücksteht. In schönstem Vereine werden diese Dioskuren immerfort wirken, so lange das deutsche Volk seine edelsten Besitzthümer nicht freventlich wegwerfen wird, wie sie zu ihrer Zeit dem flachen Dilettantismus, der reichlicher als irgendwo auf diesem Gebiete herrschte und immer herrschen wird, mächtig entgegentraten. In eindringender Auffassung und Würdigung dessen, was sie erstrebt und geleistet, liegt eines der bedeutendsten Bildungsmittel des Sinnes für wahre dichterische Schönheit und Größe, das leider auch unsere neuern Dichter sich nur zu sehr entgehn lassen.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05528 9451